ROSA.

Rosa's

Gardinenseufzer.

Nachgehaucht

von

Fried. Mith. Bruckbräu.

LANDESBIBLIOTHEK HALLE

Erster Theil.

Stuttgart,
Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.
1832.

UNIV. U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Gpc 243 (112)

Rosa's Gardinenseufzer.

Alte Liebe rostet nicht.

Vor drei Jahren sind Ihnen, schöne Leserinnen und freundliche Leser, in zwei dickleibigen Bänden die Mittheilungen aus den geheimen Memoiren einer deutschen Sängerin anvertraut, und somit zum Ergötzen aller Freunde reizender Theaterdamen gleichsam einige Spiegel wundersamer Liebesabentheuer der denkwürdigsten Personen unserer Zeit, in Wien, Mailand, Rom, Neapel, Madrid, Lissabon, Paris, London, Petersburg und Berlin, aufgestellt worden.

Diese deutsche Sängerin, deren vielbewegtes, höchst abentheuerliches Leben in jenem Werke bis zur Natur enthüllt ist, heißt Rosa.

Ich weiß nicht, ob Sie die Bekanntschaft dieser Dame schon früher gemacht haben, oder nicht.

In diesem Falle muß ich Sie bitten, jene Mittheilungen, welche in der Verlagshandlung des gegenwärtigen Werkes zu haben sind, sobald als möglich zu lesen, weil Ihnen dann die Gardinénseufzer weit hörbarer klingen, welche bestimmt waren, den Schlußstein der „Mittheilungen“ als dritter Theil derselben, zu bilden.

In der nothwendigen Voraussetzung jedoch, daß gar Viele keine Gelegenheit finden werden, die „Mittheilungen“ zu lesen, hab' ich den „Gardinenseufzern“ eine Selbstständigkeit zu geben versucht, wodurch sie überall ein geneigtes Ohr finden werden, ohne irgend einen Zweifel ungelöset zu lassen.

Die Wahrheit hat immer und überall die Macht der Originalität für sich.

Von dieser Ueberzeugung ausgehend, wählte ich in diesem Werke, welches Sie so eben des Durchblätterns würdigen, durchaus nur Thatsachen, aus dem wirklichen Leben, da ich das Treiben hinter den Gardinen von jeher mit besonderem Interesse belauscht habe.

Wer also die „Mittheilungen“ nicht gelesen hat, soll mit der schönen Rosa durch die Gar-

dinenseufzer bekannt werden; wer sie aber schon kennt, und auch gewiß liebgewonnen hat, kann die alte Bekanntschaft unmöglich angenehmer erneuern, und: „Alte Liebe rostet nicht!“

Sprechend ähnlich!

Viele Schriftsteller haben die üble Gewohnheit, die schönen Leserinnen und freundlichen Leser mit Denken zu quälen, indem sie es ihrer Phantasie überlassen, sich diese oder jene Scene nach Belieben auszumalen. Dadurch wird jedoch die Einheit der Wirkung gestört, welche der Dichter vorzugsweise berücksichtigen muß, um seinem Werke einen völlig einstimmigen Ruf zu verschaffen.

Von dieser Ansicht ausgehend, werde ich wie ein fleißiger Maler, der nicht bloß flüchtige Skizzen hinwirft, und somit die Kunst zur Fabrikation herabwürdiget, sondern alle Lücken mit gleicher Liebe ausfüllt, meiner Phantasie eine weite Bahn öffnen, worin sie ihr magi-

sches Gaugelspiel mit bunten Schwingen und nächtlichen Leuchtkugeln treiben mag, ohne jedoch über die Schranken des Sittlichen hinwegzusetzen, wie ein scheu gewordenes Kunstreiterroß. In der Sehnsucht des Menschen nach körperlicher Anschauung ist der Wunsch gegründet, ein Bild jener Personen zu besitzen, die unsere Theilnahme in einem vorzüglichen Grade erregen; die Portraitmaler leben daher im eigentlichen Sinne von Liebe und Freundschaft.

In einem prächtigen Etui von reich gesticktem Sammt lächelt dem Prinzen unter geschliffenem Cristallglase im goldenen Oval das reizende Bild der anziehenden Geliebten entgegen, die ihn zugleich auszieht; der Wachtmeister begnügt sich mit einer aus schwarzem Papier geschnittenen Silhouette der Auserwählten, die ihm Schnapsgroschen, Biergeld, Tabak und Wäsche liefert, und periodisch geprügelt wird, um durch Versöhnungsfeste die Vestaflamme der reinen Liebe immer hellodernd zu erhalten, während der arme Dichter, der bekanntlich, nach Schillers Ausspruche an Jupiters Table d'Hote speisen kann, so oft er

will, wenn ihm der Weg nicht zu weit ist, in Klingklangsonetten die Reize der Angebeteten besingt, und sehr oft auch jene Reize, die sie besitzen könnte, aber zufällig nicht besitzt.

Damit nun die napoleonisch-schnellen Siege der schönen Rosa nicht für übertriebene Aufschneidereien gehalten werden, gebe ich hier einen Abdruck ihres Bildes avant la lettre aus den „Mittheilungen," und wünsche jedem Leser eine solche Rosa, mich selbst mit meinen holden Leserinnen begnügend, überzeugt, daß ihre Anmuth ein liebendes Herz noch dauernder zu beglücken vermöge, und inniger als die Zahl der Reize unserer Heldin.

„Rosa besaß von den dreimal neun Reizen, welche ein spanischer Dichter zur weiblichen Schönheit für erforderlich hält, sechsundzwanzig, und die wahren Kenner unter meinen verehrten Lesern werden sich an meinen Geschmack anschließen, wenn ich ihnen gestehe, daß blaue Augen zu schwarzen Haaren mich reizender dünken, als schwarze Augen zu schwarzen Haaren.

„Jener spanische Dichter will nämlich an ei-

ner schönen Dame folgende 27 Schönheiten finden:

drei weiße: die Haut, die Zähne und die Hände;

drei schwarze: die Augen, die Augenwimpern und die Augenbraunen;

drei rothe: die Lippen, die Wangen und die Nägel;

drei lange: den Leib, die Haare und die Hände;

drei kurze: die Zähne, die Ohren und die Beine;

drei große: den Busen, die Stirne und den Raum zwischen den beiden Augenbraunen;

drei schmale: die Taille, die Hände und die Füße;

drei dicke: die Arme, die Schenkel und das Dickbein;

drei dünne: die Finger, die Haare und die Lippen.

„Alle diese Reize vereinte Rosa in dem schönsten Ebenmaße, mit Ausnahme der Farbe der Augen, ein Umstand, den ich gerade für die Krone ihrer übrigen Reize halte.

„Seidenweiche Haare, mit dem Glanzgefieder der Raben wetteifernd, floßen in üppiger Fülle den Rücken hinunter; auf dem schlanken, zarten Halse, dessen blendende Weiße den Schwanenflaum beschämte, ruhte das Engelsköpfchen, das wunderschöne Antlitz mit dem feinen griechischen Profile; Amoretten wiegten sich in dem Grübchen der rosenumhauchten Wangen, und die zauberischen Lippen schienen aus dem letzten Kusse gebildet zu seyn, welchen Venus aus dem Munde des Adonis sog, bevor ihm der vom eifersüchtigen Mars entsendete wilde Eber die tödtliche Hüftwunde schlug.

„Mit dem matten Schimmer der Perlen kann ich Rosa's Zähne nicht vergleichen, welche wie weiße Rosen im Morgenthaue zwischen den von Frühstrahlen der Sonne gerötheten Hecken funkelten.

„Wie soll ich nun Rosa's Busen schildern, wenn schon ihre Zähne mich um Worte verlegen machten?

„Um nicht aus Schwäche des Pinsels hinter der Wahrheit zu bleiben, muß ich gleichwohl mit fremden Federn mich schmücken.

„Marino sagt im 8ten Gesange des Adone der den Titel: „i trastulli," führt, von der Liebesgöttin in der 78ten Stanze:

„„Vedeansi accese entro le guancie belle
Dolci fiamme di rose e di rubini,
E nel ben sen per entro un mar di latte
Tremolar nutar due poma intatte."" *)

„Rosa's Füßchen hielten die Mitte zwischen den kleinsten Pariser- und Chinesen-Damenfüßen, die feinen zierlichen Waden schienen die beiden untersten Stufen einer Jakobsleiter zu seyn, die zum Himmel führt; ihre ganze Gestalt glich der Venus zu Knidus, jenem unsterblichen Meisterstücke des Praxiteles, der in der 104ten Olympiade mit seinem Ruhme ganz Griechenland erfüllte.

„Die höchste aller Schönheiten Rosa's, sowie aller Damen, die Augen, hab' ich dem letzten Pinselstriche an meinem Portraite der gefeierten Sängerin vorbehalten.

---

*) „„Man sah auf den schönen Wangen süße Flammen von Rosen und Rubinen glühen, und im Busen, in einem Milchmeere, zwei unberührte Aepfel zitternd schwimmen.""

„Als Gott den ersten Menschen gemacht hatte, hauchte er ihm eine unsterbliche Seele ein; da schlug er die Augen auf, und darum glaube ich, daß die Seele in den Augen thront.

„So viel ich noch aus der Jugendzeit meines verwahrlosten Studiums der Botanik mich erinnere, von welcher ich nur jene Blumen kennen lernen wollte, womit die Dichter ihre Schöpfungen schmücken, haben wir in Deutschland 16 verschiedene Arten von Vergißmeinnicht.

„Denken Sie sich nun in Rosa's blauen Augen die wechselnde Anmuth der 16 einzelnen Arten in einen Strahlenpunkt verschmolzen, und diese beiden Gestirne am Himmel der Liebe, von Petrarca an seiner Laura einst unerreichbar besungen, von dem bezaubernden Liebreize eines überaus gebildeten Geistes beseelt, so werden Sie leicht begreifen, daß sie überall Siegerin seyn mußte, wohin ihre magischen Blicke drangen."

Dieses Bildniß Rosa's ist sprechend ähnlich!

Eine Geborne?

Ein Unterschied der Stände wird überall gefunden, wo irgend ein Verein von Menschen verschiedene Abstufungen geistiger Bildung und irdischer Glücksgüter anerkennt. Aber nur eine hündische Kriecherei konnte dem Adel, wo von einem weiblichen Wesen die Rede ist, die infame Frage erlauben: „Ist sie eine Geborne?“ Das heißt nämlich: „Ist sie von Adel?“ gleichsam als wären andere, bürgerliche Mädchen und Frauen geworfen worden, anstatt geboren.

Die Zeit, Gott sey gelobt, scheint mir nicht mehr ferne, wo alle diese Mißbräuche und Alfanzereien des verrosteten Feudalwesens vor dem Lichte der fortschreitenden Vernunft und Gesittung verschwinden, wo ein edler Charakter den adeligen Stammbaum bildet, und die Aeste und Zweige desselben aus hochherzigen Thaten bestehen; wo jeder nur nach seinem innern Werthe, und nach dem Vortheile geachtet wird, den seine Thätigkeit dem Staate bringt.

Freilich werden die sogenannten „Gebornen," welche an ihre hohlen Köpfe gestellte Fragen mit Adelsbriefen beantworten möchten, noch lange ein gewaltiges Geschrei erheben, und sich sträuben, wie Kinder, wenn man ihnen die Haare kämmt; allein es wird ihnen nicht gelingen, die Vereinfachung und Verbesserung des Zustandes der menschlichen Gesellschaft noch länger zu verhindern.

Rosa wurde als Pflegkind in dem Hause einer Cantorsfamilie am Rhein erzogen, war jedoch die natürliche Tochter eines regierenden deutschen Fürsten, was sie erst nach der Rückkehr von ihren Kunsttriumphen in den ersten Hauptstädten von Europa erfuhr.

Die „Gebornen" werden Rosa als die natürliche Tochter eines Fürsten gewiß höher achten, als wenn sie die unnatürliche Tochter eines rechtschaffenen Bürgers gewesen wäre. Lassen wir ihnen diese kleine Freude, und ergötzen wir uns dafür an den mancherlei Abentheuern ihres vielbewegten Lebens.

Verwahrung.

Ich war anfangs gesonnen, die Namen aller betheiligten Personen ohne weiteres zu nennen, wodurch dieses Büchlein einen ganz eigenthümlichen Werth erhalten hätte.

Das Interesse meines Herrn Verlegers und mein eigenes würde dabei unstreitig gewinnen. In England erschien vor einigen Jahren ein solches Werk, welches die kleinen Blößen der berühmtesten „Geborenen“ schonungslos aufdeckte, und diese mit Namen und Würden der Oeffentlichkeit bezeichnete.

Dieses Werk machte ausserordentliches Aufsehen, und erfreute sich eines ungeheuern Absatzes; es wurde nicht mehr gelesen, sondern verschlungen, während dennoch die öffentliche Meinung der Gebildeten mit Entrüstung sich gegen diese Indiskretion aussprach, die sie als einen unbefugten, rechtswidrigen Eingriff in die Privatverhältnisse verdammte.

Ich theile diese Ansicht vollkommen. Nur wer selbst in den Kreis der Oeffentlichkeit tritt,

verfällt freiwillig ihrem Urtheile. Was innerhalb der Mauern eines Hauses ohne Rückwirkung auf die Oeffentlichkeit geschieht, soll dort ein heiliges Asyl finden.

Die Namen will ich also respektiren; die Thatsachen mögen den Lesern genügen.

Wie oft wurde ich mit Fragen nach den Namen bestürmt, die ich in meiner „Verschwörung in München“ und in den „Mittheilungen“ verschwiegen habe! Ich blieb standhaft, selbst auf Fragen von zarten Lippen, die mich mit Amors Goldmünzen bestechen wollten, manche Namen wurden glücklich errathen; ich läugnete. Diesem Grundsatze treu wird man mich stets als Schriftsteller finden; nur muß ich mich, bezüglich auf dieses Büchlein, ausdrücklich gegen jene Spürnäschen verwahren, welche hier Anklänge und Aehnlichkeiten aus unserer Mitte zu gewahren wähnen; leicht möglich ist es, daß liebende Geister wie schöne Geister sich begegnen; dieses Zufällige soll aber nicht zu der Anklage berechtigen, daß ich einen fremden Boden zur Saat von Liebes-Intriguen gewählt habe, die eigentlich

innerhalb des Weichbildes der guten Stadt München gesponnen wurden.

Nun zur Sache!

Der gute Ton.

Daß wir Männer die Herren der Schöpfung sind, daran wird wohl Niemand zweifeln. Wir können thun, was wir wollen, und kein Vernünftiger nimmt es übel.

Wir besuchen die Weinhäuser; wenn dieß Damen ohne männliche Begleitung thun wollten?

Wir stellen uns an die Kirchthüren, und mustern die frommen Beterinnen, wenn sie wie Täubchen ein- und ausziehen, mit und ohne Lorgnetten, bücken uns, um ihnen unter die Hüte und Häubchen mit langen Blonden zu gucken; wir erlauben uns allerhand improvisirte Witze, halblaute Wünsche, gesprochene Accorde aus üppigen Sehnsuchts-Walzern, und scheuen uns nicht, in zweifelhaften Fällen die Bezweifelten geradezu mit Fragen zu bestürmen.

Männertugend ist keine jungfräuliche, engge-

ſchloſſene Feſtung, ſondern eine thorweite Breſche, durch welche der Feind ſeinen triumphirenden Einmarſch hält, ohne den mindeſten Widerſtand zu finden.

Wie oft klagen die Männer über weibliche Schwäche! O lieber Himmel! Es gibt keine ſchwächeren Weſen, als die Männer ſind! Würden ſie von den Damen ſo in Verſuchung geführt, wie die Damen täglich, ja faſt ſtündlich von ihnen, ſo blieben alle Berufsgeſchäfte liegen, wie ſie ſelbſt.

Die Männer luſtwandeln noch in dunklen Sommernächten einſam auf öffentlichen Promenaden, in engliſchen Anlagen mit dichtem Gebüſche, und fragen ſchwirrende Nachtvögel: wie viel Uhr es ſey.

Träfe man um dieſe Zeit an ſolchen Orten irgend ein Mädchen oder eine Frau aus einer anſtändigen Familie, ſo würde ſchonungslos der Stab über ſie gebrochen.

Haben lebensluſtige Jünglinge Nächte durchſchwärmt in den Bruderarmen des Bachus und am Buſen der Venus, ſo werden ſie noch mit der Hefe ihrer Lebenskraft um die züchtigſte

Jungfrau aus dem besten Hause, und erhalten sie, oft noch mit der Zugabe einer Tonne Goldes.

Ich kann mich nicht genug verwundern, daß eine so schreiende Ungleichheit in der Befugniß zu leben, zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte, noch keine Empörung, keinen förmlichen Aufstand herbeiführte, und erkläre mir dieß nur aus der Ueberzeugung, daß die Damen, aus einem ganz besonders behaglichen Gefühle, überhaupt nicht gerne aufstehen, was für uns Männer, wenn auch eben nicht die Ruhe begünstigend, dennoch sehr angenehm ist, und uns in unsrem ultraliberalen Lebenswandel nur noch mehr bestärkt.

Wenn Jünglinge und Hagestolze so in den Tag hinein leben, so verletzen sie doch keine Rechte im Gegensatze freiwillig übernommener Pflichten; nach welchem Maßstabe sollen jedoch jene flüchtigen Ehemänner gemessen werden, welche zu Hause liebenswürdige Weibchen und holde Kinder haben, und von so schwachem Gedächtnisse sind, daß sie sich ganz vergessen, und mit dem verrätherischen Eheringe am Finger zugleich die Erinnerung

an den heiligen Kircheneid, an den Schwur der Treue, abstreifen?

Wohl mag man mir einwenden, daß die Ehe vernünftigerweise nur ein bürgerlicher Vertrag, und des Priesters Segen eine Zugabe ceremonieller Weihe sey, daß diese Art, Ehen zu schließen, in Frankreich schon einmal gesetzlich war, als die Revolution die Kirche vom Staate trennte.

Allein kein ehrlicher Mann bricht einen Vertrag einseitig, auf ungesetzlichem Wege, wenn er ihn gesetzlich schloß.

Abgesehen von Allem, bin ich der Meinung, daß ein Ehebruch eigentlich durch das getäuschte Vertrauen zur Todsünde werde, und daß dieser Vorwurf in jedem auch völlig verruchten Herzen fort und fort ein nagender Scorpion bleiben müsse.

Verirrte Männer können wieder zu ihrer Pflicht zurückkehren; man verzeiht der übersprudelnden männlichen Kraft einzelne Fehltritte; gefallene Weiber aber sind verlorene Schildwachen der Tugend; die Weiber sind die geborenen Bewahrerinnen der Sittlichkeit; treten

sie aus dem Geleise ihrer Pflicht, so reißt sie eine schrankenlose Leidenschaftlichkeit von Fall zu Fall, in ihr unabwendbares Verderben.

Sprecht mir nicht von reumüthigen Frauen, die sich vom Sündenfalle aufrafften, und ihren Männern dann mit der zärtlichsten Liebe treuer blieben als jemals; solche sind selten, und gleichen doch immer nur zerbrochenen Porzellantassen, die zusammengekittet wurden; man trinkt daraus, und denkt sich: 's ist doch nur geflicktes Scherbenzeug.

Der gutmüthigste Mann, wenn er auch die Fehltritte seiner Frau verziehen hat, kömmt doch bisweilen in eine Stimmung, welche durch ein renovirtes [illegible]chtniß veranlaßt wird.

Die Frau m[illegible]echtmäßigen und nothwendigen Einwirkung auf den Gang des Hauswesens entsagen, um durch keine Opposition dem großmüthig Schweigenden unwillkührlich die Lippen zu lösen, und das ist schon ein bedenklicher Uebelstand.

Welche Besorgnisse werden täglich den Gatten einer gefallenen und zur Tugend zurückgekehrten Frau beunruhigen, wenn er auf seine

Kinder sieht, die vielleicht seine Kinder sind, und wenig Hoffnung haben, an der Mutter eine gewissenhafte Führerin zur standhaften Tugend zu finden!

Das Unbegreifliche in der Untreue der Frauen oder solcher Mädchen, die ihre Herzen schon vergeben haben, liegt darin, daß sie sich von den süßen Schmeichelworten der Verführer gehuldigt fühlen, ohne an ihre eigentlichen Gesinnungen zu denken.

Die Verführer genießen ihre Opfer, über den errungenen Sieg triumphirend; aber in ruhigen Momenten denken sie: „diese Frau ist doch leichtsinnig und schwach, und pflichtvergessen; wäre sie mein, ich hätte wohl das nämliche Schicksal zu erwarten, das sie jetzt ihrem Gatten so schmählich bereitet!“

Oder: „Wahr ist's, dieses Mädchen hängt mit Leib und Seele an mir; allein sie heuchelt ihrem Liebhaber, der ihr bereits angenehme Heirathsaussichten eröffnet hat, die zärtlichste treueste Liebe; daß ich sie nicht heirathen kann, weiß sie; dieß hindert sie aber nicht, jenen noch eine Zeitlang an der Nase herum-

zuführen, und endlich als Strohmann und Ehrenschirm zu heirathen, mich aber zu lieben. Ich finde Vergnügen an diesem Mädchen, aber sie hat doch einen verächtlichen Charakter. Könnte nicht eine Zeit kommen, wo sie mich eben so betrügen würde, wie jetzt den Andern?

Bei Frauen und Mädchen muß schon eine ganz gemeine Sinnlichkeit vorherrschend seyn, wenn sie den Genuß verbotener Früchte so hoch stellen, daß sie den Gedanken ertragen können, gerade von jenen verachtet zu werden, welchen sie sich gegen das heilige Gebot weiblicher Ehre und Schamhaftigkeit hingeben. An solchen ist auch nichts verloren. Durch ungleiche Ehen in Bezug auf Alter, Charakter und Vermögen, wird der Grund zu zügellosem Leben gelegt. Jünglinge und Mädchen fragen jetzt nur mehr nach den Geldsäcken, nicht nach den Eigenschaften ihrer Wahl; in trägem Nichtsthun wohlleben möchten die Jünglinge, in eigenen Equipagen durch die Straßen stolziren; dem Putze und der Gefallsucht fröhnen zu

dürfen, wünschen die Mädchen. Ob die Herzen sich verstehen, das kümmert sie nicht.

Dieses wilde Leben heißt nun in der eleganten Welt: der gute Ton.

Wie weit der gute Ton in der eigentlichen großen Welt getrieben werden könne, will ich in ergötzenden Federzeichnungen zeigen, glaubte jedoch meine persönliche Ansicht vorausſenden zu müſſen, um nicht den Verdacht auf mich zu laden, daß ich fähig wäre, ſolche Verirrungen zu billigen.

Grundsätze,

in der Politik Principien genannt, von welchen die Diplomaten nie abweichen, es ſey denn, daß es ihr Vortheil erheiſche, in welchem Falle ſie der Sache einen ſo herrlichen Anſtrich zu geben wiſſen, wie eine verbuhlte Tänzerin ihren Lederwangen, ſind auch in der Liebe nothwendig, will man ſich vor ſo manchen ſehr unangenehmen Erfahrungen ſicher ſtellen.

Drei unter dieſen Grundſätzen hielt ich im-

mer ganz besonders in Ehren, und Amor belohnte mich dafür mit der Erlaubniß, in seinem Hofgarten Rosen ohne Dornen pflücken zu dürfen.

Diese drei Grundsätze heißen:

1) Nie eine Knospe brechen,
2) nie den Frieden einer glücklichen Ehe stören,
3) nie mit Versprechungen täuschen, um den Sieg zu erleichtern.

Was außerhalb dieses dreifachen Zauberkreises liegt, ist Gemeingut, so wie es auch an fischreichen Strömen ganze Strecken giebt, wo es Jedermann erlaubt ist, nach Belieben zu fischen.

Weil ich nun einmal schon im Zuge bin, den Moralisten zu spielen, oder vielmehr nicht zu spielen, da mir jene Grundsätze von jeher heilig waren und es stets bleiben werden, so muß ich dieselben noch ein wenig näher beleuchten, in der Hoffnung, verkehrte Meinungen zu berichtigen.

Eine Knospe gebrochen zu haben, gehört zu jenen seltenen Ereignissen, die der Glückliche

zu den Festmomenten seines Lebens zählt. Dieses Glück kann auf einer irrigen Ansicht beruhen. Ist er nicht gesonnen, die gebrochene Knospe in sein Haus zu tragen, und an der Sonnenwärme ehelicher Liebe zur lächelnden Rose sich entfalten zu lassen, so hat er ihr eine schöne Hoffnung ohne Ersatz geraubt, und sie wird fast ohne allen Zweifel unbeachtet verdorren.

Irgend Jemand aber alle Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Daseyns rauben, ist eine Freveltat, die das quälende Gewissen rächt.

Ein noch größeres Verbrechen scheint mir die Störung des Friedens einer glücklichen Ehe, weil dadurch nicht bloß eine einzelne Person, sondern eine ganze Familie unglücklich wird.

Selbst im Genusse aller Glücksgüter dieser Erde, hat doch jede Ehe ihre Beschwerden, und nur der innigen Liebe gelingt es, dem wechselseitigen Sichverstehen, der Nachsicht und Schonung, dem verständigen Zusammenwirken, jene Beschwerden zu tragen. Treue Liebe und häuslicher Friede sind dann die goldenen Früchte dieser Einigkeit.

Welcher Mann von Ehre und Gefühl möchte

in einen fremden Garten steigen, und mühsam gepflegte Früchte rauben?

Je inniger die Liebe, desto zündender jeder Argwohn, und dem schlechten ist es leicht, den Samen des Zwistes in bange Herzen zu streuen. Bald verschwinden mit den erschlichenen Siegen die Gelüste des Verführers, und nur der Unfriede wuchert fort in der Familie, ranket sich wie Epheu an den gebrochenen Herzen empor, und ein stachelnder Vorwurf schlägt seine Krallen in die Brust des gewissenlosen Urhebers, der eine vorüberrauschende Wonne mit mehr als einer Seligkeit erkauft hat.

Versprechungen als Köder gebrauchen, ist ein ganz gemeiner Betrug, dessen nur eine verworfene Seele fähig ist. Jeder verdient Vertrauen, so lange er sich des Vertrauens nicht unwürdig bewiesen hat. Ein weibliches Herz traut so gerne den Schwüren eines geliebten Mannes, und hat keine Ahnung von einer Schlechtigkeit, die zu einer solchen Täuschung nöthig ist. Wehe aber demjenigen, der also handelt! Er hat mit eigener Hand glühende Kohlen auf sein Haupt gelegt!

Schlaraffenleben.

Anerkannte Lebemänner behaupten, wer das Leben recht genießen wolle, müsse nach Wien reisen.

Ich zweifle nicht, daß jene Herren die Genüsse des Lebens richtig zu würdigen wissen; aber wie ist es möglich, an Wien zu denken, so lange es ein Paris giebt!

Wahr ist's, daß in Wien die Menschen herzlicher sind, als in der Hauptstadt an der Seine, daß eine gewisse äußere Ruhe herrscht, die Niemand in seinen Freuden stört, und die deutschen Worte klingen dem Deutschen doch immer heimischer, als das Gezisch der französischen Schnellzüngler. Doch wer höhere Genüsse kennt, als die unter vollen Schüsseln ächzende Tafel, als das schlendrianmäßig getheilte, schwellende Lager, wer das Körperliche mit dem Geistigen so innig zu verbinden wünscht, als möglich, wer für sein Gold die barokesten Launen einer fieberkranken Phantasie erfüllen

will, der gehe nach Paris; dort ist das Schlaraffenleben zu Hause!

Die völlig entarteten Sitten des französischen Hofes seit vielen Jahrhunderten, haben Paris in ein Babel, in ein modernes Sodoma verwandelt, und der flüchtige Charakter der Franzosen beschleunigt das allgemeine moralische Verderben.

Die Siege der Republik, des Consulats und des Kaiserreiches, schleppten unermeßliche Summen nach Paris, deren Besitzer leben und glänzen wollten. Vom Reichsmarschalle bis zum letzten Heumagazins-Offizianten, trachtete jeder Armee-Beamte, reich zu werden, und an Mitteln dazu fehlte es ihnen ebensowenig, als am Muthe, sich über alle Bedenklichkeiten eines ordinären Ehrgefühles oder eines lächerlichen Gewissens hinauszusetzen.

Wer erinnert sich nicht, daß der Marschall Massena, der im Leben gewiß nie an das Sparen dachte, nach seinem Tode ein Vermögen von 40 Millionen hinterließ! Natürlich gab es auch genug männliche und weibliche Spekulanten, die diese Schätze umschwärmten, um daran

zu nippen, gleich den diebischen Hummeln, welche den honigreichen Bienenstock umsummen.

Mit geschäftiger Phantasie haben schon oft die Leipziger Romanenfabrikanten die türkischen Liebesfreuden in den Serails der Pascha's von so und sovielen Roßschweifen geschildert, und eben so schnell die Druckbogen vollgemacht als die Mäulchen lüsterner Damen und Herrn mit Wasser gefüllt. Wie mancher mag sich schon gewünscht haben, der Sultan zu seyn, um in dem Hesperiden-Garten des Harems die orientalischen Blumen zu pflücken! Und doch ist ihr ganzer Plunder nur ein unbehülflicher Quark. Welche Wonnen vermögen weibliche Sclavinnen zu gewähren, die dem Winke des stolzen Gebieters gehorchen müssen, oder mit der seidenen Schnur erdrosselt, zur Abwechslung auch mitunter in Säcke eingenäht, in den Bosphorus geworfen, und dort von Raubfischen gefressen werden!

Zwanglos müssen die Spenden der Liebe seyn, und selbst wenn sie erkauft werden, die Wahl frei, der Nachfragen abzulehnen. Ich beneide die Türken nur um zwei Dinge: um ihren

Tabak, und um ihre Bäder. Von solchen Bädern haben wir Nichttürken gar keine Ahnung; wozu die deutlichsten Beschreibungen derselben? In Beschreibungen kann sich Niemand baden, und die Empfindungen der Badenden kann doch keine Feder schildern.

Rosa entwarf einen Feldzugsplan gegen die Crösusschätze der Pariser-Goldpinsel; gewiß keine leichte Aufgabe in dieser Weltstadt, wo die Phantasie zu gleichem Zwecke bereits das Mögliche erschöpft zu haben schien.

Je größer der Luxus auf der einen Seite, desto schreiender das Elend auf der andern; es fehlt die Uebergangsstufe, die Wohlhabenheit.

Nirgends findet man diesen Mißstand in so hohem Grade, als in dem aristokratischen England, in diesem sogenannten Lande der Freiheit, wo viele tausende, durch Elend verkrüppelt, am Hungertuche nagen mit Weib und Kindern, und Viele wirklich im vollen Sinne des Wortes verhungern, auf öffentlichen Landstraßen, hinter Hecken und Zäunen.

Die besondern Verhältnisse des Ackerbaues

und der Industrie in England tragen hieran die Schuld, und zuletzt wird ungeachtet der so hoch gepriesenen Verfassung das äußerste Elend die armen Menschen zur Verzweiflung, und zum gewaltsamen Umsturze alles bestehenden treiben.

Der Grundbesitz ist in den Händen Einzelner, welche den Pächtern die Haut über die Ohren ziehen; die Fabriken werden zum planmäßigen Ruin der Fabriken des Continentes betrieben; die Preise werden so tief als möglich gestellt, die Handlöhne so gering als möglich bezahlt; Dampfmaschinen drohen auch noch dieß karge Hungergeld einzuziehen.

Die Franzosen in Paris, welche mit der Sonne aufstehen, ohne zu wissen, mit wem sie an diesem Tage essen werden, und das Haus verlassen, ohne einen Sous in der Tasche zu haben, sind auf ihren Spekulationsgeist angewiesen, und vielleicht geht von den zahllosen Tausenden, welche wie ein Lavastrom über die Straßen und öffentlichen Plätze in Paris sich täglich ausgießen, kaum der dreißigste Theil ungesättiget nach Hause.

Es wäre ein sehr verdienstliches Unternehmen, wenn ein Deutscher in Paris sich die Mühe geben möchte, die verschiedenen öffentlichen Erwerbsarten dieser lustigen Stiefkinder des Schicksals zu notiren, und für die Armen in unsern deutschen Hauptstädten zu benützen, denen es an gleichem Unternehmungsgeiste gebricht.

In Paris geschieht Alles mit Anstand, sogar das Betteln.

Die Bettler wissen ihre Bitte um Almosen in die verbindlichsten Worte zu kleiden, und diese mit der größten Artigkeit der Person anzupassen, an die sie ihre Bitte richten. Kommt der Tag, so bringt der Tag, — ist der Inbegriff ihre Lebensweisheit, und so wird denn am Abende in irgend einer Schenke mit dem Erträgnisse der wohlthätigen Spenden sich gütlich gethan, und sie entschlummern dann so sorglos, als dürften sie am andern Tage bei einem Banquier die Renten eines verzinslichen Capitals erheben.

Im Allgemeinen leben die Pariser an jedem Tage so, als wäre er der letzte ihres Lebens.

Rosa saß mit ihren Gesellschaftsdamen

Fanny und Betty im erſten Gaſthof von Paris bei einem auserleſenen Abendmahle auf ihrem Zimmer, weil ſie aus Bequemlichkeit Abends nie an der Wirthstafel ſpeiſen mochte, und machte die beiden Mädchen mit den Verrichtungen ihres künftigen Geſchäfts-Kreiſes bekannt.

Mit dem Anſtande eines Cavaliers trat der Garçon des Hauſes, (der Kellner) in das Zimmer, und bat um die Befehle Roſa's.

„Ich bedarf heute nichts mehr. Doch ja, es wäre mir ſehr angenehm, wenn Sie mich mit den Eigenheiten Ihres Gaſthofes bekannt machen würden, indem ich hier ſo lange zu verweilen gedenke, bis mein eigenes Hôtel nach meiner Angabe zu meiner Aufnahme eingerichtet ſeyn wird.“

„„Madame belieben zu befehlen!““

„Wird der Gaſthof ſehr beſucht?“

„„O ja, obgleich die Preiſe weit höher ſtehen als in allen übrigen Gaſthöfen von Paris. Dagegen aber trifft man bei uns ſowohl an der Wirthstafel als in den Wohnzimmern nur Perſonen von hoher Auszeichnung.““

„Stehen Sie auch in Verbindung mit Personen, die nicht regelmäßig den Gasthof besuchen?“

„„Ah, ich verstehe, Madame! Hier hab ich die Ehre, Ihnen ein Verzeichniß dieser Personen zu überreichen. Außer der Verpflegung bezieh ich keine andere Vergütung meiner Mühe; hinsichtlich meines baaren Einkommens bin ich auf den Ertrag dieses Verzeichnisses angewiesen.““

„Ganz recht! Nehmen sie diese Kleinigkeit!

Sie gab ihm ein Goldstück, wofür der Kellner mit einem eleganten Kratzfuße dankte.

„„Ich muß mir erlauben, Madame, Ihnen zu bemerken, daß jene Personen, vor deren Namen ein Sternchen steht, täglich von Nachts 11 Uhr bis Morgens 3 Uhr im Gasthofe zur Disposition der Herrschaften stehen, welche uns die Ehre erweisen, auf einige Stunden, auf Tage oder Wochen und Monate den Gasthof zu bewohnen. Die nicht Bestellten können augenblicklich gerufen werden. Schellen Sie gefälligst, wenn Sie ihre Wahl getroffen haben!““

Der Kellner empfahl sich.

„Ist der Mensch toll oder betrunken?“ fragte Rosa lachend; — „ich soll eine Wahl treffen?“

Sie öffnete das Verzeichniß, und las mit Erstaunen 327 Namen von Knaben von 12 bis 15 Jahren, von Jünglingen von 18 bis 26 Jahren, von Männern von 30 bis 36 Jahren, von denen viele als verheirathet bezeichnet erschienen, welche alle zur Verfügung der weiblichen Gäste des Hôtels standen.

Das Verzeichniß hatte die Genauigkeit einer Conscriptionsliste; es enthielt Vor- und Zunamen, Alter, Geburtsort, Stand; die genaueste Personalbeschreibung; die geselligen Talente, z. B. spielt die Flöte oder Clavier, singt, zeichnet, ist ein Taschenspieler u. s. w.

Viele unter diesen Selbstvermiethern waren dienstlose Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten aus der Armee Napoleons, die lieber betteln, als unter der weißen Fahne dienen wollten; durch die Verrätherei Weniger verlor Frankreich den größten Feldherrn, der je die Welt mit seinem Ruhme erfüllte, und die Früchte zwanzigjähriger Siege.

Mit Wehmuth und Entrüstung las Rosa

die Namen der unglücklichen Knaben, welche die Noth oder Habsucht entarteter Eltern schnöden Lüsten verbuhlter Weiber Preis gab. Sie hielt es für eine Schmach der Regierung, ein solches Scandal zu dulden.

Fanny mußte schellen; der Kellner erschien.

„Haben Madame schon gewählt?“

„„Nein, mein Freund; so sehr ich auch im gewöhnlichen Leben das Gesellige und den Austausch froher Gefühle liebe, so bin ich doch in diesem Punkte mit keiner Theilung einverstanden. Apropos, haben Sie nicht auch ein ähnliches Verzeichniß weiblicher Wesen für Ihre männlichen Gäste?““

„O ja, Madame, es steht zu Ihren Diensten!“

„„Ich bin Ihnen sehr verbunden; nehmen Sie diese kleine Erkenntlichkeit!““

„Tausend Dank, Madame, Sie sind gar zu gütig! Mein Gott, wie sind die meisten Gäste so knauserig, während Sie so großmüthig handeln, wie eine Prinzessin!“

Rosa überschaute flüchtig die Namen, wovon sehr viele gleichfalls, wie in der andern Liste, mit Sternchen bezeichnet waren.

„Also auch Damen haben Sie in Ihrem Magazin vorräthig?

„„Im Ueberflusse, ich könnte ganz Deutschland damit versehen. Sie melden sich in solcher Zahl, daß ich wöchentlich ein ganz neues Verzeichniß entwerfen muß, sonst kämen die meisten gar nie an die Reihe.““

„Kann ich späterhin diese lebendigen Artikel Ihres Verlages nicht unbemerkt sehen?“

„„Sehr bequem von einem vergitterten Balkone aus. Sie sitzen jetzt eben an der Tafel, indem sie Abends ihre bestimmte Verpflegung haben, als Vergütung für den Zeitverlust. Máchen sie Geschäfte, so müssen sie dem Besitzer des Gasthofes einen festgesetzten Antheil geben.““

„Gut; ich werde Sie später um Ihre Begleitung ersuchen.“

Auch in diesem Verzeichnisse der Damen stand bei jeder Nummer der Miethpreis, wie in der Liste der Herren; aber mit Erstaunen las Rosa die Namen der gefeiertsten Familien, selbst aus dem hohen Adel, von denen Frauen und Töchter sich zur Verfügung der Gäste gemeldet hatten.

Gewiß war bei den meiſten Putzſucht, deren Aufwand die Gatten und Eltern nicht beſtreiten wollten oder konnten, die Falle ihrer Tugend, und die Mörderin jedes weiblichen Schamgefühles.

In meinen Jünglingsjahren hab ich ſelbſt in unſerer Mitte Aehnliches erlebt; ich kannte den Lohnlakei eines ſehr anſehnlichen Gaſthofes, der ein ſolches geheimes Verzeichniß nur für Fremde verfügbarer Damen ſtets in ſeinem Portefeuille trug, und gegen einen Kronthaler, verſteht ſich unter dem Siegel der heiligſten Verſchwiegenheit, einſehen ließ.

Was kümmert ſich jugendliche Neugierde viel um einen Kronthaler? Ich ließ ihn ſpringen, und der Schleier des Wahnes weiblicher Tugend fiel von meinen Augen, als wäre ich glücklich am Staare operirt worden.

Damals machte mir eine wunderſchöne Frau, die Gattin eines ſehr hoch geſtellten, reichen Staatsbeamten, eines hübſchen Mannes von etwa 30 Jahren, viele ſchlafloſe Nächte; ihre Tugend galt für eben ſo feſt und uneinnehmbar, wie Gibraltar. Ihr Name ſtand auf

der Liste. Es fügte sich, daß ich sie auf einem Festballe traf.

Natürlich ergriff ich diese Gelegenheit, ihr wieder mit verliebtem Wahnsinne den Hof zu machen. Sie maß mich Frevler von unten bis oben mit einem vernichtenden Blicke.

Der Champagner revoltirte schon in meinem Kopfe und ich flüsterte ihr leise zu: „Wär ich nur ein Fremder im Gasthofe zum **, der Preis von 33 fl. schien mir gar nicht zu hoch!“

Die Dame entfärbte sich und zitterte.

Tröstend fügte ich bei: „Mein Mund ist verschlossen wie das Grab!“

Drei Tage später hielt sie mich für einen Fremden, — und bewirthete mich noch oft mit uneigennütziger Gastfreundschaft.

Was jedoch Rosa mit tiefer Wehmuth erfüllte, war die Uebereinstimmung des Damenverzeichnisses mit dem Herrenverzeichnisse selbst hinsichtlich der unreifen Jugend, indem sie eine lange Reihe von Namen zwölf- bis fünfzehnjähriger Mädchen las.

„Ist es möglich,“ — rief sie aus, zu ihren Gefährtinnen sich wendend, — „ist es möglich,

daß Eltern, oder wer immer die Aufsicht auf solche Kinder hat, die armen Kinder so gewissenlos hinopfern können? Sollten sie nicht lieber die gemeinsten Arbeiten, und ertrügen sie nur so viel, um das Leben mit trockenem Brode zu fristen, verrichten, als auf diesem Lasterwege dem Verderben entgegen zu gehen?

Was kann und muß die Folge dieser Entartung seyn? Die zarten, noch gar nicht ausgebildeten Leiber werden zerstört, verwelken bald, und werden siech; wie lebende Leichen wanken sie dann durch die Straßen, oder enden im Spitale der Unheilbaren an dem schrecklichsten Uebel der Menschheit, ihre Eltern mehr als ihre Verführer verfluchend.“

Der Kellner erschien. Rosa folgte ihm mit ihren beiden Gesellschaftsfräulein, und er führte sie über mehrere Corridore des ausgedehnten Gebäudes, Treppe auf, Treppe ab, bis zu einer kleinen, verschlossenen Thüre, die er leise öffnete.

Sogleich vernahm Rosa eine rauschende Conversation, buntes Wechselreden, fröhliches Gelächter.

„Ein wahres Schlaraffenleben!“ sagte sie.

„„Wir sind an Ort und Stelle, Madame; das ist

Der Bazar der Liebe,

und zwar für die Damen. Ich bitte, zu prüfen, und mich mit Ihren Aufträgen zu beehren. Die Herren sitzen genau nach der laufenden Nummer des Verzeichnisses; Sie können also von den Verhältnissen eines jeden Einzelnen sich volle Kenntniß verschaffen. Wann befehlen Madame, daß ich wieder kommen soll, um Sie in die Abtheilung für Männer zu führen?““

„In einer halben Stunde.“

„„Sehr wohl, ich stehe zu Ihren Diensten!““

Durch die vergitterte Loge konnten die drei Damen unbemerkt ihren Betrachtungen sich überlassen.

An einem ungeheuern Tische in Hufeisenform, in einem hohen auf Schwibbogen ruhenden Saale, der von sechs großen Lichtern erhellt war, saßen sämmtliche zum Amazonendienste conscribirte Rekruten, worunter einige von ausgezeichneter

Schönheit, die meisten hübsch, und nur wenige vom gewöhnlichen Schlage; unter diesen fand Rosa mehrere im Verzeichnisse zu höhern Preisen, als manche von den Schönen, und schloß daraus, daß ihr Werth außer dem Gesichtskreise liegen müsse.

Keiner schien sich vor dem Andern zu geniren: vor Jedem, selbst vor den Knaben, stand eine Flasche Wein; bisweilen verkaufte ein Knabe seinen Wein um die Hälfte des Preises, oder stellte ihn zur Seite, um ihn nach Hause zu bringen.

Dienstlose Offiziere aus den letzten Tagen des Kaiserreiches sprachen von den herrlichen Zeiten der Eroberungskriege von Napoleon, relegirte Studenten von politischen Umwälzungen, wobei sie große Rollen zu spielen hofften, verarmte Spieler von falschen Würfeln und von der künstlichen Volte, junge Taugenichtse von Siegen über tugendhafte Frauen und Mädchen, deren Namen und Schwächen sie dem allgemeinen Gelächter Preis gaben.

Daß sie prahlten, unterlag keinem Zweifel; denn wären sie wirklich die begünstigten Anbeter

jener reichen Damen, die sie so schonungslos durch die Hechel zogen, gewesen, so würden sie wohl nicht als Miethartikel im Liebesbazar des Gasthofes gestanden haben; Rosa sah wohl ein, daß sich keine Dame auf die Diskretion dieser Menschen verlassen dürfe, welche, aller edleren Gefühle ledig, zur schmählichen Feilbietung ihrer Körper sich erniedrigen konnten.

Am meisten fesselte die Aufmerksamkeit der ganzen Tischgesellschaft ein junger Mensch von 19 bis 20 Jahren, mit schwarzen Haaren, feiner, gebogener Nase, ungemein sprechenden Augen, und einem Munde, dessen Lippen zum Scherze und zur Ironie gemacht zu seyn schienen.

Augenblicklich benützte er jede Pause an der Tafel, um wieder komische Tagsgeschichten mit einer ihm eigenen Laune zu erzählen, und mit sarkastischer Zuthat zu würzen, wofür ihn stets ein schallendes Gelächter belohnte.

Einmal fing er an:

„Geld wollt Ihr, nicht wahr? Ja, die Wege zum Gelde sind krumm, wie die Maulwurfsgänge auf den Feldern. Es glänzt auch nicht alles, was Gold ist, und nicht alles, was

glänzt, ist Gold. Das Fatalste im Leben sind die Querstriche; da sind mir die Gedankenstriche, diese Gebeine erschlagener Gedanken, noch weit erträglicher. Ihr kennt doch die Helene, Schauspielerin im Vaudevilles-Theater? Sie ist nicht übel, vielleicht sogar halb hübsch; sie bildet sich aber ein, noch schöner zu seyn, als die griechische Helena, die einen Paris hatte, aber nicht ein Paris, und für welche Troja verbrannt wurde.

Ein Gesandtschaftssekretair, der selbst nicht wußte, wie er zu diesem Amte gekommen war, hatte nicht bloß ein Auge, sondern beide Augen nebst den Augenliedern auf das schöne Leuchen geworfen, und, weil er auch die Handelswissenschaft studirt hatte, den einfachsten und natürlichsten Verkehr, den Tauschhandel, gewählt, um an das Ziel zu kommen.

Nach dem sehr verständlichen Satze: „Gibst du mir dieß, geb' ich dir jenes," eröffnete der Gesandtschaftssekretär, eben so jung als häßlich, das Conferenzprotokoll, und die beiden kontrahirenden Mächte kamen überein, daß er gegen einen monatlichen Pachtschilling von 500 Fran-

ken und gegen vierteljährige Aufkündigung, die Nutznießung des Grundstückes antreten könne.

Der Pächter bezahlte zwei Monate lang pünktlich, ohne daß ihm das Grundstück eingeräumt wurde. Er besaß zu viel Zartgefühl, — ich, offen zu gestehen, führe Jahr aus Jahr ein diesen Artikel nicht, — um die Extradition des Pachtobjectes mit mehr Energie zu betreiben; allein im dritten Monate gings ihm doch zu Herzen wie zur Börse, und er erlaubte sich, Lenchen an das Conferenz-Protokoll, wieder mit Zartgefühl, zu erinnern.

Wie sehr erstaunte aber der Herr Sekretär, als Lenchen erklärte, daß sie, nach einer neuen Schätzung des Grundstückes, und nach genauer Berechnung der Erträgnisse desselben bei tagweiser Verwerthung, es unmöglich gegen den geringen Pachtschilling von monatlichen 500 Franken abtreten könne, es sey denn, daß er sich verbindlich mache, auf die Dauer ihres Lebens den Pacht fortzubezahlen.

Der Handel war nun einmal geschlossen; und daher nicht zu verargen, daß der Pächter sich furchtbar über diese spekulative Sinnesänderung

ärgerte, und ihr, dießmal schon mit weniger Zartgefühl, deßwegen bittere, aber wohlverdiente Vorwürfe machte.

„Mademoiselle," — begann er seine Rede, — „ich habe bisher die beste Meinung von Ihnen gehabt; allein ich muß gestehen, daß Sie in Ihrem Benehmen ein bewundernswerthes Talent entwickeln, meine Ansicht zu bekehren. Ich suchte alles Mögliche hervor, die auffallend lange Vorenthaltung auf eine schickliche Weise zu entschuldigen, durch Ihre jungfräuliche Schüchternheit, durch das Streben, meine Wonne zu steigern, durch allenfalls nöthig gewordene Reparaturen am Pachtobjecte, u. s. w. An Alles hab ich gedacht, aber diese Spaltung zwischen Wort und That wagte ich nicht bei Ihnen zu suchen.

„Ich sehe recht wohl ein, daß Sie sich vom Eigennutze leiten lassen, aber kein Gefühl der wahren Liebe in Ihrem Herzen tragen; Sie wechseln die Liebhaber so gleichgültig, wie die Hemden, und ziehen vielleicht manchmal zwei bis drei Hemden zugleich an, um sich vor Erkältung zu sichern. Glauben Sie aber ja nicht,

daß Sie mich eben so leicht ausziehen, wie Ihr Hemd; auf eine solche Art von Ihnen ausgezogen zu werden, wäre mir im Traume nicht beigefallen.

„Ich schenke Ihnen die von mir bereits erhaltenen 1500 Franken, wofür ich mir das wohlbezahlte Recht vorbehalte, allen meinen Freunden und Feinden Ihr Benehmen zu schildern, und Sie vor Ihren habsüchtigen Plänen zu warnen, Sie wortbrüchige, und ach! doch so anmuthige Kreuzspinne!“

Diplomaten haben in der Regel eben keine brillante Phantasie, und hätten sie sonst keine Brillanten, so wären sie übel daran. Eine Kreuzspinne! Welcher Mann von Phantasie wird eine Dame eine Kreuzspinne nennen!

Verstand liegt allerdings in der Wahl dieses Wortes, und das Bild ist praktisch; ich sehe im Geiste das schöne Leuchen als Kreuzspinne durch ein zehntausendmal vergrößerndes Glas, wie sie mitten in dem aus Intriguen künstlich gewebten Netz mit ausgespreizten Beinchen einen täppischen Anbeter erwartet, um ihn gleich einer langbeinigen Mücke, sogleich mit

geschäftiger Eile zu umspinnen, und ihm den letzten Lebenstropfen auszusaugen.

Der Herr Gesandtschaftssekretär rannte erbost über die Treppe hinab, ein Beweis, daß er kein Talent zum Diplomaten hatte. Ein Diplomat muß durch nichts auf der Welt aus seiner Fassung zu bringen seyn; wenn es die Politik erfordert, muß er ohne alle Ueberwindung jegliches menschliche Gefühl verläugnen können, und seine Seele wie sein Gesicht die ausdruckloſe Natur des elastischen Gummi haben, um sich nach allen Richtungen ohne Widerstand dehnen zu lassen.

Inzwischen, zur Ehre des Diplomaten sey es gesagt, siegte denn doch bald wieder sein berechnender Verstand über die Leidenschaft. Er fand, es sey besser, wenigstens etwas für sein baares Geld zu haben, als nichts, wie ein Gantgläubiger, der sich zuletzt glücklich schätzt, wenn er aus dem Schiffbruche seiner Forderungen nur noch 10 vom Hundert rettet.

Er hatte der schönen Kreuzspinne das Spinnen abgelernt, und spann also nun — eine Intrigue.

Eines Abends warf er sich reumüthig zu den Füßchen des holden Lenchen, und hielt, weil denn das Redenhalten in unserm konstitutionellen Jahrhunderte eine wahre Wuth geworden ist, eine Seuche, in ihrer Art für die Zuhörer oft nicht weniger tödtlich, als die Cholera Morbus für die gesammte Menschheit, folgende Rede:

„Was wäre die Liebe ohne Versöhnung, und woher eine Versöhnung nehmen ohne Zwist? Verzeihen ist für Damenherzen so süß, und so leicht, wo nur das Uebermaß von Liebe verziehen werden darf. O Gott, ich habe einsehen gelernt, daß ich ohne Sie nicht leben kann! Himmlisches Lenchen, sehen Sie mit gnädigem Blick auf mich armen Sünder herab, denn auch der Himmel hat mehr Freude an einem Sünder, der sich gebessert, als an 99 Gerechten. Deßwegen mögen auch Sie mehr Freude an mir gebessertem Sünder haben, als an den 99 Anbetern, — wenn sie auch keine Gerechte sind, — die an Ihrem Triumphwagen ziehen!“

„„Mein Gott, Sie plaudern ja nur immer tolles Zeug, wovon ich kein Sterbenswörtchen

verſtehe! Stehen Sie doch auf, und ſagen Sie mir mit deutlichen Worten, was Sie denn eigentlich noch bei mir wollen?““

„Von dem Boden zu Ihren Füßen ſteh' ich nur auf, um mich in Ihre Arme oder ins Waſſer zu ſtürzen. Ich habe über Ihr Ultimatum reiflich nachgedacht, und beſchloſſen, es anzunehmen.“

„„So? Und ſo ſpät erſt? Glauben Sie denn im Ernſte, daß ich auch jetzt noch die nämlichen Geſinnungen hege, und daß mir ſeitdem Niemand weit vortheilhaftere Anträge gemacht habe? Da irren Sie ſich gewaltig.““

„Nun, ein gutes Wort findet ein gutes Ort, und dem blanken Gold iſt jedes Herzchen hold! Ich verpflichte mich, den Pachtſchilling von monatlichen 500 Franken auf die Dauer Ihres Lebens zu bezahlen, in der ſichern Hoffnung jedoch, daß Sie mir Ihre Liebe ungetheilt ſchenken, und das Pachtobjekt unter keinerlei Vorwande, für immer oder momentan, zur Verfügung irgend eines Dritten ſtellen werden. Kauf bricht Pacht und Miethe; ſollten Sie alſo in den Fall kommen, einem Manne Ihre Hand

vor dem Altare zu reichen, so bitte ich um vierteljährige Aufkündigung.“

„„Einverstanden, mein lieber Herr von Ambeau;““ erwiederte mit seligem Lächeln die holde Kreuzspinne; — „„haben Sie nicht einige Zeilen in Form eines Vertrages aufgesetzt? Glauben Sie nicht, daß ich aus Mißtrauen frage, Gott bewahre mich; aber ich liebe bisweilen die Förmlichkeiten, wie Sie die Formen, bloß um mich daran zu ergötzen.““

„Hier ist das Dokument; lesen Sie es aufmerksam durch, und genügt es Ihnen nicht, so äußern Sie nur gefälligst, welche Zusätze Sie wünschen!“

Pause!

„„Ganz in der Ordnung!““

„Erlauben Sie, mein liebes Lenchen, daß ich gegen den Mißbrauch durch Zufall mich sicher stelle. Ich wünsche, dieß Dokument unter Couvert zu legen, welches wir denn Beide mit unsern Wappen versiegeln. Sie bewahren es, und eine von mir auf die Rückseite des Couverts geschriebene Note ermächtige Sie, die beiden Siegel zu erbrechen, und beliebigen Ge-

brauch, gerichtlichen oder außergerichtlichen, von dem Dokumente zu machen, sobald ich auch nur einen einzigen Monat mit der Bezahlung des Pachtschillings im Rückstande bleibe.“

Lenchen war damit vollkommen einverstanden, schellte mit dem Glockenstrange neben ihrem Bette nach Licht, und das Dokument wurde mit den beiden Wappen feierlich verschlossen.

Der Bediente des Herrn von Ambeau schleppte nun einen Korb mit Champagner, spanischen und portugiesischen Weinen in das Kabinet der diplomatischen Unterhandlungen; um den glücklichen Abschluß derselben ohne Zeugen feiern zu können, mußte Lenchens Kammerzofe jeder sich meldenden Visite sagen, daß die Gebieterin auf das Land gefahren sey, und schwerlich noch vor dem folgenden Tage zurückkommen werde.

Lenchen streifte mit dem letzten Röckchen auch den letzten Rest ihrer Schüchternheit ab, und zeigte sich als eine kleine muthwillige Hexe. Sie war gewohnt, sich immer über die Damen des Ballets lustig zu machen; nun ahmte sie sehr viele Pas derselben nach, und versuchte es,

durch Pirouetten das Muskelspiel der schönen Glieder zu zeigen.

Inzwischen stürzte sie ein Glas nach dem andern hinunter; seitdem sie Unterricht im Reiten nahm, lernte sie auch das Trinken. Durch das fortwährende Plaudern und Lachen, durch die possirlichen Stellungen und Bewegungen, war der Geist der Reben in den Audienzsaal ihres eigenen Geistes hinaufgestiegen, und Lenchens Heiterkeit ging über in herausfordernden Muthwillen.

Herr von Ambeau steckte den Schlüssel an die Thüre des Pachtobjektes, das er viermal prüfend durchging, erklärte seine Zufriedenheit, und verließ es erst um 2 Uhr nach Mitternacht um zu Hause über die fernere Verwendung ruhig nachdenken zu können.

Lenchen sah sich nun schon im Geiste für ihre ganze Lebenszeit geborgen, und fand das gelungene Plänchen so allerliebst, daß sie beschloß, es auch bei andern Anbetern nach Thunlichkeit anzuwenden.

Im Genusse einer so bedeutenden Leibrente, was sie doch im vollen Sinne des Wortes war,

ſtiegen allerlei Bedürfniſſe in Lenchens Köpfchen empor, unter denen neue Meubles zu den dringendſten gehörten.

Der Hoftapezier wurde ſogleich gerufen; Lenchen machte ſich verbindlich, ihm für eine ganz neue Einrichtung monatlich 200 Franken bis zur völligen Abbezahlung der Meublesſchuld zu entrichten.

Eine totale Reform wurde nun in Lenchens Wohnung vorgenommen; die hübſchen Schränke, Tiſche, Stühle, Spiegel, woran ſie ſchon als Kind im väterlichen Hauſe ſich einſt ergötzt hatte, waren ihr nicht mehr modern genug; ſie verſchwanden auf den Trödelmarkt, und bald prangten die neuen; das Gehämmer der Tapeziergeſellen dauerte Tagelang fort, als ſchlügen ſie das Trauergerüſt zum Requiem von Lenchens Tugend und Ehre auf; glücklicherweiſe lag aber dieſe Zeit ſchon weit hinter ihr.

Perſonen, die mit Recht das Gemüth höher ſchätzen, als den Leib, konnten es Lenchen nicht verzeihen, daß ſie mit den elterlichen Meubles alle ſichtbaren Erinnerungen an Vater und Mutter, an die ſchuldloſe Zeit ih-

rer Jugend aus ihren Augen verbannte, um für den Flitterstaat Raum zu gewinnen.

Es liegt für fühlende Herzen etwas Wahres in diesem Tadel, und ich möchte den Sorgenstuhl meines seligen Vaters für keinen Krönungsstuhl hingeben. Er bleibt mir eine heilige Reliquie väterlicher Liebe, und so oft ich ihn betrachte, gedenke ich der guten Lehren, womit mein geliebter Vater, auf jenem Stuhle sitzend, gegen die Stürme des Lebens mich ausrüstete.

Der vierte Monat ging zu Ende; der Pächter hatte, ganz nach den Eingebungen seiner Phantasie, das Pachtobjekt benützt, ohne eines Culturgesetzes zu bedürfen; allein der Pachtschilling, der Bodenzins blieb aus, und bald darauf auch der Pächter.

Lenchen war in ihrem beweglichen Leben schon so Manches durchgegangen, daß sie nicht ohne Grund befürchtete, es könnte ihr wohl auch der Pächter durchgegangen seyn, was ihr manche kummervolle Stunde, manche schlaflose Nacht machte. Sie zog durch dritte und vierte Hände nach allen Seiten hin Er-

kundigungen ein, und gewann bald die Ueberzeugung, daß sie nicht bloß die gehoffte Terne aus dem Lotterierade des Schicksals, sondern selbst den Herrn von Ambeau verloren habe.

Sie hatte nun das Räthsel gelöset, wie man zugleich gewinnen, und zugleich verlieren könne. Sie gewann nämlich jene fatale Ueberzeugung, und verlor die Leibrente; und dennoch durfte sie sich noch glücklich schätzen, daß sie nur die Rente, und nicht auch den Leib verloren hatte.

Nun galt es, einen großen Entschluß zu fassen, und da sie in ihrem Leben schon oft Gelegenheit gefunden, einen großen zu fassen, der ihrem erfindungsreichen Köpfchen Ehre machte, so sang sie, wie die Polen singen:

„Noch ist Polen nicht verloren!“

ihr Liedchen nach derselben Melodie:

„Noch ist Leuchen nicht verloren!“

Ihre Lage war um so schwieriger, als sie dieselbe keiner Freundin, keinem Freunde anvertrauen wollte; sie wußte sehr wohl, daß kluge Leute keinem Menschen ein Geheimniß

mittheilen, wenn sie auch fremde Geheimnisse gerne bewahren.

Die Gewerbsleute haben so ihre eigenen Hausknisse; sie jagen nach Gewinn, und kümmern sich wenig um die Quelle, aus welcher die Zahlenden ihr Geld schöpfen; versiegt aber die Quelle, und bleiben sohin die Zahlungen aus, dann verwandeln sie ihre Bücklinge in eine Besenstielhaltung, die Complimente in Mahnungen, und tauchen die Anforderungen zuvor in unverschämte Anspielungen auf die verdächtige Art des Erwerbes.

Lenchens Tapezier war von demselben Schlage.

Kaum blieben die vertragsmäßigen 200 Franken um einen Tag über die bestimmte Zeit aus, als er schon durch seinen Lehrjungen ein ungesiegeltes Briefchen schickte, des einfachen Inhaltes:

„Fräulein Lenchen belieben dem Ueberbringer dieß die Abschlagszahlung von 200 Franken unbedenklich einzuhändigen.“

So etwas läßt sich aber leichter schreiben als thun, wenn das Geld fehlt.

Lenchen händigte dem Lehrjungen wirklich etwas ein, aber kein Geld, sondern einen Brief, gefüllt mit Entschuldigungen und mit Bitten um Nachsicht.

Dieß war ein Mißgriff; gegen Menschen, welche rücksichtslos zu verfahren pflegen, muß man nie offen seyn, sie nie zu Vertrauten von Verlegenheiten machen, worin man sich befindet, sich nie zu Bitten herabwürdigen, wofür jene kein Ohr haben.

Leicht hätte sich ein anderer Vorwand finden lassen, um Zeit zu gewinnen, und Zeit gewonnen, ist Alles gewonnen. Ich will nicht sagen, was ich in diesem Falle gethan hätte, genug, daß ganz Paris weiß, ich sey nicht auf den Kopf gefallen; allein Sie sollen sehen, daß ich auch bescheiden seyn kann, indem ich mein Licht nicht auf den Scheffel stelle.

Statt der Antwort des Tapeziers kam er selbst, machte sich's, uneingeladen, recht bequem auf dem noch unbezahlten Sopha, und leitete auf eine sehr einfache Weise, wie Sie gleich hören sollen, folgendes erbauliche Gespräch ein:

„Der Gang zu Ihnen, Lenchen, das „Fräu-

lein“ blieb also schon weg, — hat mich sehr ermüdet; in meiner Equipage fuhr die Familie nach Tivoli, und einen Fiaker trägt das Gewerb nicht ein; ich habe so viele lüderliche Kunden, die nicht zur rechten Zeit zahlen, daß ich jede Luxusausgabe vermeiden muß, wenn ich mich nicht ruiniren will. Wie gesagt, ich bin sehr ermüdet, und fühle Hunger und Durst; lassen Sie mir ein Gabelfrühstück und eine Flasche Champagner Sillery holen, versteht sich gegen meine Bezahlung, denn ich bin nichts weniger als interessirt.“

Mit diesen Worten legte er einen blanken Napoleonsd'or auf den Tisch.

„„Machen Sie sich's bequem, Herr Flormond!““

„Sie haben mir heute ein Briefchen geschickt, Lenchen?“

„„Ja, Herr Flormond!““

„Hat mich sehr überrascht, sehr; das muß ich gestehen; bei Ihnen, hätte ich mir gedacht, könnte es ja gar nie fehlen.“

„„Es ist auch nur eine augenblickliche Stockung, die in einigen Tagen —““

„Auch noch geniren wird, glauben Sie mir aufs Wort, Lenchen; denn ich kenne den saubern Herrn von Ambeau. Sie sind nicht die Erste, und nicht die Letzte, welche von ihm getäuscht wurde.“

„„Getäuscht?““

„Ja, ja, getäuscht! Ich könnte Ihnen Dinge von diesem Monsieur erzählen, Dinge, sage ich Ihnen — doch wozu? Dadurch würde doch Ihre Lage nicht besser werden.“

„„Der schändliche Mensch! Wenn ich mich nur an ihm rächen könnte!““

„Wer weiß!“

Das Frühstück wurde aufgetragen; Flormond griff tapfer zu, und auch Lenchen schlürfte manches Spitzgläschen des köstlichen Rebensaftes durch den schlanken Hals hinunter; doch wollte er ihr nicht recht munden; so oft sie an das Capitel des Zahlens dachte, an welches Flormond in seiner Vorlesung nun bald kommen mußte.

„Was werden Sie nun thun?“

„„Ich baue ganz auf Ihren guten Rath.““

„Sehr verbunden; allein hier ist guter Rath

theuer. Meine Frau führt die Rechnung über das ganze Geschäft; sie wird auf Einhaltung der Fristenzahlungen dringen; gegen säumige Schuldner ist sie immer gleich mit gerichtlicher Klage zur Hand; Verwendung von meiner Seite würde nur ihre Eifersucht rege machen, obgleich ich schon 64 Jahre zähle. Die Meubles zurücknehmen wäre eine Maßregel, welche Aufsehen erregen, und Ihnen sehr unangenehm seyn müßte.“

„„Mein Gott, in welche Lage bin ich gerathen!““

„Sehen Sie, Lenchen, das ist immer die natürliche Folge, wenn ein so charmantes Kind, wie Sie, mit einem solchen Springinsfeld anbindet. Warum halten Sie sich nicht an Männer von gesetztem Alter, z. B. wie ich? Wie gefall' ich Ihnen, liebes Lenchen?“

Lenchen schöpfte wieder leichter Athem, als sie merkte, daß des Champagners Flamme die dürren Stoppel des winterlichen Alters entzündete.

„„Ach!““

„Sie seufzen? Darf ich hoffen, daß dieser

Seufzer aus Ihrem Herzen kommt, und daß Ihr Herz für mich fühlet?“

„„O Herr Flormond, wenn ich reden dürfte, wie mir's um's Herz ist!““

„Reden Sie, mein holdes Schätzchen, reden Sie!“

„„Als ich zum erstenmale die Ehre hatte, Sie zu sehen, gewannen Sie durch Ihr artiges, sanftes Benehmen meine volle Neigung; daß mein Herz getheilt sey, konnte dem Herrn von Ambeau nicht lange ein Geheimniß bleiben; ich wurde von Tag zu Tag merklich kälter gegen ihn. Sie haben mir meinen Anbeter und zugleich die Ruhe meines Lebens geraubt.““

Mit diesen schmeichelnden Worten legte sie ihr blondes Köpfchen an seine linke Schulter, und zerdrückte mit ihrem reichgestickten Taschentuche einige Krokodillsthränen.

Diesen Moment benützte der windelweich gerührte Tapezier, den Napoleonsd'or vom Tische weg, wie einen Beurlaubten, wieder in seine Tasche einzuberufen; denn bei der großmüthigen Handlung, welche so eben in seinem Her-

zen reifte, hätte das einzelne Goldſtück ohnehin nur eine untergeordnete Rolle geſpielt.

„Die Liebe iſt erfinderiſch,“ — nahm Flormond das Wort; — „da fällt mir eben ein treffliches Mittel ein; es kommt jedoch darauf an, ob Sie damit einverſtanden ſind.“

„„O gewiß! Sprechen Sie nur, Herr Flormond, ſprechen Sie nur! Iſt es aber nicht ein Mittel, das mir Ihren Beſitz ſichert, ſo verſtummen Sie lieber auf ewig, und laſſen Sie mich ein Opfer hoffnungsloſer Liebe werden!““

„O ich Glücklicher, ich möchte mit dem Könige nicht tauſchen! Höre, mein liebes Lenchen! Vor zwei Tagen ſagte mir ein guter Freund aus der Vorſtadt St. Germain, er werde mir am nächſten Sonntage ein Capital zurückzahlen, welches ich ihm geliehen hatte, bevor der Drache zu Hauſe, der den Titel und Rang meiner Frau führt, ſeine Krallen auf meine Kaſſe legte. Schon zur Zeit, als ich jene nicht unbedeutende Summe auslieh, gab ich ſie verloren, trug ſie auch nicht in meine Bücher ein. Durch Fleiß und Glück gedieh

der häusliche Wohlstand meines Freundes, dessen Redlichkeit ich nun die Rückzahlung verdanke.

Von diesem so zu sagen gefundenen Gelde soll mein Drache auch nicht ein Sterbenswörtchen erfahren. Werden wir einig, Lenchen, so kannst du monatlich auf die 200 Franken rechnen, welche du fristenweise für die Meubles zu bezahlen hast.“

„„Was soll ich thun, lieber, herzensguter Herr Flormond?““

„Ich trete in die Rechte, welche dem Herrn von Ambeau durch den mit dir geschlossenen Vertrag zustehen, und erlasse dir dagegen die Meublesschuld. Willst du? Bist du damit zufrieden, holdes Täubchen?

„„Vollkommen, Herr Flormond, vollkommen!““

„An jedem Sonnabende gibst du mir eine Quittung über 50 Franken, und da wir eben heute Sonnabend haben, so können wir gleich unsern Handel bei schäumendem Champagner schließen.“

Mit geschäftiger Eile hob Lenchen den De-

ckel ihres Schreibtisches auf, quittirte mit liebenswürdiger Haltung den Empfang der ersten fünfzig Franken, und Flormond, der seine alten Herzkammern mit den süßen Träumen einer seligen Zukunft austapezierte, kehrte wonnetrunken nach Hause zurück.

Eine schwere, drückende Last war nun von Lenchens Herzen gewälzt, und der Besitz der Meubles gesichert; aber es bleibt doch immer ein unangenehmes Gefühl, weniger einzunehmen, als kurz zuvor; im Grunde aber nahm sie gar nichts ein, da die 200 Franken für die Meubles nur scheinbar in ihre Tasche fielen.

Sie sann hin und her, wie sie den wortbrüchigen Ambeau zur Contrakterfüllung anhalten, oder den Ausfall im Budget auf andere Weise decken sollte; daß es nicht viele Narren gebe, die einen solchen Pachtkontrakt in der aufrichtigen Absicht schließen, ihn zu erfüllen, wußte sie sehr wohl.

In Liebesverhältnissen soll stets die höchste Diskretion herrschen; kein Dritter, wenn nicht besondere Umstände einen Vertrauten oder eine Vertraute nothwendig machen, darf eingeweiht

werden. Ein heiliges Siegel verschließe die Lippen der Liebenden, und mag nun das Verhältniß aus freier Wahl, wechselseitiger Verständigung, äußerer Nothwendigkeit, Zufall oder Mißverständnissen aufhören, so darf kein Theil sich des Schweigens enthoben glauben, sondern muß das Geheimniß in seiner Brust bewahren. Mädchen und Weiber aber, die für Geld und Geldeswerth Jedermann zu Diensten stehen, sind gewerbtreibende Personen, die jeder Kunde seinen Freunden und Bekannten, je nach ihren guten oder schlimmen Eigenschaften, empfehlen oder mißrathen kann; sie verdienen weniger Rücksicht als Miethgäule, weil diese ihren angebornen Beruf erfüllen, jene aber freiwillig auf Achtung verzichten, und ein ehrsames Leben aufgeben, um der Schmach eines verkäuflichen Leibes zu fröhnen.

Innerhalb weniger Tage erhielt Lenchen mehrere anonyme Briefe, worin sie zu ihrem größten Erstaunen und Schrecken die Nachricht fand, daß Herr von Ambeau in den Salons mit der Erzählung prange, wie listig

er sie in sein Garn gelockt und getäuscht habe.

Lenchen spie Feuer und Flammen; ihre ohnmächtige Wuth löfete sich in Thränen des Aergers auf, und sie zerbrach sich wochenlange das blonde Köpfchen, um einen Racheplan zu ersinnen, dessen Ausführung ihr die möglichste Genugthuung verschaffen sollte. Ein glücklicher Zufall begünstigte ihr Vorhaben.

Einer der ärgsten Wüstlinge in Paris, Signore Gamboni, der sich täglich im Schlamme der schändlichsten Lüste wälzte, und von der Polizei aus der Stadt gewiesen wurde wegen seiner verruchten Sittenlosigkeit, obgleich sonst unser Paris eben nicht Anspruch auf Heiligsprechung machen kann, bewarb sich schon seit langer Zeit um Lenchens Gunst, jedoch vergebens. Sein siecher Leib und seine leere Börse machten ihn der klugen Rechnerin nicht empfehlenswerth.

Gewohnt, unter dem nichtigsten Vorwande sich selbst in die besten Häuser einzuführen, Wein, Pferde, Landhäuser u. dgl. zum Kaufe anbietend, ließ er sich bei Lenchen als Tape-

tenhändler aus Neapel melden, und legte ihr Muſter zur Auswahl vor.

Natürlich war es damit nicht ernſtlich gemeint, und Gamboni rückte bald mit ſehr verſtändlichen Anſpielungen auf ihr Verhältniß zu Herrn von Ambeau heraus, ſo daß ſie wohl merken konnte, er ſey von Allem wohl unterrichtet.

Nun gab ſie es auf, die Zurückhaltende zu ſpielen! erzählte ihm ausführlich die ganze Geſchichte, und äußerte den glühenden Wunſch, ſich um jeden Preis an ihm zu rächen.

„Iſt er reich?“ fragte der ſchlaue Italiener.

„„Sehr reich, man ſchätzt ſein Vermögen auf anderthalb Millionen Franken.““

„Teufel! Da ließ ſich ein Schnitt machen! Wo haben Sie den Kontrakt?“

„„Hier. Er iſt jedoch mit unſern Siegeln verſchloſſen, und kein Theil darf ihn ohne den andern öffnen.““

„Das ſieht einer Prellerei ähnlich, wie ein Ei dem andern. Wir wollen ſehen, ob ich recht habe.“

Gamboni öffnete den Umſchlag mit ei-

ner Scheere, zog das Dokument hervor, und las:

„„Elende Buhldirne!““

„Verzeihen Sie, Fräulein, auf einen solchen Eingang eines Kontraktes war ich nicht gefaßt, ich muß es Ihnen überlassen, fortzulesen.“

Lenchen wurde bleich wie der Tod, und zitterte an allen Gliedern; dann brachen die Thränen des gerechten Grimmes über ein so schändliches Benehmen aus ihren schönen Augen, und sie verbarg ihr vom Schmerz entstelltes Antlitz in den weichen Pfühlen des Sophas.

„Fassen Sie sich, Lenchen, der Nichtswürdige soll diesen Frevel theuer büßen; mein Plan ist schon gereift.“

Lenchen gab keinen Laut von sich.

Sanft ergriff sie der Italiener bei den Schultern, wendete sie um, und sah mit Erstaunen, daß die Holde sinnlos mit geschlossenen Augen vor ihm lag. Ihr Puls ging so matt, als wäre sie dem verlöschen nahe.

Da zog der Italiener eine Phiole mit geistigen Tropfen hervor, öffnete mit vorsichtigem Finger die zarten Rosenlippen, Lenchens,

und flößte ihr die wunderſam Belebenden ein. Eine ſüße Flamme durchglühte bald den engelſchönen Leib, und ſanfte Bewegungen verkündeten die wiederkehrende Kraft.

„„Leſen Sie weiter, Gamboni; ich bitte Sie darum, ich will Alles wiſſen, und wär' es auch das Schrecklichſte!““

„Sie befehlen!“

Er las nun weiter:

„Ein weibliches Weſen, das ſeine Liebe verſteigert, und ſeinen Leib den Meiſtbietenden hingibt, iſt in meinen Augen ein verächtliches Geſchöpf. Sie wollten mich prellen, jetzt ſind Sie geprellt, wie Sie es verdienen. Schweigen wird jetzt das Klügſte ſeyn, was Sie thun können; erfahre ich, daß Sie ſich auch nur im Geringſten Äußerungen gegen mich erlauben, ſo entſage ich meinem Grundſatze der Schonung, und erzähle Jedermann Ihr Benehmen; eine Dame, die ſich für ihre Gunſtbezeigungen bezahlen läßt, hat ohnehin keinen Anſpruch auf Diskretion. Um aber im äußerſten Falle, wozu Ihre Leidenſchaft und Unbeſonnenheit mich treiben könnten, meine Worte glaubwür-

dig zu machen, werde ich ausführlich ein gewisses Mal an Ihrem Leibe beschreiben, worin ein Zweifelnder, wenn er es der Mühe werth hält, nachzuforschen, sich dann beruhigen mag. Adieu!

Ambeau.“

Lenchen hatte weder Lust noch Zeit, noch einmal in Ohnmacht zu fallen; aber die Wuth über eine so schändliche Täuschung machte sich durch einen Strom von Thränen, durch eine Fluth von Verwünschungen Luft.

Rache war nun ihr einziger Gedanke, und wer konnte geeigneter seyn, ihn auszuführen, als der verschmitzte Italiener.

„Halb Part, was ich herausbringe! Sind Sie's zufrieden?“

„„Mit Vergnügen!““

„So ist unser Handel geschlossen. Von nun an vermeiden Sie es, mit irgend Jemand über diese Angelegenheit zu sprechen. Nennt man in einer Gesellschaft den Namen des Verräthers, so schweigen Sie; mischen Sie sich nicht ein; lehnen Sie jedes Gespräch über ihn förm-

lich ab; mir soll er nicht entgehen. Leben Sie wohl!“

Etwa vierzehn Tage darauf kommt Gamboni in das Bureau des Herrn von Ambeau, um einen Paß visiren zu lassen.

„Wie? Ist es möglich, daß Sie Paris verlassen können?“

„„Warum nicht? Ich reise meiner Braut entgegen, die eben so schön als reich ist. Ohne den Damen von Paris zu nahe zu treten, darf ich Sie versichern, daß kaum Eine ihres Gleichen hier zu finden seyn möchte.““

„Sie spannen in der That meine Neugierde in einem sehr hohen Grade. Werde ich wohl so glücklich seyn, Ihrer liebenswürdigen Braut aufgeführt zu werden, oder sind Sie vielleicht eifersüchtig?“

„„Weit entfernt, meine Braut als solche oder als meine Frau unter ein Sturzglas stellen zu wollen, will ich sie vielmehr in alle ehrbaren Gesellschaften führen; so viel ich zu beurtheilen vermag, harmonirt ihr Verstand mit ihren übrigen Vorzügen und so wird sie wohl in der Conversation der Salons eine gute Rolle spie-

len. Eifersüchtig bin ich nicht, bis auf einen gewissen Punkt; dieser würde mich erinnern daß ich ein Italiener bin, und ich würde mein Vaterland nicht verläugnen. Die Liebe läßt sich nicht befehlen, sie muß verdient werden; aber die Ehre bleibt ewig ein Gesetz, und der Mann muß sie bewachen bei der Dame seines Herzens, wie ein Heiligthum. Das ist mein Glaubens-Bekenntniß in der Liebe!""

„Vortreffliche Grundsätze, mein lieber Freund! Ich theile vollkommen ihre Ansichten, und mein Benehmen wird Sie späterhin überzeugen, daß ich Ihres Vertrauens würdig bin. Sie sind ein Mann vom edelsten Charakter; ich bitte um Ihre Freundschaft!"

„„Zu viel Güte, Herr von Ambeau!""

„Ohne Umstände! Ich zähle Sie von nun an zu meinen besten Freunden; täglich wird für Sie ein Gedeck an meiner Tafel offen stehen. Zugleich bitte ich Sie, mit ihrer Braut ein kleines Fest auf meiner Villa zu beehren, wozu ich einige Freunde und Damen laden

will. Ich hoffe, wir werden uns herrlich amüsiren.

Gamboni sagte zu, und empfahl sich. Eine Stunde darauf fuhr er in einem bepackten Reisewagen am Hause des Herrn von Ambeau vorüber, der ihm vom Balkon aus noch eine recht glückliche Reise und baldige Heimkehr wünschte.

Vierzehn Tage waren verflossen, als eines Abends im Theater français eine reich gekleidete Dame, von Juwelen strahlend, in einer Loge des zweiten Ranges, alle Lorgnetten und Operngucker in Bewegung setzte.

Ein Stirnband von großen, blendendweißen Perlen war von einer Fülle kastanienbrauner Locken umschattet, leuchtende, schön ausgezeichnete Augen schauten zwar nicht triumphirend und herausfordernd, aber doch ihrer Siegesmacht sich bewußt, umher; der jungfräuliche Busen, in der zarten Form und Größe einer Doppelorange, war dicht verhüllt. Die niedlichsten Händchen von der Welt ruhten, mit den Lorgnetten spielend, auf dem Purpur der Logenbrüstung, oder tändelten mit den über

die Schulter rollenden Locken. Unter dem feinen Näschen gaukelten Liebesgötter auf den in Morgenröthe getauchten Lippen.

Herr von Ambeau vergaß das Theater, das Publikum, seine diplomatischen Geschäfte, ja sich selbst, im Anstaunen dieser herrlichen Erscheinung; leider konnte ihm Niemand über diese Dame, und eine neben ihr sitzende junonische Gestalt, die er gleichfalls überaus liebenswürdig fand, nähern Aufschluß geben. Vergebens lief er auf den Corridors umher, und bot jedem Thürsteher für den Namen der Dame einen Louisd'or; so klug wie zuvor, trat er wieder in seine Loge, und betrachtete als ein Astronom der Liebe das herrlichste Gestirn. Plötzlich stand Gamboni vor ihm.

„Da bin ich wieder, Herr von Ambeau; nicht wahr, ich reise mit dem Sturmwinde; die schnellsten Flügel macht doch nur Amor!“

„„Willkommen, Gamboni! Retten sie mich doch aus meiner peinlichen Verlegenheit. Kennen Sie nicht jene Dame mit dem Perlendiademe?““

„In welcher Loge?“

„„Mein Gott, wer kann denn hier noch eine

andere sehen, als die Einzige, die ich meine. Dort, sehen Sie, dort!““

„Deuten Sie nur nicht mit dem Finger; Sie alarmiren ja die ganze Logenreihe. Ah, Sie meinen die Dame mit dem Lockenköpfchen!“

„„Ja, ja! Wer ist sie? Wo wohnt sie?““

„Darüber kann Ihnen freilich Niemand bessern Aufschluß geben, als ich; diese Dame ist —

„„Nun?““

„— meine Braut!“

„Wie? Ihre Braut?“

„„Nun ja! Verdien' ich sie etwa nicht, oder bleibt ihre Liebenswürdigkeit hinter meiner Schilderung zurück?““

„O nein! Sie ist schön, ein Engel, ein Erzengel; aber es ist doch verdammt, daß Sie Ihre Braut ist, sie könnte ja auch meine Braut seyn!“

„„Da haben Sie ganz recht; allein es ist nun einmal so!““

„Das eben ist mein Unglück!“

„„Ihr Unglück?““

„Nun ja; denn ich bin schon in solchem

Grade verliebt, daß ich fürchte, den Verstand zu verlieren.“

„„Gott bewahre Sie! Die Theaterbeleuchtung täuscht gar sehr; bei hellem Tage werden Sie schon einige Stufen von ihrer Begeisterung herabsteigen.““

„Nie, nie! Sie stellen mich doch Ihrer holden Braut vor, liebes Freundchen, nicht wahr? Sie haben mir's versprochen, und ich nehme Sie jetzt beim Worte.“

„„Sehr gerne, nach diesem Aufzuge, wenn es Ihnen gefällig ist.““

„Göttlicher Gamboni, lassen Sie sich umarmen!“

„„Nur kein Aufsehen, wenn ich bitten darf!““

Nie noch hatte der verliebte Diplomat ein Stück langweiliger gefunden, als dieses; er saß auf glühenden Kohlen; seine Augen hingen nur immer an der bezaubernden Armida.

Endlich fiel der Vorhang; der Diplomat faßte den neu angeworbenen Freund am Arm, und zog ihn zur Loge hinaus.

Im Corridor wollte Gamboni das Gespräch noch auf allerlei andere Interessen des

Tages leiten, um das Glück des Eilenden zu verzögern; vergebens! Der Diplomat hielt nicht Stand. Der Thürsteher riß die Logenthüre auf, und jener athmete nun im Paradiese.

„Liebe Bella, der Herr Gesandtschaftssekretär von Ambeau, wünscht die Ehre zu haben, dir sein Compliment zu machen.“

„„Für mich eine ausgezeichnete Ehre! Mein Gamboni hat mir so viel Schönes und Interessantes von Ihnen erzählt, daß ich den Augenblick kaum erwarten konnte, Ihre Bekanntschaft zu machen.““

„Mein Fräulein, ich berufe mich auf Ihren Namen, der den ersten Grad Ihrer Schönheit bezeichnet; Sie sind jedoch la più bella!“*)

„„Ah, die Herrn Diplomaten haben ein Privilegium, zu schmeicheln, und solche Worte klingen von Ihren Lippen doppelt angenehm; ich werde mich also wohl hüten, Sie an der Ausübung Ihres Privilegiums zu stören.““

Der Diplomat schwamm in einem Meere von Seligkeiten; als ein großer Kenner weiblicher

*) Bella — schön; la più bella — die Schönste.

Herzen zweifelte er schon nach der ersten Viertelstunde nicht mehr an seinem Siege über beide Damen; denn auch die stattliche Clara hatte auf seinen wechselreichen Geschmack Eindruck gemacht.

Er lud Gamboni mit seinen Damen zum Souper; sie nahmen die Einladung an. Der berühmteste Restaurateur in Paris bedeckte in kurzer Zeit die Tafel mit den köstlichsten Leckerbissen.

Während des Desserts verließen die Gäste bisweilen ihre Stühle, gingen durch die Reihe der prächtig meublirten Zimmer, bewunderten die schönen Gemälde, Uhren, Spiegel, Vasen, die tropischen Gewächse in Porzellantöpfen, u. s. w. Bella trat auf den Balkon hinaus, die sternhelle Nacht bewundernd, und die herrlichstrahlende Venus am saphirblauen Himmelsdome.

„O wär' ich da oben!“ seufzte sie leise.

Der Diplomat stand dicht hinter ihr, den geheimen Wunsch ihrer wehmüthigen Stimmung vernehmend.

„„Dieſer Wunſch kommt aus keinem glücklichen Herzen, ſchöne Bella!““

„Mein Gott! Sie haben mich belauſcht! Verrathen Sie mich nicht!“

„„Eher ſterben!““

„Wenn es Gamboni erführe, ſeine Eiferſucht würde mich tödten!“

„„Vertrauen Sie mir, Ihrem treuſten Freunde!““

„Gamboni beobachtet uns! Nur kein Aufſehen!“

Auf der Straße ſang ein Vorübergehender ein Liedchen klagender Liebe, Bella kannte die Melodie, und ſang ſie leiſe nach.

„Sie ſingen auch? Und welche Stimme! Hier iſt eine Guittarre! O nur ein einziges Liedchen! Ich bitte!“

Bella griff in die rauſchenden Saiten, und ſang mit ihrer volltönenden Stimme ein italieniſches Notturno, die rührenden Klagen eines in Liebe gebrochenen Herzens.

Herr von Ambeau erſchöpfte ſich in Lobeserhebungen.

„Sie begehen eine Todſünde an der Kunſt,

wenn Sie nicht in den Kranz der ersten Sängerinnen unserer Zeit treten. Eine solche Stimme hab' ich noch nie gehört!"

„„Sie überschätzen mein geringes Talent, das mir übrigens manche frohe, manche düstere Stunde bereitet. Oft schon fühlte ich mich versucht, für die Bühne mich auszubilden; allein meine Eltern duldeten es nicht; sie fürchteten die Gefahren der Verführung. Selbst der Zufall eines großen Vermögens zeigt sich meinem Wunsche feindlich; wäre dieses Hinderniß nicht, so würde meine kindliche Liebe, für ein angenehmes Leben meiner Eltern zu sorgen, ihren Widerstand besiegt haben.""

Erst als der Morgen zu dämmern begann, schieden die Gäste, und da der Diplomat der schönen Bella die Hand reichte, um sie in den Wagen zu heben, fühlte er einen leisen Druck ihrer zarten Rosenfinger, und zugleich auch den Siegeslorbeer an seine Schläfe.

Geschäftsmänner sollten nie verliebt seyn, wenigstens nur bis zu einem gewissen Grade; der trockene Beruf erträgt den poetischen Firniß einer begeisterten Liebe nicht. Daher kam

es auch, daß der Diplomat täglich auf die Bärenjagd ging, daß heißt: die schönsten Papierböcke schoß, die Päße verkehrt visirte, die Gesundheitsatteste für Verstorbene ausstellte, u. s. w.

Am meisten nahmen die Vorbereitungen zum Feste auf seiner Villa, wobei er der angebeteten Bella sein Vermögen und seinen Geschmack zur Schau stellen wollte, seine volle Thätigkeit in Anspruch.

Was nur immer die Jahreszeit an seltenen und kostbaren Speisen aus allen Gegenden zu sammeln vermochte, wurde in Ambeau's Villa gebracht, und in vielen Salons glaubte man im vollen Ernste, er feire heimlich seine Verlobung, und Gamboni sey nur der Vermittler dieser ehelichen Verbindung.

Deßwegen wurde er auch von den Damen, die ihn bisher nur immer als einen Hagestolz gekannt hatten, wegen seiner schnellen Bekehrung tüchtig geneckt, und Paulus genannt, der aus einem Verfolger Saulus ein bekehrter Paulus geworden war.

Weit entfernt, die Vermuthung der Damen zu berichtigen, gefiel er sich vielmehr in der be-

zauberten Phantasie, der Bräutigam dieser Schönsten aller Schönen zu seyn.

Wär' ich Walter Scott, oder aus seiner Schule, so würde ich Ihnen jetzt Ambeau's Villa von der vergoldeten Spitze des Blitzableiters bis zur Inschrift des Grundsteines beschreiben, die Thiere im Parke, und die Fische im kleinen See zählen, von jeder Person aus der Dienerschaft eine polizeiliche Personalbeschreibung liefern, eine naturhistorische Sauce über die Tafelgerichte ausgießen, die Formen der goldenen und silbernen Gefäße nach antiken Ansichten untersuchen, die Equipage von Ambeau's vertrautesten Gästen von den Perücken der Kutscher bis zu den Hufnägeln der Pferde schildern, und die genauesten Lebensbeschreibungen jener Lebemänner liefern; allein da ich mit meinem mündlichen Vortrage keine Druckbogen füllen kann, wie der große Unbekannte, Walter Scott, mit ausgeleerten Dintenfässern, auch meine Kehle bereits so heiser wird, wie einer ersten Sängerin unserer grossen Oper, wenn sie ein Rendezvous mit einem Gardeoffizier dem Auftreten in der brillantesten

Parthie vorzieht, so bitte ich Sie, sich alle diese Siebensachen gleichwohl selbst nach Belieben mit gefälliger Phantasie auszumalen, während ich, aus Schonung Ihrer Geduld, zur Lösung des Knotens eile.

Jeder von Ambeau's Freunden erschien mit einer Dame; aber wie weit blieb jede hinter Bella, ja selbst hinter Clara zurück! Der Diplomat hatte sich für diesen Abend mit weiblicher Eitelkeit geputzt; seine Haare dufteten von Salben, als wollte er eben ein Trinkgelag bei Lucullus besuchen, oder mit Horaz bei Falerner des schönen Daseyns sich erfreuen.

Champagner-Sillery war die geringste Weinsorte auf der Tafel; Cap-Constantia, Alicante Amaro, Xeres, u. dgl. goßen süße Höllenflammen in alle Adern, und jagten das Blut in tobenden Wogen durch die Herzkammern.

Gamboni bildete sich etwas darauf ein, im Domino Wenige seines Gleichen zu haben; einer von Ambeau's Freunden war schon angewiesen, den Italiener bei dieser schwachen Seite zu fassen, und fesselte ihn auch wirklich an den Spieltisch.

Ein Zweiter machte der holden Clara den Hof, und somit blieb der Diplomat ungestört und unbelauscht an der Seite seiner Bella, welche von Minute zu Minute für seine Schmeicheleien ihm geneigter zu werden schien.

Gamboni trank in langen Zügen die feurigen Weine, und brachte mitten im eifrigsten Spiele zahllose Toaste auf berühmte Männer und Damen aus, so, daß die Herren sich kaum mehr von ihren Sitzen erheben konnten.

Gamboni's Mitspieler legte sich an die Lehne seines Stuhles zurück, und entschlummerte; jener stürzte noch einige hohe und weite Crystall-Pokale hinunter, und sank auf die weiche Ottomane, die an den Wänden herum überall zur süßesten Ruhe einlud.

Nun schien dem Diplomaten die rechte Stunde gekommen zu seyn.

„Bella, reizende Bella, wollen Sie meine transparenten Gemälde nicht eines Blickes würdigen? Sie sind für liebende Herzen ein beseligender Genuß!"

Die Flügelthüren waren durch alle, reich beleuchteten Zimmer geöffnet.

„„Darf ich Ihnen aber trauen?““

„Gewiß!“

„„Verhüten Sie es, daß ich um Hülfe rufe; Gamboni würde Sie ermorden!““

„Darüber dürfen Sie ganz ruhig seyn.“

Bella folgte ihm, und er führte sie durch sieben Zimmer; am Ende des letzten öffnete er eine geheime Tapetenthüre, durch welche sie in das Kabinet der mit grünen Gardinen verhüllten transparenten Gemälde traten, deren sanfte Mondlichtbeleuchtung ein süßes, trautes Halbdunkel im Gemache ausgoß. Auf einer kleinen Erhöhung stand ein Armstuhl von weißem Sammt, reich mit Gold gestickt zwischen zwei gewöhnlichen Fauteils.

„Setzen Sie sich, liebe Bella, und betrachten Sie dann mit Aufmerksamkeit die schönen Bilder!“

Unbefangen, nichts Arges ahnend, da außer den drei Stühlen weder ein Ruhebett noch ein Sopha im Zimmer stand, setzte sich Bella in den Armstuhl, der durch ein geheimes Federwerk plötzlich anfing, sich zu bewegen. Die Rücklehne senkte sich unter dem schönen Nacken

fast bis zur Fläche eines Sopha's, worauf ein Kissen liegt, zwei Gabeln faßten die Arme unter den Schultern, zwei andere hoben die Kniekehlen nach getheilten Richtungen empor, und nun lag Bella vor dem Diplomaten, mit den obscönsten seiner transparenten Gemälde wetteifernd, regungslos seinen Lüsten preisgegeben.

Die Geschichte sinnreicher Verführung erwähnt eines solchen Stuhles zuerst unter Ludwig XIV., König von Frankreich, der bisweilen solche Gewaltmittel der süßen Ueberredung vorzog, oder in Fällen wählte, wenn alle Unterhandlungen der königlichen Kuppler fehl schlugen. Im berühmten Hirschparke, worin Ludwig unter der Aufsicht und Leitung einer außer Dienst getretenen Maitresse, die Blüthe der Pariserdamen in einem Museum des Schönen vereinigt hatte, war in jedem Gemache ein solcher Stuhl zu finden, um den entnervten Wollüstling vor jedem Widerstande zu bewahren. Dort hörte Niemand den Wehschrei gemordeter Unschuld und Ehre, weil ihn Niemand hören durfte, und weil gerade diese Angsttöne die

Begierden des lüsternen Despoten zur möglichsten Kraftanstrengung aufreizten.

Hier aber, durch die offenen Thüren der nun fast lautlosen Gemächer des Diplomaten, hätte ein durchdringender Schrei Bella's um Hülfe das Ohr des selbst im Schlafe wachenden Gamboni erreicht, und sein kräftiger Arm den spindeldürren Ambeau in einen Winkel geschleudert; aber Bella schrie nicht, weil — Clara hinter dem Stuhle mit einem Tuche ihr den Mund schloß, so zwar, daß nur ein dumpfes Wimmern hörbar wurde, welches nicht über die Schwelle der von Clara verriegelten Thüre bringen konnte. Der Diplomat hatte diese Gehülfin mit einem Schmucke von 600 Franken im Werthe gedungen.

Auf diese Art vollbrachte der Elende sein Bubenstück, und entweihte eben mit einem glühenden Kusse die Rosenlippen der aus Schamgefühl ohnmächtigen Bella, als Gamboni mit gewaltigem Fußstoße die Thüre aus ihren Angeln schmetterte, zuerst Clara mit einem Dolche durchbohrte, daß ihr das Blut über den Busen strömte, dann den Diplomaten an

der Kehle faßte, an die Stufen der Erhöhung warf, und gleichfalls ſeinem Grimme opfern wollte.

„Stirb, ſchändlicher Verführer!“ donnerte er dem entſetzten Ambeau zu, hoch mit der rechten Hand den blutigen Dolch ſchwingend.

„„Gnade! Gamboni! Schenken Sie mir das Leben; ich bin bereit, Ihnen jede Genugthuung zu geben!““

„Wohlan, es ſey: Ich trage ſchon ſeit einigen Tagen dieſes Papier in meiner Taſche, weil durch Ihr zudringliches Benehmen das Gerücht ſich verbreitet hatte, daß Sie von meiner Bella begünſtiget würden. Hier iſt nun Ihre feierliche Erklärung zu Bella's Ehre. Unterſchreiben oder ſterben Sie!“

Ambeau trat in ein anſtoßendes Kabinet, wohin Gamboni ihm mißtrauend folgte, und that nach ſeinem Verlangen.

Hierauf gegen Bella ſich wendend, die auf dem Boden kniete, und ihr ſchönes Lockenköpfchen in das weiche Fauteil drückte, ſprach Gamboni.

„Wie weit Sie ſelbſt Schuld tragen an die-

sem widrigen Ereigniſſe, Signora, will ich nicht unterſuchen, da ich an dem Reſultate unmöglich mehr ein Intereſſe haben kann. Wir ſind für dieſes Leben getrennt; ich ſchicke Sie Ihren Eltern zurück, mit der Meldung, daß Sie keine Luſt mehr fühlten, mir die Hand zu reichen. Ich bringe der Ehre das größte Opfer, das je ein Liebender gebracht hat; aber ohne Ehre böte mir die Liebe kein Glück."

„„O bleiben Sie bei mir, ſchöne Bella; ich trage Ihnen Herz und Hand an, beglücken Sie mich mit Ihrer Wahl! Nur dadurch kann es mir möglich werden, das mahnende Gewiſſen zu beruhigen!""

„Nein, Herr von Ambeau! Sie haben mir meine Unſchuld auf eine infame Weiſe geraubt; ich verachte Sie! Verachtung und Liebe können ſich nie vermählen. Leben Sie wohl! Möge ich Unglückliche das letzte Opfer Ihrer frevelhaften Lüſte ſeyn!"

„„Gamboni! Die Leiche! Entſetzlicher Anblick, ſchreckliche That!""

„Die Kupplerin hat ihren Lohn! Ich beichte, und die Sache iſt abgethan!"

„„Aber wohin mit der Leiche? Wenn die Gerichte davon Kunde bekommen, so bin ich verloren, und Sie mit mir!““

„Was kümmern mich die Gerichte! In einer Stunde verlasse ich mit Eilpferden Paris, und in zwei Tagen bin ich auf fremdem Boden!“

„„So retten Sie auch mich! Die Leiche kann doch nicht hier bleiben!““

„Gut! Wir wollen Clara durch eine Hinterthüre hinabtragen; wir werfen ihr Bella's großen Shawl über; der Schleier verhüllt ihr Gesicht; als unwohl heben wir sie in meinen Wagen, den sie nur wieder verläßt, wenn ich auf meiner Reise Nachts über die Brücke eines großen Stromes fahre, in welchem ich sie, mit Steinen beschwert, auf ewig begrabe. Mein Kutscher ist stumm, wie ein Fisch; auf den kann ich mich vollkommen verlassen.“

Dieser Vorschlag wurde auch sogleich glücklich ausgeführt, und der Diplomat athmete viel leichter, als er den Wagen über das breite Steinpflaster hindonnern hörte.

Die übrigen Gäste ergötzten sich inzwischen auf ihre gewohnte Weise in den kleinen von

Ambeau hiezu bestimmten Zellen der Villa, die alles enthielten, was nur immer den Sinnen schmeicheln konnte. Die Herren und Damen waren da wie zu Hause; jeder und jede that, was eben die Phantasie eingab.

Ambeau trat ganz allein in den Salon, sehr verstört von den Ereignissen einer Spanne Zeit, und warf sich auf ein Sopha, einen großen Pokal mit Champagner und Selters füllend, und das brausende Gemeng mit fein gestoßenem Zucker versüßend, ein herrliches Mittel, das wallende Blut zu kühlen.

„Gelungen ist es mir, was ich selbst für unmöglich erachtet hätte; Bella ging in die Falle. Freilich schwächt das Mittel zu diesem Zwecke das stolze Bewußtseyn, über einen freien Willen gesiegt zu haben; allein wo der Augenblick erfaßt werden muß, bevor er, gleich dem Glücke, mit kahlem Haupte entschwindet, kann keine Rede seyn von einer langweiligen Belagerung. Ich konnte sie nicht aushungern, wie eine Festung, und ist es nicht rühmlicher, auf Sturmleitern zum Tempel des Sieges hinaufzusteigen, als den Weg der Unterhandlung zu

wählen? Und fehlte ihr Wille? Gewiß nicht! Sie muß wohl dem künstlichen Stuhle dankbar seyn, daß er sie der Mühe eines affectirten Widerstandes überhob. Sie ist mir gut, sie liebt mich, und brächte ich nur den verdammten Italiener aus dem Wege, es wäre mir gar nicht bange, sie ganz an mich zu fesseln. Wer weiß auch, was die nächsten Stunden bringen!"

Mit diesem Monologe sich beschwichtigend, schlief er auf dem Sopha ein, und erwachte erst am hellen Morgen, da die Sonne schon hoch stand.

Pferdegetrab weckte ihn aus dem tiefen von Träumen umgaukelten Schlummer.

Der Kammerdiener brachte ihm die Depesche einer Staffete. Hastig riß er sie auf, und las:

„Herr von Ambeau!

Ihrer Anweisung gemäß hab' ich so eben dem Herrn Gamboni 100,000 Franken, halb in Gold, halb in guten Wechseln auf Lyon ausbezahlt; die Quittung liegt bei; den Wechsel hab' ich zur Rechnung gelegt. Ich kenne

das Schloß Montremy bei Marseille sehr wohl, das Sie von dem Italiener gekauft haben, und wünsche Ihnen von Herzen Glück zu diesem vortheilhaften Handel, es ist unter Brüdern 150,000 Franken werth.

Vendret."

Nach dreimaligem Lesen dieser Depesche, kaum seinen Augen trauend, wäre Ambeau beinahe wieder eingeschlafen, und zwar auf ewig, aus Schrecken über diese enorme Prellerei.

Gleich dem römischen Kaiser, der einst jammerte: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!" schritt Ambeau durch alle Gemächer seiner Villa, und seufzte: „O meine Franken, meine Franken!" so, daß ein zufällig Eintretender ihn für den König von Frankreich gehalten hätte, der über seine in einer Hauptschlacht verlorenen Franken in laute Klagen ausgebrochen.

Allein es blieb ihm nichts übrig, als zum bösen Spiele eine gute Miene zu machen. Wenn nur Bella ihm geblieben wäre! Er hielt ihren Besitz nicht zu theuer erkauft um den Preis der verlorenen Franken.

Gamboni trat mit siegestrunkener Miene in Lenchens Gemach, und legte ihr, redlich theilend, halb Gold, halb Wechsel auf das Bettchen, die Früchte seines Geniestreiches. Pünktlich in allen seinen Sachen, ließ er sich auch sogleich von Lenchen den Empfang quittiren, die sich in ihrem Lockenköpfchen, mit der Feder handthierend, allerliebst ausnahm. —

Wie erstaunte Ambeau; als er am Abende in der Oper in einer Loge Bella und — Clara, die ermordete Clara erblickte; Gamboni war nicht anwesend.

Er traute kaum seinen Augen; selbst eine so schnelle Heilung einer, wenn auch nicht gefährlichen Wunde, blieb ihm ein Räthsel; also hinüber in die Loge.

Mit der größten Unbefangenheit empfingen ihn beide Damen. Er stellte seine Fragen an Bella.

„Sie sind noch hier, liebe Bella?"

„„Gamboni tyrannisirte mich so sehr diesen Morgen, daß ich ihm auf der Stelle die Thüre wies, und meinen Eltern schrieb, ich wolle nun in Paris bleiben, und irgendwo als

Gouvernante in einem vornehmen Hause Dienst suchen.""

„Wie, Bella, Sie wollen sich zum Dienen herabwürdigen? Unmöglich!"

„„Warum nicht? Meine Eltern werden es ungerne sehen, daß ich mit Gamboni gebrochen habe, und mir die Interessen meines großen Vermögens vorenthalten. Ich muß also aus der Nothwendigkeit eine Tugend machen.""

„Bleiben Sie bei mir, Bella, oder ich gebe Sie bei einer sehr ehrbaren Frau in Pension. Fühlen Sie denn gar keine Neigung für mich? Sind Sie so unversöhnlich?"

Ein süßer Blick, der tief in das Herz des Diplomaten drang, war die Antwort, und der Handel geschlossen.

Nun wendete er sich an Clara, und fragte: „Wissen Sie nicht, wo der Arzt wohnt, der Wunden so schnell heilt?"

„„Wenn Sie die Wunde meinen, die Gamboni's Dolch mir versetzte, so heißt der Arzt — Zufall; denn der Dolch glitt am Blankscheit ab, und durchbohrte nur in senkrechter

Richtung das Fleisch; ein breites Pflaster bedeckt die Wunde; ich stellte mich nur todt, weil der Unmensch mir gewiß den Hals abgeschnitten hätte, bei dem mindesten Lebenszeichen. Sprechen Sie aber von Wunden, welche die Liebe schlägt, so steht der große und berühmte Arzt — vor mir!""

„Engel," — flüsterte der in seiner Eitelkeit Selige, — „diese Wunde möchte ich morgen sehen und heilen; besuchen Sie mich um 4 Uhr Nachmittags auf meiner Villa; ein Fiaker führt Sie unbemerkt durch das Boulognerwäldchen an die Gartenpforte, wo ich Ihrer sehnsuchtsvoll harre."

Der Glückliche hatte nun beide Goldfischchen geangelt.

Clara's Dolchwunde war nur eine Gaukelei, Gamboni's Dolch ein Theaterdolch, dessen Klinge bei dem Stoße in das Heft zurückfuhr; das Blut floß aus einer mit Blut gefüllten Blase.

Allein Gamboni und Lenchen waren mit diesen Erstlingen ihrer Rache noch nicht zufrie-

den; dieſe ſollte mit einer Demüthigung Ambeau's enden.

Der Diplomat wußte die Sache ſo zu karten, daß Bella und Clara beinahe in allen Salons erſchienen, die er ſelbſt beſuchte; jene „ehrbare" Frau, wie Ambeau ſie nannte, eigentlich eine adelige Kupplerin, führte die beiden Mädchen überall als ihre Nichten aus der Provinz auf.

Gamboni vermied es, mit Ambeau irgendwo zuſammenzutreffen, um ihm Zeit zu laſſen, das Bittere der Erinnerung auf andere Weiſe zu verſüßen; allein deßwegen miſchte er doch das Spiel nach ſeinen Zwecken.

Eines Abends war Geſellſchaft bei Talma, den, wie Sie wiſſen, meine Herren, der große Kaiſer Napoleon mit ſeiner Freundſchaft beehrte. Unter den Eingeladenen befanden ſich auch der Diplomat, ſeine beiden Mädchen mit der „ehrbaren" Frau, und — durch Intrigue — das holde Lenchen, gerade dem Herrn von Ambeau gegenüberſitzend, der zwiſchen Bella und Clara Platz genommen hatte.

Talma ist ein charmanter Lebemann, der seinen Gästen nicht Theebrühe, sondern die feinsten Weine und aromatisch duftenden Champagnerpunsch auftischt; natürlich ging es flott her. Als nun nach und nach der Geist in die Köpfe stieg, witzelte und stichelte Jeder, wie ihm eben der Schnabel gewachsen war.

Ambeau begnügte sich nicht, dem schändlich verlassenen Lenchen gegenüber sein neues Liebesglück zur Schau zu stellen, sondern setzte das arme Kind durch Anspielungen auf seine frühern Verhältnisse zu ihr alle Augenblicke in die peinlichste Verlegenheit, und lachte darüber mit höhnischer Schadenfreude ins Fäustchen.

Plötzlich trat ein Offizier in den Salon, der sich bei einem Weingelage verspätet hatte, dessen Wirkung durch die etwas unsichern Schritte signalisirt wurde. Er musterte mit prüfendem Auge die Damen, und rief, als er Bella und Clara bemerkte! „Sacre Dieu, was seh' ich da! Ihr Wetterhexen, wie kommt ihr denn zu Talma?"

Hierauf eilte er auf sie zu, nahm Bella bei dem Kamme und Kinne, drehte ihr das Köpf-

chen um, und fuhr fort: „Beim Teufel, du bist's in der That! Konnte das Offizierkorps des siebenten Chasseurregiments in Lyon nicht mit dir fertig werden? Das ist eine Natur, vor der ich allen Respekt habe! Und du auch, Clara? Haben dich deine Wachtmeister zum Teufel gejagt? Nun, für die Vorstädte von Paris bist du doch immer noch ein appetitlicher Bissen!"

Der Diplomat war wie vom Donner gerührt. Er erbleichte und erröthete abwechselnd, denn alle Augen waren auf ihn gerichtet. Talma zog ihn bei Seite, und ersuchte ihn auf die feinste Weise, für die unverzügliche Entfernung der beiden verrufenen Mädchen zu sorgen, da dieß die Ehre der Gäste und des Hauses erfordere. Der Diplomat entschuldigte sich jedoch mit völliger Täuschung über die Verhältnisse dieser beiden Damen, eine Täuschung, deren Opfer er durch eine schändliche Intrigue geworden sey.

Bald darauf verschwand die „ehrbare" Frau mit ihren „ehrbaren" Nichten; Lenchen schwamm im Wonnemeere der brillantesten, rächenden Genugthuung.

Ambeau sah die Mädchen nicht mehr, behielt

aber ein Andenken von ihnen, das ihn den ganzen Sommer hindurch an die Heilquellen von Baden-Baden fesselte. —

Rosa und die beiden Mädchen hatten sich an diesem künstlichen Intriguengewebe sehr ergötzt, und den hübschen Erzähler bemitleidet, daß er einem so schmählichen Erwerbe sich hingeben müsse, ohne zuvor zu prüfen, ob er nicht vielmehr Verachtung verdiene, da er aus Arbeitsscheue und Hang zum wüsten Leben auf ein ehrenvolles, wenn auch dürftiges Daseyn verzichten könne.

Längst schon stand der Kellner vor der Logenthüre; denn eine halbe Stunde war bereits zweimal verflossen. Ehrerbietig, Rosa's Dukaten witternd, fragte er mit tiefen Bücklingen nach ihren Befehlen.

„Wie heißt jener junge Mann mit den schwarzen Haaren da unten, mitten unter zudringlich Fragenden? Er lacht und wehrt sie mit den Händen ab!"

„„Ah, Madame meinen den jungen Lerry, den Figaro von Paris! Das ist ein wahrer Teufelskerl! So jung noch, und schon so abgefeimt! Der weiß von Allem zu sprechen! Er

kennt alle Liebschaften in ganz Paris, und zählt den sanften Dulderinnen die erbuhlten Franken in die Taschen. Was er eigentlich sey, ob er auch ein ehrliches Geschäft treibe, weiß Niemand; die Meisten halten ihn für einen Spinnmeister.

„Wie? Lerry ein Spinnmeister?"

„„Verzeihen Sie, Madame; ich wollte sagen: ein Meister im Spinnen von Intriguen.""

„Ja so!"

„„„Man sollte ihn zum Geheimenrathe machen; im Rath geben gibt es wohl Keinen seines Gleichen in ganz Paris; wenn Lerry in den verzweifeltsten Fällen nichts mehr zu rathen weiß, dann würde selbst das Orakel zu Delphos in Verlegenheit kommen. Sie lächeln, Madame, über meine Gelehrsamkeit? Ich habe studiert, weil ich aber zu viel an die bloße Natur mich hielt, und dabei die trockenen Wissenschaften vernachläßigte, ernannte mich das Schicksal zu einem Kellner.""

„Führen Sie ihn auf meine Zimmer; zuvor

Universitäts- u. Landesbibliothek Kassel

aber wünschte ich noch den Bazar der Liebe für die Herren zu sehen."

Der Kellner lächelte verlegen, neigte den Oberleib vor, und zog den Mund in's Breite, wie einer, der zu sprechen wünscht, und nicht weiß, ob man ihn gerne anhöre.

„Haben Sie mir noch etwas zu sagen?"

„„Nur eine ergebenste Bemerkung, welche in meiner Pflicht liegt, erlaube ich mir noch zu machen. Den Lerry also wünschen Madame zu sprechen?""

„Ja!"

„„Nun, wenn Madame sich begnügen, ihn plaudern zu hören, so werden sie sich sehr gut unterhalten. Es gibt große Redner und große Helden; ein großer Redner ist Lerry, dieß Zeugniß muß ihm selbst sein Feind geben, aber kein Held, weder ein großer noch ein kleiner, und schon viele Damen, welche wähnten, wer groß spreche, müsse auch groß handeln, haben sich in ihrer Wahl sehr getäuscht.""

„Ich hoffe, mit ihm zufrieden zu seyn."

Der Kellner machte mit schadenfrohem Lä-

cheln wieder einen Bückling, und führte die drei Damen über einen kurzen Corridor in eine Loge des zweiten Saales, der vom ersten nur durch eine Hauptmauer getrennt war, öffnete leiſe die Thüre und lispelte: „Hier iſt der Saal geld- und lebensluſtiger Damen,

Der Bazar der Liebe

für die Herren.

Es iſt übrigens nicht ſelten, daß hier auch Damen eine Wahl treffen, ſo wie häufig die Herren ihrem eigenen Geſchlechte den Vorzug geben; doch das iſt Geſchmacksſache."

„„Mein Gott, da ſeh' ich ja auch Kinder von 10 bis 15 Jahren, und Matronen, die wenigſtens ſchon 50 Jahre zählen.""

„Geſchmacksſache, Madame!"

„„Laſſen Sie uns jetzt allein; wir wünſchen ungeſtört zu beobachten.""

Der Kellner empfahl ſich.

Roſa erröthete, als ſie hier das weibliche Geſchlecht in ſeiner tiefſten Erniedrigung erblickte.

Sclaven und Sclavinnen auf den Märkten des Orients sind Opfer der Gewalt, und viele von diesen erhalten nie eine andere Bestimmung, als schwere Arbeit. Manche kommen in die Serails der Großen oder üppiger, reicher Privatpersonen, gehören aber dann nur Einem an. Allein diese Frauen, Mädchen und Kinder, von christlichen Eltern geboren, zum Theil durch heilige Bande der Kirche an ihre Gatten gebunden, treten die hohe Würde des weiblichen Geschlechtes mit Füßen, und vermiethen gegen Miethlohn ihren Leib an Jeden, wer er auch seyn mag, alt oder jung, schön oder häßlich, auf Stunden, Tage, Wochen, Monate oder Jahre.

Im Saale schnatterten die lustigen Mäulchen im bunteſten Durcheinander, und die Leckermäulchen naschten Bonbons von den Tischen. Bisweilen öffnete sich die Saalthüre, und eine Baßstimme rief eine Nummer aus; welche nun die gerufene Nummer führte, folgte eilig dem Rufe, begleitet vom schallenden Gelächter und von spöttischen Glossen der Uebrigen.

Die eine witzelte: „Wer wird denn so spät noch Gänsebraten speisen?“ Oder: „Da findet

auch wieder eine blinde Henne ein Körnchen!"

Eine zweite: „Geduld, die da kommt gleich wieder!"

Eine dritte: „Das ist ein verdächtiger Wechsel, der protestirt wird!"

Eine vierte: „Der hat sich auch im Speisezettel überschaut!"

Eine fünfte: „Der wird sich an dem Beingerippe die Zähne ausbeißen!"

In diesem Tone wußte Jede einer Abtretenden etwas anzuhängen, und waren die kleinen Notizen vom Platze aus erschöpft, so bestiegen jene, welche die Kunst verstanden, die Leute mit Manier auszurichten; den Rednerinnenstuhl, einen Armstuhl in der Mitte des Saales, und erzählten mit geläufigem Zünglein eine scandalöse Historie nach der andern von ihren Gewerbsgenossin, zu nicht geringem Ergötzen der Uebrigen, von denen Manche in der nächsten Viertelstunde, wo sie provisorisch unter die Haube kam, auf die nämliche Art durch die Hechel gezogen wurde.

Die Nummer einer sehr hübschen jungen Frau

wurde gerufen. Kaum hatte sie sich entfernt, als fast Alle zugleich über ihren Lebenswandel herfielen, um kein gutes Haar daran zu lassen.

„Apropos," begann eine schon etwas ältliche Dame, — „wissen Sie denn auch die Geschichte ihrer Scheidung?"

„„Nein, nein! Erzählen Sie gefälligst!""

„Es ist bekannt, daß die Heirath Justinens eine zwischen beiden Eltern abgekartete war. Solche Ehen sind fast immer, nur mit höchst seltener Ausnahme, unglücklich; Justine erfuhr dieß eben so bald, als ihr Mann Victor. Die flüchtige Neigung der Sinne wurde bald von der traurigen Wahrheit verwischt, daß ihre Herzen nicht zusammenpassen.

Zwei Körper, die sich abstoßen, wandeln auf entgegengesetzten Bahnen. Victor wählte den Umgang leichtfertiger Freunde, die ihn nach den Anforderungen ihres Eigennutzes zu Besuchen verrufener Mädchen und Frauen verleiteten, wo dann der gute Victor den Cassier und Zahlmeister aus eigenen Mitteln machen mußte.

Justine verliebte sich in einen Gardeoffizier; sie hüllte jedoch dieses Verhältniß in den Schleier

des tiefsten Geheimnisses, theils aus Furcht vor ihrem Gatten, theils aus Schonung des eigenen Rufes.

Diese Scheu des innern Schaamgefühles ist die letzte verschanzte Linie des weiblichen Herzens; wird auch diese erstürmt, dann verzichten sie sogar auf eine ehrenvolle Kapitulation, und ergeben sich auf Diskretion. Nun, dieß wissen wir ja Alle am Besten selbst, und Gelehrten ist gut predigen.

Der Gardeoffizier hatte sich aber nicht bloß in Justinen, sondern auch in ihr Geld verliebt, und als ihre Dukaten seltener wurden, wuchsen auf dem Baume der Liebe auch nicht mehr so viele Küsse, wie sonst.

Darüber ärgerte sich das liebe Weibchen, und von betrogener Liebe bis zur Rache ist's nicht weiter, als bis zur Thüre.

Justinens Dukaten wurden aber deßwegen seltener, weil Victor sie selbst brauchte; Justine mußte daher auf andere Mittel zur Deckung ihres Bedarfes sinnen.

Mitternacht war vorüber; Victor saß mit einigen Freunden und Mädchen vor dem dam-

pfenden Punschbowle. Gesänge und Scherzworte unterhielten die kleine aber respektable Gesellschaft, als plötzlich ein Glied derselben, der immer frohgelaunte Wilhelm, mit verklärtem Antlitz ins Zimmer stürzte, und ausrief: „Freunde, ich hab' einen Fang gemacht! Ich hab' etwas entdeckt! Ganz neu, ganz neu!“ Auf Befragen, was ihn denn so gar glücklich mache, antwortete er: „Heute früh, oder vielmehr gestern früh, weil das Heute schon begonnen hat, kam eine ziemlich bejahrte Motrone zu mir, eine Wechselsansalin der Liebe, und empfahl mir eine junge vornehme Dame, welche durch widrige häusliche Verhältnisse sich gezwungen sehe, an die Theilnahme solider Damenfreunde sich zu wenden. Der Preis einer Stunde sey — 100 Franken, und die Bedingung: nicht zu verlangen, daß die Dame eine schwarze Sammtmaske ablege, die ihr Antlitz verhülle, indem sie einen Eid gethan habe, so lange sie in diesen Verhältnissen leben müsse, für Jedermann unkennbar zu bleiben. Uebrigens sey sie so außerordentlich schön, daß ich in ganz Paris nicht ihres Gleichen finden könne.

Ihr kennt mich, und werdet es also ganz natürlich finden, daß ich keinen Augenblick säumte, dieses Abenteuer zu bestehen. Ich ließ mir die Addresse geben, schenkte der Matrone ein Sechsfrankenstück, und freute mich von Stunde zu Stunde auf die Hundertfrankenstunde.

So eben komm ich nun davon her. Verlangt nicht, daß ich Euch durch meine Erzählung Wasser in den Mund pumpe, sondern geht hin, und thut desgleichen. Wollt ich sprechen, und dem Fluge meiner Phantasie folgen, Ihr würdet mich für verrückt halten, Schade, daß sie die verdammte Maske nicht ablegte, obgleich ich ihr 300 Franken für diese Gefälligkeit geboten habe. Nun, sie wird wohl ihre guten Gründe dazu haben. Aber die Augen! Himmel, was für Augen! Nehmt mir's nicht übel, Mädchen, Ihr habt auch Augen, recht hübsche Augen, allein doch nur Augen; aus der Sammtmaske aber blitzten mir zwei Kleinode entgegen, ich wußte nicht, waren sie Solitäre oder Fixsterne, weil sie mich immer fixirte. Punsch her, glühend heiß, damit ich Flammen mit Flammen lösche.

Der innern Neigung folgend, wäre Victor gleich auf der Stelle fortgegangen, dieses Abenteuer zu bestehen; allein theils war die Stunde unpassend, theils wollte er auch nicht rücksichtslos einen kaum erledigten Thron besteigen; daher rüstete er sich mit Geduld, schrieb die Addresse in sein Souvenir, und eilte in der zehnten Morgenstunde des andern Tages zu Wilhelms achtem Weltwunder.

Er war so ganz und gar von dem einzigen Gedanken an die geheimnißvolle Sammtmaske durchdrungen, daß er seine eigene Frau nicht bemerkte, die dicht neben dem Hause, in welches er trat, in die Bel-Etage mit einer vertrauten Freundin zum Fenster heraus sah.

Victor ließ sich bei der unbekannten Dame melden; man bat ihn, einen Augenblick zu verweilen, indem sie so eben angekleidet werde.

Der Audienzsalon, worin sich Victor befand, war sehr elegant meublirt, und die Gemälde und Steinzeichnungen, womit die Wände geschmückt waren, hätten sich ebensowohl in das keusche Gemach eines frommen, andächtigen Domherrn geeignet. Die Kreuzlegung Christi,

die heilige Catharina von Siena, auf das Schwert gestützt, der heilige Antonius von Padua in der Verzückung, u. dergl. religiöse Bilder, schienen nicht auf Sinnenreiz berechnet, was man an solchen Orten gewöhnlich zu treffen pflegt.

Während Victor kopfschüttelnd über den Contrast des Scheins und Seyns nachsann, erschien ein kleiner, niedlich gekleideter, weiblicher Page, und lud ihn ein, in das Schlafgemach der Gebieterin zu folgen, die sich etwas angegriffen fühle.

„Ja wohl angegriffen!“ dachte sich Victor und lächelte.

Er trat ein, und eine herrliche Gestalt, in einem blendendweißen Nachtkleide, um den Hals einen gelbseidenen kleinen Shawl mit Phantasieblumen geschlungen, ein kostbares Spitzenhäubchen auf den schwarzen Locken, die über den weißen Marmorbusen herabwallten, erhob sich von einer Ottomane, und verneigte sich mit graziösem Anstande; eine Prinzessin konnte nicht durch eine liebenswürdigere Haltung bezaubern.

Victor war auf dieser Lebensbahn gewiß kein Neuling, und doch überrascht.

Victor wußte nicht, sollte er den schmachtenden Selaton, oder den Wüstling spielen; keines von beiden schien ihm der rechte Mittelweg, das jetzt so beliebte juste milieu, welches Polens Freiheit vernichten, Frankreichs regierende Dynastie vom Throne stürzen, und Europa durch die Cholera der nordischen Barbaren verwüsten wird, wenn nicht eine kräftige Hand die Zügel der französischen Staatsregierung im Geiste unsers Jahrhunderts zu führen sich entschließt.

Um sich in Wilhelms Augen nicht lächerlich zu machen, spielte er die Rolle des Entschiedenen.

„Meine schöne unbekannte Dame," begann er, „Sie sind mir von einem meiner besten Freunde als eine äußerst liebenswürdige Gesellschafterin empfohlen worden. Schon der erste Anblick überzeugt mich, daß er recht hat, und kann weder er noch ich über Ihr neidisch verhülltes Antlitz urtheilen, so glaub' ich doch fest, daß

es mit den herrlichen Formen ihres Leibes durch Anmuth harmoniren werde.“

„„Sie sind Franzose, überdieß ein Pariser und ein galanter Schmeichler, drei Dinge, die im Grunde eins sind. Nehmen sie doch Platz!““

Die Dame schellte, und ließ ein köstliches Frühstück auftragen.

Victor machte ihr eine wohleinstudierte Liebeserklärung, die nämliche, welche er bei allen Damen zum Besten gab, die ihm gefielen, und fast alle gefielen ihm. Als er eben im herzlichsten Zuge war, unterbrach sie ihn:

„Sagen Sie mir gefälligst, sind Sie verheirathet?“

Victor wußte zwar, daß Damen von solchem Schlage sich wenig um Eheringe bekümmern; allein in einem Anfalle unangenehmer Rückerinnerungen wollte er sie und sich selbst zugleich täuschen, und antwortete mit einem offenen

„„Nein!““

„„Also wirklich nicht?““

„Nein! Können Sie glauben, daß ich Sie belüge?“

„„Das nicht, aber Sie könnten ſich ja irren.““

„Sehr gut geſagt, fürwahr!“

„„Die Männer haben hierin ein erſtaunlich ſchwaches Gedächtniß, und daß ſo Viele unter ihnen Lorgnetten tragen, wundert mich gar nicht, da ſie ſo häufig fremde Damen für ihre eigenen Frauen halten, und ſie als ſolche behandeln.““

„Bei Gott, das würde mir nicht begegnen, wenn ich ſo glücklich wäre, Ihr Gatte zu ſeyn!“

„„Bei allem Vertrauen auf Ihre Liebe und Treue möchte ich es doch nicht auf den Verſuch ankommen laſſen.““

„Dann müſſen Sie gleichwohl ſo lange meinen Worten glauben, bis ſie mich vom Gegentheile überzeugen.“

„„„Sie kennen vermuthlich ſehr viele Damen in Paris?““

„Aufrichtig zu geſtehen, ſehr viele, aber keine einzige, die ſich mit Ihnen meſſen dürfte.“

„„„Flatterhafter Schmeichler!““““

„Dieſen Titel verdien' ich wahrlich nicht; man kann ſehr viele Damen kennen, und doch nur eine lieben.“

„Da Sie so viele Damen kennen, wie Sie selbst gestehen, so könnten Sie mir vielleicht Aufschluß über eine Dame geben, welche beinahe täglich im Hause neben an, in der Bel-Etage, Visit macht, und Visite annimmt; denn kaum tritt sie in das Haus, so folgt ihr schon immer ein sehr hübscher .....offizier auf den Füßen nach. Wollen Sie gefälligst zum Fenster hinaussehen, vielleicht erblicken Sie dieselbe!“ “

In der Hoffnung, einem neuen Abenteuer zu begegnen, anscheinend aber aus Diensteifer für die Dame, eilte Victor an das Fenster; die Dame, welche in der Bel-Etage des Nebenhauses zum Fenster heraus sah, neben einer etwas ältlichen Frau, war — seine Gattin!

Er erkannte sie sogleich an dem geschmackvollen Putze der schönen blonden Locken, an dem künstlichgearbeiteten Kamme von Schildkrot, an den chinesischen Ohrenringen, an ihrem Lieblingshauskleide, und an dem kleinen türkischen Shawle.

Während er jedes Kleidungsstück mit dem grimmigen Blicke eines betrogenen Ehemannes musterte, trat der Husarenoffizier aus dem Hin-

tergrunde an ihre Seite, und ſchlang den Arm um ihren Nacken, als wolle er um einen Kuß bitten; die Treuloſe wendete auch ſogleich ihr Köpfchen zärtlich nach ihm.

„Buhlerin!“ murmelte Victor leiſe, und hatte weder den Muth, noch länger Zeuge dieſer Zärtlichkeit zu ſeyn, noch Faſſung genug, das Fenſter zu ſchließen, und ſein verſtörtes Antlitz der unbekannten Dame zu zeigen, die nun fragte: „Wie ſteht's, mein Herr? Kennen Sie dieſe Dame nicht?“

„„Auf Ehre, ich erinnere mich nicht, ſie jemals geſehen zu haben, und doch iſt mir's, als hätte ich ſie ſchon irgendwo geſehen.““

„Ja, das kann einem wohl bisweilen begegnen.“

Victor war ſo verſtimmt, daß er ſeine ganze Vorſtellungskunſt zuſammenraffen mußte, um ſich nicht zu verrathen.

Ein Blick auf die gegenüberhängende Tafeluhr, das Schloß mit dem Garten von St. Cloud vorſtellend, meldete ihm, daß bereits drei Viertelſtunden verfloſſen, ſohin 75 Franken verfallen ſeyen.

Damit das Stundenkapitel nicht ohne Interessen verschwinden möge, schickte er zärtliche Liebkosungen als Amors Tirailleurs aus, um kriegskünstlerisch mit ihnen den Hauptangriff zu maskiren. Er gewann die Schlacht, ohne den Feind zu schlagen; auf diesem Felde sind die gegenüberstehenden Mächte gewöhnlich von den liebevollsten Gesinnungen beseelt.

Wilhelms Begeisterung, als er von den Reizen und der Liebenswürdigkeit der unbekannten Dame sprach, schien jetzt dem Victor bei weitem nicht auf der Höhe des Verdienstes zu schweben; er war entzückt, wie einer von den himmelschauenden Eremiten aus jener glücklichen Zeit, da noch die Engel sich die Mühe nahmen, zu den schmutzigen Waldbrüdern in leuchtender Glorie herabzusteigen.

Auf der Marmorplatte des geschmackvollen Camins stand ein geflügelter Amor von Bronze, den Pfeil abschießend; auf dem Rücken trug er einen weiten Köcher, der zur Liebcassa der Damen, zum häuslichen Opferstocke für die Goldspenden der Anbeter bestimmt war. Ein sinniger Einfall!

Victor legte ein Röllchen Goldstücke in den Köcher, während die Dame vor ihrem Ankleidspiegel stand. Zufällig ging das Papier auseinander, und der süße Klang des Goldes drehte ihr Köpfchen um.

„Mein Gott, was treiben Sie denn da?“

„„Ich fülle den Köcher des losen Amors mit Gold, damit er keinen Platz mehr für seine Pfeile hat, die mir, Ihnen gegenüber, doppelt gefährlich sind.““

„Eine sinnreiche Entschuldigung; allein gegen dieses Mittel muß ich protestiren; es würde ein falsches Licht auf meinen Charakter werfen. Sagen Sie mir aufrichtig, ob Sie mit Liebe oder nur mit befriedigter Laune von mir scheiden?“

„„Sie können noch fragen? Mit beseligender Liebe!““

„Wohlan, so lassen Sie uns dieses wechselseitige Gefühl nicht entweihen; oder wollen Sie vielleicht durch dieses Lösegeld sich von meinem Herzen loskaufen?“

„„Gewiß nicht! Wollte Gott, es schlüge nur für mich, und wäre auf ewig mein!““

„Ist dieß Ihr Ernst?"

„„So wahr Gott lebt, mein voller Ernst?""

Beide schlossen nun einen förmlichen Vertrag. Die Dame entsagte jedem andern Besuche, und Victor gelobte ihr unverbrüchliche Treue. Er bestritt alle ihre Bedürfnisse. Ihre mäßigen Ansprüche gewannen seine volle Achtung. Jede überflüssige Ausgabe verbat sie sich ausdrücklich.

So verlebte Victor die glücklichsten Tage seines Lebens, liebend und geliebt. Er mied die Gesellschaft seiner lustigen Freunde nach und nach gänzlich; bei der Dame seines Herzens zu seyn, war sein höchstes Glück. Zu Hause verweilte er nur immer so lange, als es der Anstand gebot.

Verwandte aus Straßburg kamen nach Paris; Victor gab eine glänzende Abendgesellschaft. Seine Frau erschien dabei überaus reizend gekleidet; er trank in froher Erinnerung an seine Geliebte einige Flaschen Bordeaux mehr als gewöhnlich, und überraschte seine erstaunte Justine nach Mitternacht mit einem Besuche.

Am andern Morgen erschien ihm diese Verwirrung wie ein Traum; er bereute sie als einen Treuebruch an seiner Geliebten um so mehr, als die Kälte der Umarmung ihn überzeugt hatte, daß sie nichts mehr für ihn fühle, und nur ihre Pflicht erfüllt habe.

Ein Monat später gestand ihm die Dame seines Herzens in einer süßen Schäferstunde, daß sie sich Mutter fühle. Wer war glücklicher als Victor!

Einige Tage darauf lag auf seinem Schreibtische ein Briefchen Justinens.

Hastig erbrach er es, und las:

„Lieber Victor!

Da ich mit deiner Liebe auch dein Vertrauen verloren habe, so gebietet meine Ehre, mich gegen jeden Verdacht sicher zu stellen. Vergiß das Datum des Tages nicht, an welchem Abendgesellschaft bei uns war. Hat auch dein Herz keinen Raum mehr für die innige Liebe der Gattin, so wird es doch gewiß die Gefühle eines Vaters nicht verläugnen.

Deine Justine."

Wer war unglücklicher, als Victor!

„Ha, die Schlange hat mir eine Falle gelegt; ihre List ist gelungen! Ich bin nun der Mantel ihrer Schande. Wie konnte ich aber auch so schwach seyn! Was nützt es mir, wenn ich auf Scheidung klage? Nichts! Soll ich die Geschichte meines Geweihes zum Salongespötte machen? Bei Gott nein! Doch die verhängnißvolle Nacht will ich in meinem Souvenir mit drei Kreuzen bezeichnen; fehlt auch nur ein Tag an der Frist der Geburt, so soll die Treulose ihr Verbrechen schwer genug büßen!"

Nach diesem Monologe setzte er sich hin, und antwortete:

„Madame!

Ihre Meldung hat mir zur Nachricht gedient. Sorgen Sie übrigens nur dafür, daß Ihr Kind nicht in der Husarenuniform auf die Welt kommt; ich müßte ihm sonst den Krieg erklären.

Victor."

In den zärtlichen Umarmungen der unbekannten Dame, welche gestand Aurelie zu heißen, verscheuchte er bald die häuslichen Wiegengrillen, und verlebte nun bei ihr jede freie Stunde.

So groß auch ihre wechselseitige Liebe war, so war Aurelie doch nie zu bewegen, ihre Sammtmaske weg zu thun; sie entschuldigte sich mit einem heiligen Gelübde, dessen Vollzug das Glück ihrer ganzen Zukunft verbürge. Ebenso wenig gab sie über ihre ökonomischen Verhältnisse Aufschluß, und beschränkte sich auf die Erklärung, daß die Renten eines kleinen mütterlichen Vermögens hinreichend wären, ihren Lebensunterhalt zu sichern, bevor sie ihn kennen gelernt habe.

Victor war auch freigebig mit werthvollen Geschenken, die Aurelie stets mit der Bitte annahm, ja keinen Aufwand hierin zu machen, der seine Kräfte übersteige, da seine Liebe ihr alles Uebrige ersetze.

So verflossen viele Monate, und die Zeit der Entbindung der Gattin und der Geliebten Victors rückte heran, welcher der einen mit Unwillen, der andern mit der größten Freude entgegen sah.

Spät Abends kam er einst von einer Lustfahrt nach St. Cloud zurück, und Aureliens Kammermädchen die Thüre öffnend, bat ihn,

leise einzutreten, um den süßen Schlummer seines neugebornen Prinzen nicht zu stören.

Hocherfreut drückte ihr Victor sogleich 2 Goldstücke für die angenehme Nachricht in die Hand, und blieb stundenlange vor der Wiege des Neugeborenen betrachtend stehen, in dessen Gesichtchen sich jeder Zug des Vaters wiederfand.

„Lege doch die Maske ab, Aurelie," bat er, „damit ich den Kuß dankender Liebe auf deine rosigen Lippen drücke!"

„„Gedulde dich nur noch vier Wochen, lieber Victor; bis dahin sind die Anstände völlig gehoben, die bis jetzt noch die Erfüllung deines Wunsches unmöglich machen.""

Nachts 2 Uhr kam Victor nach Hause, nachdem er zuvor 2 bis 3 Stunden lang bei einem Weingelage auf das Wohl seines Söhnleins getrunken hatte.

Das Kammermädchen erwartete ihn schon auf der Hälfte der Treppe, ein Damenlaternchen in der Hand, und flüsterte ihm zu: „so leise als möglich aufzutreten, da die gnädige Frau von einem bildschönen Mädchen entbun-

den sey; sie lasse ihn zugleich um einen Besuch bitten.“

Victor war erstaunt, an einem Tage zweimal Vater zu seyn, griff schnell nach seinem Souvenir, und siehe da! der von ihm bezeichnete Tag war der Geburtstag seiner Prinzessin.

Der Gerechtfertigten konnte er den gewünschten Besuch nicht verweigern.

Mit beklommener Brust trat er in das Gemach der vernachläßigten Gattin; wie vom Blitze getroffen fuhr er jedoch zurück, als er im Bette — seine Aurelie mit der schwarzen Maske erblickte.

Diese aber sprach: „Komm nur näher, lieber Victor; Justine liebt dich nicht minder, als Aurelie!“

Die Maske sank, die schwarzen Kunstlocken fielen, und seine Gattin breitete liebevoll die Arme nach ihm aus; die Prinzessin verwandelte sich in einen Prinzen.

„Wer hat es gewagt, mich so zu täuschen?“

„„Die Liebe!““ antwortete mit bewegter Stimme Justine.

„Mit meiner Hülfe!“ fügte Wilhelm bei, Victors Freund, aus einer halbgeöffneten Seitenthüre tretend.

Victor fühlte sein Herz erleichtert, da er den Zwiespalt der Liebe und des Gewissens so wundersam gelöset sah; allein aus seinem Herzen verschwand der glückliche Traum Aureliens Liebe; Justinens Zärtlichkeit konnte den Zauber seiner Phantasie nicht überwinden; sie kränkte sich, und als das Kind starb, suchte Victor in neuen Liebesabenteuern Zerstreuung. Diesen Moment benützte der Gardeoffizier, die früher fruchtlosen Bewerbungen zu erneuern; Victors Benehmen hatte ihm den Sieg erleichtert; in wenigen Monaten waren die Leutchen geschieden, und Justine, vom flatterhaften Gardeoffizier in kurzer Zeit verlassen, sank aus Mangel und gereizter Sinnlichkeit zu einem vermiethbaren Artikel des Herrenbazar herab.

Aus dieser Geschichte ersehen Sie, meine Damen, daß bei der Liebe die Phantasie am meisten wirkt. Victor sah unter der Sammtmaske Aureliens Gesicht nie; alle übrigen

von ihm so hochgepriesenen Reize des schönen Leibes waren ja die nämlichen, deren er längst überdrüßig geworden, und doch schwelgte er in ihnen, wie in einem neuen Paradiese. Wo finden wir einen Schlüssel zu diesem Räthsel? In der Einbildungskraft; als diese nach der Enthüllung des Geheimnisses nichts mehr zu thun fand, zerstoben auch Victors selige Gefühle. Seyen Sie übrigens überzeugt, daß die meisten Ehemänner, welche schöne und brave Frauen haben, und sie dennoch vernachläßigen, und minder hübschen nachsetzen, sich ganz närrisch in sie verlieben würden, wenn sie nicht ihre Frauen wären.

Das Streben nach dem Besitze dessen, was man wünscht oder liebt, macht weit glücklicher, dauernd glücklicher, als der Besitz selbst, weil die Gewohnheit den Reiz des Neuen ausschließt, gleichwie die Berge im magischen Morgen- und Abendscheine in der Ferne schöner sind, als in der Nähe.

Wie Mancher beneidet die Gäste an Königstafeln! Genöße er aber ihre kostbaren Gerichte täglich, so müßten sie ihm durch die Gewohn-

heit so gleichgültig werden, wie dem Bettler ein Stück schwarzes Brod, und dieser wird es vielleicht mit größerem Appetit verzehren, als der König di. Gansleber- und Trüffelpasteten von Straßburg.

Das menschliche Herz ist ein wandelbares Ding; warum will man ihm die angeborene Natur zum Vorwurfe machen?

Jeder Mensch ist eine lebendige Welt der irdischen Genüsse, die mit ihm untergeht, wenn der überirdische Geist vom Körper scheidet; er schmücke sich also den Tempel des kurzen Lebens mit allen Wonnen desselben aus; nur möge er Sorge tragen, ein reines Gewissen zu bewahren, und kein Wesen zu kränken, dessen Herz in Liebe für ihn schlägt."

Der Inhalt dieser Geschichte gab den vielen Damen einen reichhaltigen Stoff, je nach der Bildungsstufe ihres Geistes und Gemüthes Glossen darüber zu machen; namentlich gestanden die meisten Frauen unter ihnen, die Erfahrung gemacht zu haben, daß die feurigste Liebe

der Männer vor der Ehe, in der Ehe mit auffallender Eile verkühle, und, im glücklichsten Falle, von einer zärtlichen Freundschaft abgelöset werde; sehr oft aber geschehe es, daß eine fremde Liebe in ihren Herzen ihnen das häusliche Leben verleide, und die Frauen als Hindernisse ihres Glückes erscheinen lasse; die Thoren! als ob sie es nicht in kurzer Zeit den neuen Liebchen ebenso machen würden!

Daraus gehe der Beweis jener siegreichen Macht der Phantasie hervor, welche lebhafte Geister zu den größten Verirrungen in der Liebe hinreiße.

An frappirenden Beispielen aus dem eigenen Leben der erzählenden Damen fehlte es auch nicht; Rosa hörte mit dem größten Vergnügen ihre Ansichten und Abenteuer. Ein Werk von zwölf Bänden hätte sie über den Charakter der liebenden Pariserdamenwelt nicht gründlicher belehren können, als diese weiblichen Parlamentsdebatten, welche ganz geeignet waren, ihr die Grundzüge zu ihrem persönlichen Leben in Paris, und somit die Fäden zu dem Fanggarne zu liefern, das sie demnächst über den Köpfen der

lebenslustigen, genußsüchtigen, und verschwenderischen Pariser auszuspannen gedachte.

Sie begab sich also mit ihren zwei Reisegefährtinnen in ihre Gemächer, und ließ Lerry einladen, mit ihr zu soupiren.

Vorschläge.

Lerry trat mit der größten Unbefangenheit in Rosa's Gemach, ohne jedoch die Gebote des Anstandes auch nur im Mindesten zu verletzen.

„Madame," begann er mit unwiderstehlich einnehmendem Lächeln, „Ihre Liebenswürdigkeit und Ihr brillanter Verstand, der aus den schönsten Augen leuchtet, die ich in meinem ganzen Leben bewundert habe, berechtigen mich zu dem Glauben, daß Sie von meinem Leichname nichts verlangen, als meinen Kopf; die Tyrannen verfahren dabei noch etwas milder als Sie, Madame, weil die Tyrannen nur die Köpfe derjenigen verlangen, die entgegengesetzte An-

sichten haben, während Sie meinen Kopf verlangen, ungeachtet meiner unbedingten Ergebenheit, und der heiligen Versicherung, daß ich keinen höhern Wunsch kenne, als Ihren Winken zu gehorchen.“

„„Daß Sie ein ausgezeichneter Damenredner sind, davon hab' ich heute mich persönlich überzeugt, als ich Sie Lenchens Abenteuer vortragen hörte.““

„Aha, das ist wieder ein Streich des Kellners, den er mir gespielt hat.“

„„In jedem Falle war er zu Ihrem Vortheile.““

„Und doch wollte ich darauf wetten, daß er Sie gewarnt hat, mich zu wählen. Nicht wahr, Madame?“

„„Sie haben Recht, aber nur in einer Beziehung.““

„Ich verstehe; hundert andere Damen hätten mich nach diesem Aufschlusse des Kellners nicht mehr gewählt; ich weiß nun, daß ich Ihnen mit meinem Kopfe zu dienen habe.“

„„Hat also der Kellner Sie wirklich nicht verläumdet?““

„Nein, Madame; und wenn Sie irgend einen Zweifel persönlich nicht zu heben geneigt sind, so bitte ich Sie, die Frau Marschallin von R. gefälligst über diesen Punkt zu fragen, welche eine halbe Million Franken an mich verschwendete, bis sie mit mir fertig war.“

„„Sie besitzen also selbst Vermögen?““

„Vermögen? Lerry Vermögen? In diesem Augenblicke keinen Sous, Madame, aber in 24 Stunden eben so viele tausend Franken, wenn ich meinen Kopf ins Feld rücken lasse.

Ich bildete mir ein, weil eine Marschallin mich liebe, müsse ich nothwendigerweise wie ein Marschall leben; die halbe Million war also in kurzer Zeit wieder im Umlaufe, und ich gewann nichts dabei, als einen unermeßlichen Ruf in Paris, den ich als ein unsichtbares Kapital betrachten darf, von dessen Zinsen ich reichlich leben kann.“

„„Haben Sie Lust, Lerry, in meine Dienste zu treten, oder vielmehr mein Associé zu werden, und zehn Procente von den Erträgnissen unserer Spekulationen zu beziehen?““

„Mit Vergnügen; da öffnen Sie mir ein

Feld, auf dem ich großes zu leiſten im Stande bin. Auf welche Weiſe gedenken Sie Ihr Geſchäft zu eröffnen?“

„„Ich gedenke auf die Leidenſchaften zu ſpekuliren.““

„Der gangbarſte Artikel, der niemals aus der Mode kömmt. Aber wie wollen Sie die Sache angreifen?“

„„Auf eine ſehr einfache Weiſe. Ich bin Deutſchlands erſte Sängerin —““

„Ah, ich beuge mein Knie vor der Muſe des Geſanges!“

„„ — als ſolche wird es mir nicht ſchwer fallen, Aufmerkſamkeit zu erregen.““

„Gewiß nicht! Eine große Sängerin iſt für die Pariſer Lebemänner eine wahre Alarmfahne. Dieſes Bild iſt nicht poetiſch, Madame werden mir's aber nicht übel deuten, da es wahr iſt.“

„„Die Treuloſigkeit, der flüchtige lüſterne Sinn der Männer, alt und jung, der wegwerfende beleidigende Ton, womit ſie über die Ehre der Frauen und Mädchen abſprechen, haben mich empört, und zum Schwur der Rache getrieben.““

„Recht ſo, Madame, die Männer verdienen kein beſſeres Loos; an der Aufrichtigkeit meiner Anſicht dürfen Sie nicht zweifeln, da ich mich ja nicht mehr zu den Männern zähle. Auf meinen Beiſtand können Sie vollkommen rechnen.“

„„Durch alle Mittel der Kunſt und Natur will ich ſie an mich locken; Sie, Lerry, umgehen die Lämmchen, bis ſie im Netze ſind; dann ſcheeren wir ſie, ſo lange ſie Wolle geben.““

„Bravo, das iſt herrlich! Da ſchwimm' ich ja in meinem Elemente!“

„„Nur gemach, lieber Figaro, das Schwerſte kommt jetzt,“ und an Ihnen iſt es nun, mir den erſten und glänzendſten Beweis Ihres Scharfſinnes und Ihrer Erfindungsgabe zu liefern.““

„Sprechen Sie, Madame; ich bin ſehr begierig, eine Aufgabe zu löſen, die meinem Genie Ehre macht, und ihren Beifall erhält.“

„„Niemand gibt, ohne dafür etwas zu erhalten. Meine Anbeter werden nicht immer nur zu meinen Füßen liegen wollen; die Männer verweilen nicht gerne allzulange an dem

nämlichen Orte. Wenn jeder ein Blatt aus der Rose zöge, so wäre Rosa bald eine blätterlose Rose. Sie sollen schmachten, genießen und bezahlen; sie sollen sich Alle für Rosa's Besieger halten, aber Keiner soll es wirklich seyn. Als Jungfrau kam ich nach Paris; ich will als Jungfrau wieder nach Deutschland heimkehren.""

„Allen Respekt, Madame! Diese Aufgabe wäre selbst für den Zauberer Merlin eine steinerne Knacknuß gewesen. Wie Hamlet sagt: „Seyn oder Nichtseyn, das ist die Frage," — so möchte ich über Ihren Wunsch mich äußern. Sie wollen also Schmachtende und Zahlende beglücken, und ihnen zu Willen seyn, aber doch nicht seyn, was Sie dadurch nothwendig seyn müssen. Vorläufig will ich nur darüber nachdenken, wie ich eine Flasche Champagner leeren kann, ohne den verpichten Drahtzaun zu sprengen, und den Pfropf zu lüften, oder die Flasche auf irgend eine andere Art zu verletzen. Gelingt mir dieß, so ist auch das Geheimniß gefunden, in den Armen eines jungen Wüstlings als Jung-

frau zu erwachen. Der Teufel müßte sein Spiel treiben, wenn ich da keinen Rath fände!"

Rosa hatte Lerry's Vergleich richtig aufgefaßt; auf einen Wink von ihr brachte Betty Champagner.

„Madame lesen in den feinsten Falten der männlichen Herzen wie in Grecourts Gedichten; da kann es Ihnen nicht fehlen. Komm her, du Sorgenbrecher und Freudenspender, allbelebender flüchtiger Geist, du Genius aller Weine, Großvater des Witzes, und Kitt der Liebesfreuden, Amors Stahlbad; mit Freudenthränen gemischt bist du der Nektar der unsterblichen Götter, und verleihest ewige Jugend! Wem du nicht die Tiefen des menschlichen Scharfsinnes aufschließest und beleuchtest, daß er die geheimsten Gedanken und die geistvollsten Intriguen liegen sieht vor seinen Augen, wie die Kieselsteinchen auf dem Grunde eines klaren, crystallhellen Bächleins, dem wird es nie mehr Tag werden in seinem Gehirne!"

Auf Rosa's Wohl leerte Lerry ein Spitzglas nach dem andern, bis sein Kopf einem beleuchteten Hause glich, und die Strahlen aus

den beiden Fenstern — den Augen — das innere Freudenfest verkündend drangen.

Die schicklichen Pausen benützte der Kabinetsrath der schönen Rosa, um einem mit Trüffeln gefüllten Fasane seine Aufmerksamkeit zu schenken, und ihm vertrauensvoll sein Inneres aufzuschließen.

Rosa setzte sich an's Clavier, und sang mit ihrer göttlichen Stimme die erste große Arie der Rosine im Barbier von Sevilla mit erstaunlicher Bravour.

„Bei Gott, Madame," rief der Entzückte aus, „hätte ich noch die halbe Million der Marschallin, ich würde sie für diese einzige Arie hingeben!"

„„Sehr galant! Aber sagen Sie mir doch, Lerry, warum Sie mich immer Madame heißen, da Sie wissen, daß ich eine Jungfrau bin?"""

„Wissen? Nein, aber glauben! Es läge übrigens nur an Ihnen, das Glauben durch Ueberzeugung in Wissen zu verwandeln!"

„„Gar zu gütig!""

„Unter die Haube zu kommen, ist der ge-

heimste Wunsch aller Mädchen; je früher sie dieß Ziel erreichen, desto glücklicher schätzen sie sich. Wenn ich nun durch den Titel „Madame" voraussetze, daß sie bereits im Hafen der irdischen Glückseligkeit landeten, so mache ich ihrem Verstande ein Compliment, und schmeichle ihrer Phantasie. Zugleich ermuthige ich sie, so frei, als es ihnen gefällt, sich zu bewegen; denn eine „Madame" hat in Hinsicht ihres Benehmens vor einer „Demoiselle" ungemein viel voraus."

„„Sie sollten Schminkfabrikant werden, da Sie allen Dingen einen so haltbaren Anstrich zu geben wissen. Doch, um wieder auf unsere Angelegenheit zurückzukommen, geben Sie mir Hoffnung, die schwierige Aufgabe lösen zu können?""

„Ich verspreche das Unmögliche, weil ich alles für möglich halte.

„„Sie trinken ja gar nicht, Lerry; ziehen Sie vielleicht rothen Champagner dem weißen vor?""

„Weiß oder roth, das gilt mir gleich; da kehr' ich die Hand nicht um. — Madame,

ich hab's! Das Räthsel ist gelöset! Sie sind erhört! Ich rette Ihnen, was ich Ihnen doch nicht rauben könnte, die jungfräuliche Reinheit! Doch nicht meinem Kopfe verdanke ich dießmal den guten Rath, sondern meiner Hand, die mir den rechten Fingerzeig gab, als ich sagte: „Da kehr' ich die Hand nicht um."

„„O lassen Sie hören, goldener Lerry, was Ihre geistvolle Hand ersonnen hat!""

„Gewähren Sie mir als vorläufigen Lohn die einzige Bitte, daß ich Sie mit der Ausführung überraschen darf. Ihre Phantasie bleibt bis dahin angenehm beschäftigt."

„„Wohlan, ich will thun, was Sie wünschen, doch empfehle ich Ihnen die möglichste Eile; denn die weibliche Neugierde läßt sich nur bis auf einen gewissen Grad bezähmen, darüber hinaus erregt sie schmerzliche Unruhe.""

„Nur acht Tage lang gedulden Sie sich, dann ist mein Werk vollendet."

Rosa zog sich, Schlaf fühlend, in ihr Gemach zurück; Betty und Fanny aber brachen mit Lerry noch mancher Flasche Champagner den Hals, und fanden, daß sie an ihm

eine durchaus ungefährliche Freundin gewonnen hatten.

Der grosse Plan.

Rosa ließ Lerry zum Frühstücke einladen, wobei natürlich der Faden des Abendgespräches wieder aufgefaßt wurde. Rosa wünschte etwas durchaus Großartiges, in Paris noch nie Gesehenes zu Stande zu bringen, und auf diesem Wege allen andern Mitbewerberinnen für immer den Rang abzulaufen.

Eine solche Idee völlig in sich aufzunehmen, war dem Lerry ein leichtes Spiel; er hatte in diesem Fache schon so viel gesehen, vorgeschlagen, gedacht, und ausgeführt, daß es ihm nicht mehr fehlen konnte.

„Ich habe einen Plan, Madame, der schon als Plan ganz Paris in Erstaunen setzen würde."

„„Ohne Zweifel mit ungeheuern Kosten?""

„Offen zu gestehen, ich wüßte die Kosten nicht einmal beiläufig zu berechnen."

„„Ich bin zwar im Beſitze bedeutender Summen, allein es wäre thöricht von mir, ſie einem zweifelhaften Unternehmen aufzuopfern, und zuletzt wegen Mangels genügender Fonds an der Ausführung zu ſcheitern.““

„So iſt's nicht gemeint, Madame! Sie ſollen nicht einen Sous bezahlen; ich kenne die Herren ſchon, welche mit dem größten Vergnügen ihre vollen Goldkiſten öffnen werden, um den Vorſchlag auszuführen. Es kömmt nur darauf an, daß ſie in der erſten Rolle Furor machen. Soll ich Ihnen die Mittel angeben, welche in Paris, und wohl auch in andern Städten, die wirkſamſten ſind, um Gaſtſpielen einen brillanten Erfolg zu ſichern?“

„„Selbſt im beſcheidenen Bewußtſeyn deſſen, was ich in meiner Kunſt zu leiſten vermag, glaube ich auf ſo kleinliche Mittel verzichten zu dürfen; ich bin meines Triumphes gewiß.““

„Sie mögen Recht haben, Madame; gut iſt gut, aber beſſer iſt beſſer. Wenn Sie die Mittel nicht benützen, die ich die Ehre haben werde, Ihnen vorzuſchlagen, ſo können Sie, und ſängen Sie auch wie ein Erzengel, mitten in Ih-

rem Triumphe ausgepfiffen werden. Partheien gibt es auf allen Bühnen, und in jedem Parterre, in jedem Logenrange. Die angestellten Mitglieder der hiesigen Bühne, männlichen und weiblichen Geschlechtes, haben ihre Anhänger: Liebhaber, Kunstfreunde, Redakteure und Rezensenten. Diese ziehen immer sogleich ins Feld, sobald ein fremder Gast erscheint.

Es kömmt nun darauf an, diese Feinde unschädlich zu machen, was viel leichter ist, als man glauben möchte. Redakteure und Rezensenten sind das interessirteste Völklein in der ganzen Kunstwelt; sie nehmen gerne, und haben sie einmal genommen, so sind sie verkauft. In welcher Rolle gedenken Sie zuerst aufzutreten?"

„„Als Rosine im Barbier von Sevilla.""

„Gut! Ich rathe Ihnen also, einen Tag vor Ihrem Auftreten in allen hiesigen Blättern folgende Einladung erscheinen zu lassen:

„Die Unterzeichnete, Deutschlands erste Sängerin, wird die Ehre haben, morgen den Cyclus ihrer Gastrollen als Rosine im Barbier von Sevilla, in Paris, der Haupt-

stadt der civiliſirten Welt, zu eröffnen, und empfiehlt ſich der Nachſicht der hieſigen Künſtler und Kunſtfreunde, der geiſtreichſten in Europa, ſo wie des geſammten Publikums, welches in allen Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten der übrigen Welt den Ton angibt. Um die Gewogenheit der liebenswürdigen Franzoſen perſönlich gewinnen zu können, wenn dieß ihren geringen Vorzügen möglich ſeyn ſollte, ladet die Unterzeichnete ſämmtliche Mitglieder der Bühne, Damen und Herren, von der Direktion wie vom ausübenden Perſonal, die Herren Redakteure und Rezenſenten der hieſigen Zeitſchriften, ſowie die Kunſtfreunde ein, ein brillantes Soirée nach der Darſtellung, von 1000 Gedecken in fünf Sälen, mit ihrer Gegenwart zu beehren.

Roſa."

„„Eine hübſche Ausgabe!""

„Ei, Madame, wer viel gewinnen will, muß viel wagen. Glauben Sie denn, daß der Aufwand dieſer Bewirthung Ihnen auch

nur einen einzigen Sous kosten wird? Unter den Kunstfreunden wird auch der Zahler erscheinen; wer weiß, ob er dann nicht noch weit mehr, als diese Kleinigkeit wird bezahlen müssen. Lassen Sie mich nur schalten und walten, wie mich's passend dünkt, dann werden Sie mit mir vollkommen zufrieden seyn."

„„Lassen Sie uns wieder auf Ihren Plan zurückkommen, der ganz Paris in Erstaunen setzen soll. Sagen Sie mir etwas Näheres davon! Zwei Augen sehen mehr als eines, vier mehr als zwei, und zwei Köpfe fassen vielleicht mehr Ideen, als einer, den Ihrigen ausgenommen, der für hundert gilt.""

„Sehr schmeichelhaft, auf Ehre!"

„„Wahrheit, die Sie verdienen!""

„Madame, wissen Sie Jemand, der nicht gerne in den Himmel käme?"

„„Nein!""

„Auf diesen Wunsch ist mein Plan gebaut!"

„„Wie so?""

„Kirchen, Palläste, Theater, Hôtels u. s. w. werden gebaut, aber noch hat Niemand daran gedacht, einen Himmel zu bauen."

„„Wollen vielleicht Sie einen Himmel bauen?““

„Errathen, Madame, aber nicht einen Himmel, sondern neun Himmel!“

„„Warum gerade neun Himmel?““

„Sie scheinen mit den Legenden der Heiligen nicht sehr bekannt zu seyn, sonst müßten Sie gelesen haben, daß Einige unter ihnen in ihrer Verzückung bei lebendigem Leibe in den Himmel versetzt wurden, und daselbst durch acht Himmel wandelten, bis sie im neunten Himmel die höchste Seligkeit genossen, endlich aber wieder auf ihrem ärmlichen Strohlager zu sich kamen, und den mit Wasser gefüllten Krug neben Wurzeln und Kräutern erblickten, ihre einzige Nahrung. Da jedoch die Gabe der Verzückung nicht Jedem verliehen ist, und die Pariser am wenigsten Lust haben, an einer Eremitentafel zu speisen, so ist mein Plan, einen irdischen Himmel in neun Graden zu bauen, der für jeden Sterblichen zu jeder Stunde zugänglich ist, wenn er das Eintrittgeld zu bezahlen vermag; von Freibilleten kann dabei keine Rede seyn, das versteht sich von selbst.“

„„In der That, ein herrlicher Einfall, ganz Ihres Rufes würdig!““

„„Paris soll so etwas noch nie gesehen haben! Als stände mir eine Wünschelruthe zu Gebot, will ich zusammengewucherte und ersparte Schätze aus allen Winkeln hervorzaubern, und die liebe Jugend wird die Eltern ausziehen, daß ihnen kaum mehr ein einziges Hemd auf dem Leibe bleibt, um in den Himmel zu kommen. Ich wollte darauf wetten, daß sich auch alte Betschwestern, die sich so gerne von irdischen Genüssen losheucheln, in unsern Himmel melden werden. Sie werden sehen, Madame, daß Sie ungeheure Summen einnehmen.“

„„Wie viel Zeit werden Sie aber nöthig haben, mein lieber Lerry, das Ganze herzustellen?““

„„Das ist schwer zu bestimmen, weil ich voraus nicht wissen kann, ob ich die meisten Erfordernisse der innern Ausstattung schon fertig haben kann, oder erst bestellen muß; denn alle Künstler und Handwerker müssen dabei mitwirken. Freilich werde ich zu gleicher Zeit so viele Hände beschäftigen, als nur immer möglich ist,

wodurch ich die Vollendung sehr zu beschleunigen hoffe. Allein die Hauptsache bleibt immer, ein passendes Lokal zu finden, welches ich zu meinen Zwecken verwenden kann; ich werde daher mit Ihrer Erlaubniß eine kleine Inspektionsreise durch Paris und die Vorstädte antreten, sobald das Soiré vorüber ist, wobei ich gegenwärtig seyn muß, um hinsichtlich nöthiger Aufschlüsse und Rathschläge zu Ihren Diensten zu stehen."

„„Vollkommen einverstanden!""

„Inzwischen werde ich die Pläne und Zeichnungen anfertigen, und Ihrer Beurtheilung vorlegen; Ihre reiche Phantasie und Ihr feiner Geschmack werden darin Manches zu verbessern und zu verschönern Gelegenheit finden."

„„Ich bin mit Ihnen sehr zufrieden, und kann mir gar keinen bessern Kabinetssekretär denken, als Sie. Ohne Zweifel werden wir Beide uns sobald nicht trennen.""

„Gewiß nicht, was mich anbelangt; ich werde meinen ganzen Fleiß anwenden, um fortwährend Ihrer Zufriedenheit würdig zu seyn."

„„Besuchen Sie doch jetzt gefälligst den Ge-

neral-Direktor des Operntheaters, und unterhandeln Sie mit ihm, als mein Impressario, hinsichtlich der Zahl der Opern, worin ich auftreten kann, und des Honorars. Scheint Ihnen die Summe, auf die er sich einläßt, nicht genügend, und können Ihre Betheurungen ihn nicht nachgiebiger machen, so eröffnen Sie ihm, daß die Bestimmung der Honorarsumme bis zu einer Probarie, die ich ihm am Clavier singen will, ausgesetzt bleiben möge.""

Auch als Gesandter hoffe ich Ihr Vertrauen zu rechtfertigen; meine erste Mission soll mir Ehre machen."

Lerry empfahl sich und Rosa schrieb Briefe in die geliebte Heimath.

Der erste Sieg.

Die Franzosen sind voll Eigendünkel; sie halten sich für die erste Nation der Welt, und wären auch, wofür sie sich ausgeben, hätten sie nicht einen so wandelbaren Charakter.

Diese Eitelkeit verleitet sie auch zu einer lä-

cherlichen Geringschätzung ausländischer Talente, namentlich der Deutschen, da diese, ohne einen großen Staat ersten Ranges zu bilden, ohne gemeinsames Vaterland, in Duodezländchen zerstückelt, ihnen als ein Volk erscheint, dem es an Energie fehlt, zur Einheit sich empor zu schwingen, so glauben sie auch nicht, daß in Kunst oder Wissenschaft irgend etwas Großes daraus hervorgehen könne.

Will es dessenungeachtet, die bestehenden Vorurtheile nicht scheuend, ein Talent wagen, in der unerbittlich-richtenden Kunstwelt in Paris als ein Kind Deutschlands aufzutreten, so entscheidet der erste Eindruck das Urtheil. Die Franzosen sind in Allem Enthusiasten; sie wollen nicht bloß ergriffen, sie wollen hingerissen werden.

Rosa kannte diese Verhältnisse sehr wohl, theils aus Journalen, theils aus mündlicher Mittheilung ihrer Gesangeslehrer und anderer Sänger und Sängerinnen, welche in Paris schon früher gastirt hatten. Allein sie erkannte auch die ganze Größe ihrer Kunst, weit entfernt, irgend eine Mitbewerberin um die Pal-

me des Sieges zu fürchten. Kunstkenner, eben erst aus Italien, der Wiege des Gesanges, aus Frankreich und England zurückkehrend, hatten Rosa kurz vor ihrer Abreise aus der Heimath aufrichtig versichert, daß sie nirgend eine Stimme finden würde, die sich an Umfang, Wohllaut und Geläufigkeit auch nur bei weitem mit der ihrigen vergleichen dürfte. Solche Worte lauteten freilich tröstend genug, um ihr Selbstvertrauen zu stählen, und jede Furcht zu verbannen.

In Paris ist es äußerst selten nöthig, irgend eine Sache, die man zu besitzen wünscht, voraus zu bestellen; sie ist gewöhnlich schon fertig zu haben. Der ungeheure dort herrschende Luxus gibt jedem Künstler und Handwerker völlige Gewißheit des Absatzes seiner Fabrikate, wenn sie Neuheit mit Geschmack in sich vereinigen. Dieß ist besonders bei Kleidern für Damen und Herren der Fall.

Rosa gab dem Lerry auf feine Weise zu verstehen, daß er eine ganz neue Garderobe sich anschaffen möge, und wies zugleich die erforderliche Summe dazu an; denn ungeachtet seines Genies kamen am schwarzen Fracke doch

schon die Fäden des Tuchgewebes, wie fein sie auch ursprünglich gesponnen waren, an's Licht des Tages.

In wenigen Stunden stand Lerry vor Rosa eleganter als ein Gesandtschaftscavalier Frankreichs im ersten Salon von St. Petersburg.

„Eine Hauptfrage hätte ich beinahe vergessen. Es ist hier, wie wahrscheinlich an allen Höfen, Sitte, daß eine reisende Sängerin von großem Rufe zuerst am Hofe vor der Majestät singt, bevor sie auf der Bühne erscheint. Wünschen Sie dieß nicht auch? Ich wenigstens fände es sehr räthlich, da Sie bei dieser Gelegenheit die Elite des alten hohen Adels beisammen treffen, und wahrscheinlich Ihr Garn mit vielen Goldfischen auf einmal füllen können."

„„Allerdings wünsche ich dieß recht sehr; doch welcher Weg ist zu diesem Zwecke einzuschlagen?""

„Eine Bitte an Seine Majestät muß dem Hofmusik-Intendanten übergeben werden, der sie im Kabinet vorlegt, und die königliche Entschließung späterhin mittheilt."

„„Entwerfen Sie dieß Gesuch in meinem Na-

men, und beſorgen Sie das Ganze, bringen Sie mir aber ſo bald als möglich Nachricht vom Erfolge.““

Mit wenigen Zeilen war die Sache abgethan; in Frankreich kennt man das Förmliche und Langweilige der deutſchen Bittſchriften nicht, die mit einer Unterwürfigkeit geſchrieben werden, als wären ſie unmittelbar an Gott Vater gerichtet.

Lerry fuhr bei dem Hofmuſik-Intendanten vor, und ließ ſich melden. Der Hofmuſik-Intendant, an jedem Hofe eine der erſten Chargen, kannte Lerry ſeit langer Zeit, und benützte noch oft ſein Talent. Er war ſchon ein tüchtiger Sechziger, aber noch immer ein treuer Freund des Bachus und der Venus, obgleich ſeine Kraft ſchon weit hinter dem Willen zurückblieb. Solche Herren denken nicht daran, daß die Kraft ein Capital ſey, von deſſen Zinſen man leben müſſe, ohne den Capitalſtock anzugreifen, wenn man nicht vor der Zeit bankerott werden will.

Indeſſen wußte er doch immer noch ſo gut als möglich durch die Phantaſie nachzuhelfen.

Er ließ dem Lerry sagen, er möge sich im Vorzimmer mit einem Frühstücke gütlich thun, bis er mit einer sehr dringenden Arbeit fertig sey.

So etwas ließ sich der lebenslustige Lerry nicht zweimal sagen, nahm Platz, und prüfte eine Flasche Oeil de perdrix von der köstlichsten Sorte, wozu er Anquilotti und feine Maccaroni speiste. Da vernahm er aus dem Innern der langen Reihe von Gemächern die Flötentöne einer kunstreichen Spieluhr; Balletmusik; zugleich ein Rauschen auf dem glatten Parquetboden, wie von den leicht hingleitenden Fußspitzen der Tänzerinnen. Seine Neugierde wurde rege; er verriegelte die Eingangsthüre, und versuchte die nächste Flügelthüre zu öffnen, die zum Schlafkabinette des alten Herrn führte. Sie war mit dem Schlüssel geschlossen, aber von innen nicht verriegelt.

Lerry wußte sich zu helfen; er hob an der Thüre oben und unten die Riegel aus, und siehe da! die beiden Flügel thaten sich auf, und der Neugierige gelangte ungehindert bis zur rechten Thüre.

Durch das Schlüsselloch übersah er das ganze, geräumige Gemach, worin der Herr Hofmusik-Intendant in seinem Bette lag, zu dessen Füßen eine junge hübsche Tänzerin saß, die, wahrscheinlich um eine Erkältung zu verhüten, ihre Hände unter der Bettdecke wärmte. Vier Tänzer und vier Tänzerinnen, in einem Alter von 15 bis 16 Jahren, tanzten eine Quadrille ohne Tricot oder andere, die Natur verhüllende Gewänder, und die Spieluhr ließ sich unermüdlich als Orchester gebrauchen. Der alte Herr lag ganz verklärt von den Wonnen der Anschauung da, auf dem Kopfe eine mit Blonden garnirte Schlafmütze, ein großes breitfaltiges Jabot mit Spitzen auf der Brust, und gestickte Manschetten am Hemde. Das ganze Gesicht war jugendlich geschmückt.

Lerry hätte gar zu gerne laut aufgelacht, allein dadurch auf immer sein Spiel verdorben, und sich überdieß den Anblick der Tanzenden entzogen, welche mit einer raffinirten Attitüde ihre Bewegungen endigten.

Ein Geräusch auf dem Corridor trieb ihn rasch zurück, doch vergaß er nicht, die Thüre

wieder zu schließen, um keinen Verdacht zu erregen.

Für das Wartenlassen rächte sich Lerry an den vollen Weinflaschen, welche mit ihren lockenden Etiquetten eine Pyramide bedeckten.

Endlich meldete der Kammerdiener, daß der Herr Hofmusik-Intendant ihn erwarte.

Vom Safte der edelsten Reben begeistert, folgte ihm Lerry mit jenem selbstvertrauenden Muthe, der das Gelingen großer Unternehmungen verbürgt.

„Excellenz —“

„„Ah, Lerry, seh ich Sie auch wieder einmal! Mein Gott, ich bin ein geplagter Mann, die Morgenruhe ist mir nicht vergönnt! Da hab' ich eben wieder ein Ballet componirt, —““

— Nach der Natur, dachte sich Lerry.

— „„Das zum Geburtsfeste Seiner Majestät des Königs gegeben werden soll. Ich bin neugierig, ob es gefällt.““

„Euer Excellenz belieben zu scherzen. Sie haben uns bisher mit Meisterstücken entzückt!“

„„Was bringen Sie Neues?““

„Die Bitte einer Sängerin, welche die Ehre

zu haben wünscht, im Kabinette Seiner Majestät eine Probe ihrer Kunstfertigkeit abzulegen.“

„„So wollen denn diese Betteleien durchaus kein Ende nehmen! Jede, die sich meldet, gibt sich für eine Catalani aus, und öffnen sie den Mund zum Gesange, so krähen sie. Ist sie eine Pariserin oder eine aus der Provinz?““

„Eine Deutsche!“

„„Wie? was? Eine Deutsche? Und Sie wagen es, Lerry, mir eine Deutsche vorzuschlagen?““

„Sie ist Deutschlands erste Sängerin.“

„„Dann ist sie Frankreichs letzte Sängerin; räthlicher wäre es sohin für meine Person, dem Könige eine Choristin unserer Hofbühne vorzustellen, sie würde doch als Französin auf seine landesväterliche Liebe Anspruch haben.““

„Excellenz belieben aber zu erwägen, daß Rosa als Engel der Schönheit in ganz Frankreich nicht ihres Gleichen hat.“

„„Wirklich?““

„Gewiß! Euer Excellenz würden dem Könige ein seltenes Vergnügen bereiten.“

„„Nun, man kann sie ja sehen und prüfen;

genügt sie mir, so entspricht sie auch den Erwartungen Seiner Majestät. Wird die Deutsche wohl hohe Forderungen machen? Das deutsche Künstlervolk ist in der Regel dürftig, und begnügt sich daher mit Wenigem.““

„Sie verlangt gar kein Honorar, sondern wünscht nur die Ehre, vor dem Könige singen zu dürfen. Ohne Zweifel ist sie selbst sehr wohlhabend; denn sie wird nach der ersten Oper, worin sie aufzutreten gedenkt, ein Souper von 1000 Gedecken geben.“

„„Das läßt sich hören! Ich möchte auch dabei seyn!““

„Rosa würde höchst betrübt seyn, wenn Euer Excellenz die Einladung dazu ausschlügen.“

„„Bringen Sie mir diese Rosa heute nach der Tafel; doch halt! Ich speise ja heute bei Hofe; da möchte es zu spät werden. Ich erwarte also die Sängerin bis drei Uhr hier in meinem Kabinette, wo ich sie bei einer Flasche Cap Constantia prüfen will. Adieu! Adieu! Auf Wiedersehen, lieber Lerry!““

Der alte Herr war nun gewonnen. So schwer es auch für eine deutsche Sängerin

hielt, die Erlaubniß zu bekommen, im Kabinette des Königs zu singen, durfte nun Rosa mit Gewißheit darauf rechnen, da sich die musikalische Excellenz geneigt zeigte, sich für sie zu verwenden. Er galt bei dem Könige alles, der sich dankbar der wesentlichen Dienste erinnerte, welche er ihm früherhin in geheimen häuslichen Angelegenheiten des Kabinettes geleistet hatte.

Die Excellenz schien imponiren zu wollen, indem sie sich in das reich gestickte Galla-Costüm eines Hofmusik-Intendanten warf, und in diesem Glanze die Deutsche erwartete.

Mit der Unbefangenheit einer großen Künstlerin, welche die Welt beherrschen kann, und mit der Grazie einer vollendeten Hofdame, trat Rosa anmuthstrahlend in das Gemach, und ihre Erscheinung war hinreichend, der alten Excellenz förmlich die Sprache zu rauben.

Der holde Schelm begann:

„Euer Excellenz überraschen mich, indem Sie die vortheilhafte Schilderung meines Sekretärs Lerry bei weitem übertreffen. In der That, von einem Cavalier mit eben so geistvollen als

angenehmen Zügen darf ich wohl die freundlichste Aufnahme hoffen.

Rosa blickte die alte Excellenz zu gleicher Zeit so liebevoll an, daß sie kaum mehr Worte zur Antwort finden konnte.

„„Vor Allem muß ich Ihnen gestehen, holder Engel, daß Ihnen schwerlich irgend eine vernünftige Seele in ganz Paris die deutsche Abkunft glauben wird. Sie sprechen ja so ausgezeichnet französisch, ich darf sagen — glockenrein. Und was mir übrigens Lerry von Ihrer Schönheit erzählte, ist rein erlogen!““

„Ich bedaure, wenn —“

„„Rein erlogen, sag' ich Ihnen, Sie dürfen mir's auf's Wort glauben; denn obgleich er mit allem Eifer eines treuen Dieners von Ihnen sprach, so bleibt doch seine Schilderung weit hinter der Wirklichkeit zurück. Sie sind kein schönes Mädchen, kein Engel; solche Namen geben auch gemeine Handwerker ihren Liebchen an Sonn- und Festtagen. Sie sind die verkörperte Harmonie der Sphären; etwas Schöneres kann sich mein Geist nicht denken, und findet kein treffenderes Bild!““

„In der That, Euer Excellenz wissen so bezaubernd zu sprechen, daß ich mein ganzes Anliegen vergesse. Es ist wohl unverzeihlich von mir, daß ich solche Blößen der Eitelkeit gebe; bin ich doch hierher gekommen, um zu bitten, nicht um —“

„„Nun, Liebenswürdige, um?““

„Um mich — zu verlieben!“.

Wie galvanisirt bebte der alte Herr von oben bis unten, und sein Gesicht zuckte krampfhaft. Weit entfernt, Ironie in jenem Worte zu finden, nahm er es vielmehr für baare Münze, und glaubte, in Rosa eine von den gewöhnlichen Theaterdamen vor sich zu haben, welche kein Mittel scheuen, zum Zwecke zu kommen. Dieser Wahn machte ihn unternehmend.

„„Es gibt Aeußerungen, auf welche man die Antwort, ohne ungalant zu seyn, wohl vertagen darf. Ich werde die Ehre haben, für Ihr entzückendes Geständniß bei einer passenderen Gelegenheit mich dankbar zu bezeigen. Doch nun zur Sache! Sie wünschen im Kabinette Seiner Majestät zu singen?““

„Dieß ist mein sehnlichster Wunsch!“

„„Ohne mein Gutachten würde dieser Wunsch nie erfüllt werden.““

„Dieß weiß ich sehr wohl, und deßwegen bin ich gekommen, um Euer Excellenz zu bitten, —“

„„Nicht bitten, liebes Kind! nur befehlen, Sie haben mich zum Sclaven Ihrer Schönheit gemacht. Aber —““

„Wenn es Euer Excellenz gefällig wäre, mich in einer Arie zu hören —“

„„Ueberflüssig; ich bin vollkommen überzeugt, daß Sie charmant singen; und der König wird es auch so finden, wenn ich ihn versichere, daß es so sey. Aber —““

„Wann soll ich im Vorzimmer Seiner Majestät um die gegebene Stunde anfragen lassen?“

„„Warum nicht gar anfragen! So weit darf eine Rosa nicht herabsteigen. Der König soll seinen diensthuenden Kammerherrn zu Ihnen schicken. Aber —““

„Sieht es der König lieber, wenn eine Sängerin, welche die Ehre genießt, im Kabinette singen zu dürfen, einfach oder reich gekleidet ist?“

„„Einfach, um den Neid der Hofdamen nicht rege zu machen, die ſonſt gleich eine Faktion gegen Sie bilden würden. Aber““

„Zürnen Euer Excellenz nicht, daß ich noch eine Frage zu ſtellen mir erlaube. Wenn ich im Kabinette mit Beifall geſungen habe, muß ich deſſenungeachtet mich noch vom Muſikdirektor des Operntheaters prüfen laſſen, im Falle ich daſelbſt in Gaſtrollen auftreten wollte?

„„Keineswegs! Im Beſitze des anerkennenden Zeugniſſes des k. Hofmuſik-Intendanten müſſen Sie eine große Sängerin ſeyn, und wenn Sie auch gar keine Stimme hätten. Ich bin in Frankreich, was Muſik betrifft, das höchſte, unfehlbare Tribunal. Aber, Roſa, eine Hand wäſcht die andere; ich waſche die Ihrige, und Sie die meinige. Eine fremde Sängerin kann nur durch meine Arme über die Schwelle des k. Kabinettes treten. Verſtehen Sie mich, liebes Kind?““

„Vollkommen, Euer Excellenz! Dieſer Weg iſt ſo ſüß, und der Führer ſo liebenswürdig, daß nur eine Thörin zögern könnte, ihn zu wählen!“

„„Möchten Sie nicht ein Paar Schritte auf diesem Wege gleich jetzt versuchen?““

„Ich habe hierin meine eigenen Grundsätze, die der Verstand Eurer Excellenz gewiß billigen wird.“

„„Darf ich diese Grundsätze wissen?““

„Nichts halb thun, und was ganz gethan wird, auf die sinnreichste Weise; dabei unbelauscht.“

„„Völlig einverstanden!““

„Dieser Tage wird mit der Herstellung eines schicklichen Empfangortes zu diesem Zwecke begonnen; sobald es vollendet ist, werde ich so lange Ew. Excellenz mit Bitten bestürmen, bis Sie mich dann besuchen.“

„„Nicht bitten, lieber Engel, nicht bitten, sondern nur befehlen.““

„Wie soll ich gegen Seine Majestät den König mich benehmen, Excellenz, wenn ich im Kabinette singe?“

„„Nachgiebig, mein gutes Kind, nachgiebig; mit dieser Eigenschaft kommt eine schöne Dame durch das ganze Weltall. Der König war in seiner Jugend ein landberühm-

ter Liebesheld, der galanteste Cavalier seiner Zeit; diese Gewohnheit ist ihm geblieben, nur die Natur hat Rückschritte gemacht, und da es die Aufgabe der Kunst ist, die Natur zu unterstützen, so werden Sie als Künstlerin wohl selbst wissen, was Ihres Amtes ist, wenn Sie nicht eine einseitige Künstlerin seyn wollen.““

„Ich hoffe allen Erwartungen zu entsprechen.“

„„Das ist auch meine Ueberzeugung. Nur Muth gefaßt, Selbstvertrauen; Sie werden am Hofe außerordentlich beschäftiget werden; benützen Sie diesen günstigen Moment, der sich im Leben selten wiederholt. Der Hof hat bei uns Lieblingsneigungen, zu deren Befriedigung die nöthigen Summen bis auf den letzten Sous ins Feld rücken. Mein Rath steht Ihnen immer zu Gebot; ich kenne das glatte Parquet-Terrain der Tuillerien, und durchschaue den Gang der Fäden des großen Hofgewebes; ich bin ein alter Fuchs. Wie gesagt, nur nachgiebig, aber zum höchsten Preise; wofür man sich gibt, das ist man werth; merken Sie sich dieß, liebe Rosa. Auf Wiedersehen!““

„Excellenz verschmähen also wirklich, eine Arie von mir zu hören?“

„„O nein! Ich wollte Ihnen nur mein Vertrauen beweisen. Singen Sie, schöne Rosa, singen Sie!““

„Welche Arie wünschen Excellenz zu hören?“

„„Die Wahl überlasse ich Ihnen.““

Rosa setzte sich an's Clavier, und sang die bekannte Arie aus der Molinara: „Mich fliehen alle Freuden,“ zuerst ganz einfach, im Geiste der Wehmuth eines schlichten Mädchens, dann aber mit Variationen, welchen kaum die Violine eines Lafont hätte folgen können.

Die alte Excellenz kam außer sich vor Entzücken, und sank vor der überraschten Rosa auf die Kniee, die Spitzen ihrer Füße küssend.

„Sie müssen bei uns bleiben, Rosa, als erste Kammersängerin des Königs; ich habe die größten Sängerinnen unserer Zeit gehört, allein alle stehen weit hinter Ihnen zurück. Welches Metall, welches Portament, welche Reinheit der Intonation, welch' ein Geschmack des Vortrages! Die Majestät wird mich für diesen Kunstgenuß mit Gnade überschütten!“ Rosa schied,

anscheinend mit schwerem Herzen, von der Excellenz.

Inzwischen war Lerry bei dem Director des Operntheaters gewesen, und hatte ihm Gastrollen in Rosa's Namen angetragen.

Der Director hielt eben Conferenz mit den ersten Sängern und Sängerinnen seiner Bühne, um sie zu einer besondern Anstrengung zu bewegen, weil er bei Gelegenheit eines Hoffamilienfestes etwas Außerordentliches darzustellen wünschte.

Das Theatervölklein ist ein höchst unruhiges, zum Widerstande, zum Aufruhr und Revolution geneigtes Völklein, und Gewalt und Bitten vermögen weniger über diese Leute, als Intriguen. Ein kluger Director muß unter seinen besten Talenten immer eines gegen das andere im Schach halten.

Kaum hörte der Director, daß eine Deutsche singen wolle, so lehnte er den Antrag mit dem Bemerken ab, daß Niemand in's Theater gehe, um eine Deutsche singen zu hören, und die Sängerinnen fielen über den Director her, und drohten ihm einstimmig, auf der Stelle

krank zu werden, wenn er ihnen eine Nebenbuhlerin auf den Hals laden würde.

Lerry machte sich den Spaß, bei jeder Sängerin die Kraft seiner Beredtsamkeit zu versuchen; allein vergebens! Am Ruhmneide scheiterten alle Bemühungen.

Ein Obergeneral muß darauf rechnen können, daß irgend ein Divisionsgeneral die ihm aufgetragene Unternehmung zu einer bestimmten Zeit glücklich ausgeführt habe.

In derselben Lage befand sich Lerry. Er zweifelte keinen Augenblick an Rosa's Triumphe bei der alten Excellenz, und sprach sohin:

„Ihre Weigerung, Herr Director, wird nichts fruchten; der Herr Hofmusik-Intendant hat die Deutsche geprüft, und war so entzückt von ihrem Gesange, daß er auf der Stelle, und zwar zu ungewöhnlicher Stunde, nach Hof fuhr, um Seiner Majestät darüber persönlich und mündlich Bericht zu erstatten. Es wird Ihnen bekannt seyn, daß einer Sängerin, welche im Kabinet des Königs mit Beifall gesungen hat, das Auftreten auf dem Operntheater nicht verweigert werden kann.“

„„Das ist allerdings richtig; allein es ist nicht damit gethan, daß man auftrete, sondern es kommt auch auf den Erfolg an. Dieser ist nur dann entsprechend zu hoffen, wenn die Partheien schweigen, und diese werden gewiß nicht stumm bleiben, wenn die Deutsche unserer Bühne aufgedrungen wird.““

Während der Director sich also vernehmen ließ, spannen die Damen schon Intriguen.

Die erste betheuerte geradezu, sie wolle einem gefürchteten Recensenten eine längst erflehte Gefälligkeit erweisen, unter der Bedingung, daß er an der Deutschen kein gutes Haar lasse; die Zweite sammelte Geld, um Billete für Zischer und Pfeifer zu kaufen; eine dritte ließ durch ihren Anbeter den Ruf der Rosa verdächtigen, und so strengte jede ihr Köpfchen an, um etwas feindseliges gegen die Deutsche zu ersinnen, welche sie noch gar nicht gesehen hatten.

An der scheinbaren Verlegenheit des Lerry ergötzten sich alle schadenfroh. Da schüttelte dieser nachdenkend den Kopf, und sprach im Tone des Bedauerns:

„Es ist nur Schade um das große Soupé

mit Ball, welches Rosa nach der ersten Oper zu 1000 Gedecken geben wollte, und wobei sämmtliche Mitglieder der Bühne, Damen und Herren, die ersten Gäste gewesen wären. Ich bin als Anordner dieses Festes überzeugt, daß selbst der k. Hof den Glanz desselben schwerlich überboten hätte.

Nun mag ich wohl vergeblich besorgt gewesen seyn, alle Leckerbissen und köstlichen Weine aller Welttheile aufzutreiben; mußte ich doch sogar Seefische mit Extrapost aus Dieppe kommen lassen!“

Dieses Zeugniß von den außerordentlichen Talenten Rosa's überwog natürlich bei weitem das Zeugniß der alten Excellenz; der Director stimmte sogleich den Ton um, indem er äußerte, daß es allerdings Umstände gebe, unter denen eine Ausnahme Statt finden könne, und daß er dem Rufe französischer Artigkeit einer Dame gegenüber nichts vergeben wolle, die ihr Erscheinen in der Kunststadt der Welt mit so wohlwollenden Gesinnungen bezeichne.

Die Herren drückten dem Lerry die Hand, und versicherten vor Begierde zu brennen, die

Bekanntschaft der liebenswürdigen Deutschen zu machen; die Damen bestürmten ihn mit Fragen, wie sie aussehe, nach welcher Mode sie sich kleide, ob sie französisch spreche, und wie viel Anbeter sie zähle, und als Lerry eben im besten Zuge war, klassisch zu lügen, trat Rosa selbst in das Zimmer, verneigte sich mit dem feinsten Anstande, und erkundigte sich im besten Pariser-Accent nach dem Erfolge der Mission ihres Gesandten.

Ihre Liebenswürdigkeit bezauberte die Herren, und ihr schmeichelndes Benehmen alle Damen ohne Unterschied. Ihr Neid konnte nicht rege werden, da sie jeder etwas Verbindliches zu sagen wußte, und Jede um ihren guten Rath und ihre freundliche Unterstützung bat.

Auf diese Weise gelang es ihr, in einer halben Stunde das ganze Personal für sich zu gewinnen, und alle Rachepläne überflüssig zu machen, welche bereits zu einer Donnerwolke über ihrem Haupte ausgebildet waren. Mit Recht sagt Hobbes: „Geld ist Macht!“

Dem Director war noch immer etwas bang um's Herz, weil er fühlte, Rosa werde ein

Honorar verlangen, das die Kräfte seiner Kasse übersteigen möchte; allein sie machte nur auf die Hälfte der reinen Einnahme Anspruch, und so schlossen beide einen Vertrag auf 12 Gastrollen, ohne daß der Director auch nur einen einzigen Ton ihrer Stimme gehört hatte.

Als Sängerin strebte Rosa nur nach Ruhm, und betrachtete das Honorar für ihre Gastrollen nur als Nebensache; denn die Schätze der Großen gedachte sie auf andere Weise in ihr Garn zu locken.

Die Geheimnisse des Kabinets von St. Cloud.

Am andern Tage morgens 11 Uhr saß Rosa eben am Clavier, und sang die Scala, was jedem Sänger, jeder Sängerin täglich das Unverschiebliche seyn soll, indem nur dadurch Rückschritte vermieden werden.

Ich kenne eine berühmte Sängerin, die im Wahne ihrer Vollendung dieß unterläßt, und öfters den Vorwurf verschuldet, unrein, zu

hoch oder zu tief zu intoniren. Künstler auf Instrumenten müssen es gerade so machen, wollen sie nicht an Sicherheit des Spieles verlieren.

Ein Hofwagen donnerte die Straße herunter, und hielt vor Rosa's Wohnung; die bordirten Hofdiener rissen den Schlag auf, und ein junger hübscher Kammerherr des Königs sprang mit französischer Leichtigkeit heraus.

Rosa empfing ihn mit der äußersten Artigkeit.

„Der Anblick so wundervoller Reize," begann der Kammerherr, „überhebt mich der Frage, ob ich die Ehre habe, mit der großen Sängerin Rosa zu sprechen, deren Kunst mit ihrer Schönheit wetteifert. Ich bin Baron Daront, Kammerherr Seiner Majestät des Königs, beauftragt, Ihnen zu eröffnen, daß der König sich sehr darauf freue, Sie heute Abends 9 Uhr in seinem Kabinette singen zu hören, und Sie an seiner Familientafel zu begrüßen."

„Seine Majestät der König überhäufen mich mit unverdienter Gnade, und verleihen

dieſer einen um ſo höhern Werth, als Sie zum Organe derſelben den liebenswürdigſten Cavalier am ganzen Hofe gewählt haben.““

„Charmant, das muß ich geſtehen! Sie können unmöglich eine Deutſche ſeyn; die Deutſchen ſind zu offen, um zu ſchmeicheln.“

„„Ich bin ſtolz auf mein deutſches Vaterland, allein die Wahrheit gehört der Welt, und ich habe Ihnen, Herr Baron, nur meine Ueberzeugung ausgedrückt.““

„Mein Gott, das klingt ja, wie eine leichte Liebeserklärung! Schade daß Sie nicht eine Dame vom alten Adel ſind, ich würde Ihnen meine Hand nebſt meinem unermeßlichen Vermögen anbieten. Wenn auch meine Geburt mir nicht geſtattet, Ihnen die Hand zum heiligen Bündniſſe zu reichen, ſo können Sie doch über mein Vermögen verfügen, wenn Sie, — nun, Sie verſtehen mich ſchon!“

Der aus artigen Redensarten, faden, auswendig gelernten Schmeicheleien, Ahnen- und Geldſtolz zuſammengeſtoppelte inſolente Hofgeck, verletzte das Zartgefühl der Roſa.

Schon wollte Sie den Mund öffnen, um ihm Dinge zu ſagen, die er gewiß nie vergeſſen hätte, um ſo mehr, da er zu jener unverbeſſerlichen Sorte des bourboniſchen hohen Adels gehörte, die nichts vergeſſen und nichts gelernt hatte, als ſie des Zweckes ihrer Anweſenheit gedachte, zu deſſen Gelingen ſie zahlreiche Freunde ſuchen, aber keinen Feind reizen mußte.

„„Nach meinen Grundſätzen macht die Liebe glücklich, nicht der Stand, worin man liebt, nicht das Geld. Ich würde mir kein ſchöneres Loos wünſchen, als nach den Wünſchen eines ſo charmanten Cavaliers zu leben, ohne ihn durch irgend ein anderes Mittel, als durch den Zauber der Liebenswürdigkeit an mich zu feſſeln.““

„Ich nehme Sie beim Worte, Roſa!“

„„Sehr wohl! Wir werden ſpäterhin noch auf dieſe Angelegenheit zurückkommen.““

„Das Anſchauen Ihrer Anmuth hat mich ſo überraſcht, daß ich bisher kaum die Hälfte deſſen geſprochen habe, was ich zu ſprechen mir vornahm. Ich vergaß, Ihnen zu ſagen, daß der König Sie in St. Cloud erwartet,

und daß ich um die Erlaubniß zu bitten beauftragt bin, Sie dahin zu begleiten.“

„„Eine Ehre, die ich in ihrem ganzen Umfange zu schätzen weiß.““

„Als einen Beweis, wie sehr ich Sie liebe, holde Rosa, will ich Ihnen eine flüchtige Skizze des Hofes entwerfen, damit Sie das Terrain kennen lernen, auf welchem Sie selbst eine einflußreiche Rolle spielen können und werden. Sollte es sich treffen, daß ich im Feuer der Schilderung bisweilen an die Natur streife, so werden Sie, als eine weltkluge Dame, dieß ganz natürlich finden.

Der Hof von St. Cloud ist so lebenslustig, wie unter Ludwig XIV. und XV. Die Damen und Herren im königlichen Pallaste bleiben sich zu allen Zeiten gleich. Genießen ist ihr heiligster Lebenszweck, worauf sie schon von zarter Jugend an vorbereitet werden. Die Meisten von ihnen sind von altem aber armen Adel; sie müssen also vom Hofe leben, und wollen gut leben, recht gut, fast königlich, wie ihr Herr und Gebieter. Sie umlagern also die Majestät und saugen sie aus.

Die Einkünfte der Krondomainen und der außerordentlich hohen Civilliste reichen bei weitem nicht hin, um die starken Goldentleerungen durch reichhaltige Zuflüsse zu ersetzen. Was daran fehlt, muß durch Schulden und künstliche Verrechnungen gedeckt werden, und hierin ist der Schlüssel zu dem Geheimnisse zu suchen, wie man Premierminister wird.

Diese allmächtige Stelle im Staate wird auch jetzt noch, wie zu den Zeiten der letzten Könige Frankreichs, beneidet, aber nur von Wenigen gesucht; als bei uns der König noch den Staat bildete, und sein Wille das Gesetz der Nation war, dem keine Stimme widersprach, ohne zeitlebens in der Bastille zu verstummen, da wurde noch das Ernennungsdekret eines Premierministers unter einem Unterrocke expedirt; das war unsere gute alte Zeit, an die sich die bejahrten Väter noch mit stiller Wehmuth erinnern. Damals gab es nur den Adel, der mit dem Könige machte, was er wollte, und die Canaille, welche bezahlen mußte, und jetzt Volk heißt. An unserm Willen fehlt es nicht, jene gute alte

Zeit wieder einzuführen; allein der verdammte Zeitgeist hat uns Verfassungs-Barrieren in den Weg geworfen, die uns das Einschmuggeln der guten alten Zeit vor der Hand unmöglich machen. Wir geben jedoch diese schöne Hoffnung nicht auf, und dürfen auf die thätige Mitwirkung gewisser großer Mächte bauen, welche die revolutionäre Umgestaltung unserer Verhältnisse höchst ungern gedulden, da sie früher oder später davon angesteckt zu werden fürchten.

Wie gesagt, der Premierminister ist jetzt der Sündenbock des Hofes, ein gequältes Lastthier; er darf so weise seyn, wie die sieben Weisen Griechenlands zusammen, und so schlau, wie der alte Fuchs Talleyrand, um den beiden Kammern gegenüber alle Parlamentsstürme beschwören zu können. Um den Preis solcher Anstrengungen sehnt sich kein Lebemann nach diesem Posten.

Der König ist nur von Anhängern der guten alten Zeit umgeben, welche keine Neuerung des Zeitgeistes in seine Nähe kommen lassen. Sie zeigen ihm die Verfassung in ihrem wahren Lichte: als ein durch die Macht der Um-

stände abgedrungenes Zugeständniß, das mit eben jener Macht wieder fallen kann, und fallen muß. Die Krone ist von Gottes Gnaden, und kann also durch Menschensatzungen in ihrem Thun und Lassen nicht beschränkt werden.

Solche Ansichten können natürlich, dem Könige nur angenehm seyn, weil sie aus seiner Seele gesprochen sind. Von Jugend auf hörte er keine anderen politischen Glaubensartikel. Er ist dankbar für treue Anhänglichkeit, hält Alle für seine besten Freunde, die so sprechen, und belohnt sie wahrhaft königlich.

Die Kinder der Anhänger der guten alten Zeit sind schon in der Wiege versorgt. Die Knaben erhalten Offizierspatente, die Mädchen, noch an der Brust der Amme, Ernennungen als besoldete Ehrenfräuleins; uns Erwachsenen werden aus der Kabinetskasse die Schulden bezahlt, und wir geben uns alle Mühe, dem Könige für diesen Akt seiner Großmuth so oft als möglich danken zu können.

Wie schwer nun, unserer heiligen Schwadron des unbeschränkten Königthums gegenüber, der Stand konstitutioneller Minister seyn müsse,

welche dem Könige stets von nothwendigen Concessionen predigen, und dadurch trübe Stunden machen, läßt sich leicht denken.

Ein edler Wetteifer beseelt also den alten Hofadel, dem Könige das Leben so angenehm als möglich zu machen, und die trüben Wolken auf seiner erhabenen Stirne durch sinnreiche Genüsse zu verscheuchen. Er ist alt, und genießt die süßesten Freuden des Lebens, die Freuden der Liebe, größtentheils nur mehr durch Vermittlung der Phantasie; keine Dame, von der vornehmsten bis zur bloß hoffähigen, welche die Schwelle des k. Pallastes überschreitet, würde auch nur einen Augenblick zögern, die Wünsche unseres königlichen Vaters zu erfüllen, der einst in blühender Jugend der gefeierte Liebling des schönen Geschlechtes war.

Ich mache Sie, liebe Rosa, mit diesem Verhältnisse bekannt, damit Sie nicht durch eine übelangebrachte Blödigkeit ein großes Glück verscherzen. Fürchten Sie keine Eifersucht von irgend einer Seite; jede erhält ihren reichen Lohn nach dem Maße ihrer Verdienste, und wir dulden nicht, daß Eine ausschließend sein

Herz beherrsche, und dadurch auch uns. Alle wirken vielmehr gemeinschaftlich zusammen, und begnügen sich schwesterlich mit den Früchten ihrer Anstrengungen.

Damit Sie aber, holdes Mädchen, Ihr Benehmen klug den Verhältnissen anpassen können, will ich Ihnen noch einige Hauptpersonen schildern, welche am Hofe bedeutende Rollen spielen. Die erste Person, von der ich jetzt sprechen werde, scheint mir ganz geeignet, von Ihnen förmlich ausgezogen zu werden, und ich rechne ganz auf Ihre Erkenntlichkeit, ohne mir diese vertragsmäßig vorzubehalten, im Falle Sie meine Rathschläge zu benützen gesonnen sind.

Der H. v. A. gilt bei dem alten Adel, wenn öffentlich von ihm die Rede ist, für einen in jeder Beziehung ausgezeichneten Mann; in vertraulichen Unterhaltungen wird er als ein blödsinniger Mensch bezeichnet, der nichts kann, als jagen, essen, trinken und den niedrigsten Lüsten fröhnen. Glücklicherweise verschont er die Damen vom hohen Stande mit seinen Zudringlichkeiten, außer sie kommen ihm auf halbem Wege entgegen, und begnügt sich

mit den Abspühlmädchen in der Hofküche, so wie mit den Weibern und Töchtern der Stallbedienten und Jagdzeugknechte.

Freilich sollte der hohe Adel ihm weit mehr zugethan seyn, nach dem ungescheut verkündeten Grundsatze: daß die Dummheit so gut auf Achtung Anspruch hat, wie die Weisheit, wenn sie nur dem alten Adel angehört; allein er ist ein ganz unbrauchbares Subjekt zu unseren Zwecken, und so blödsinnig-schwatzhaft, daß man ihn auch nicht in der mindesten Sache zum Mitwisser machen kann, ohne sich der Gefahr auszusetzen, daß er alles verrathe, und über die dadurch veranlaßte Bestürzung in ein narrenhaftes Gelächter ausbreche.

Dagegen ist die H. v. B. die Seele des alten Adels, die mächtigste Stütze des Absolutismus, ein seltenes Intriguen-Genie. Sie hat ihre Verbindungen an allen Höfen der Welt; ihre Correspondenz wird von zwölf vertrauten Sekretären geführt, welche den ganzen Tag hindurch vollauf beschäftigt sind.

Natürlich steht sie auch mit der Geistlichkeit auf dem besten Fuße; wo diese mit dem hohen

Adel in Harmonie wirket, darf an dem Erfolge nicht gezweifelt werden. Inzwischen will man doch bemerkt haben, daß junge Geistliche weit länger in ihrem Kabinette verweilen, als alte; ich finde dieß sehr natürlich, weil junge Geistliche noch nicht so in den Gang der Geschäfte eingeweiht sind, wie alte, und daher ungleich länger der leitenden Hand der erfahrenen Dame bedürfen, als die alten.

Nach dem beklagenswerthen Tode ihres Gemahles, schien die sonst so lebenslustige Frau allen Genüssen irdischer Liebe für immer entsagen zu wollen; ihr Schmerz kannte keine Grenzen; Tag und Nacht verweilte sie oft in der prächtig erbauten Ahnengruft, was zu der schändlichen Verläumdung ihrer Feinde Anlaß gab: daß der Priester, der sie daselbst zum frommen Gebete empfing, ein wunderschöner Mezgerknecht aus der Vorstadt St. Antoine sey, der nach Verfluß eines halben Jahres so gänzlich verschwunden war, daß sich keine Spur mehr von ihm finden ließ.

Solche Volksmährchen erzählt man überall ganz vertraulich bei einer Flasche Wein, hütet

sich aber wohl vor den Ohren der Polizei, um nicht selbst den Versuch machen zu müssen, bei lebendigem Leibe zu verschwinden.

Suchen Sie, liebe Rosa, diese Dame in Ihr Interesse zu ziehen; es wird Ihnen nach den Andeutungen, die ich Ihnen zu geben die Ehre hatte, nicht schwer fallen, und zugleich von unendlichem Nutzen seyn.

Die übrigen Goldfische, nach welchen Sie Ihr unwiderstehliches Netz auswerfen müssen, sind die Napoleonischen Reichsmarschälle, welche, im Besitze von vielen Millionen aus den Zeiten unserer glücklichen Eroberungskriege, an nichts mehr denken, als den Rest ihrer Lebenszeit mit allen erdenklichen Genüssen zu schmücken. Sie scheuen keine Summen, um ihre Wünsche zu befriedigen. Es wäre überflüssig, Ihnen diese Herren einzeln zu schildern; sie sind alle von einem Schlage.

Aus niederm Stande emporgestiegen durch Tapferkeit und natürlichen Scharfblick, verdanken sie dem kleinen Corporal, der sie in einer sturmbewegten Zeit von Siegen zu Siegen führte, ihr gegenwärtiges, glänzendes Loos;

man merkt es jedoch gleich, daß ihnen der feine Hoston nicht angeboren ist, wie uns Cavalieren vom alten Adel; nur ein künstlicher Firniß übertüncht die Gemeinheit ihrer rauhen Lagersitten. Dem alten Adel sind sie ein stechender Dorn im Auge; nur ihre Schätze machen sie noch erträglich.

Von den Ministern und höhern Staatsbeamten will ich schweigen; sie können kein Interesse für Sie haben. Obgleich einzelne unter ihnen ein bedeutendes Vermögen haben, so reicht es doch zu Verschwendungen nicht hin. Ihre Arbeiten nehmen sie so sehr in Anspruch, daß man auf ihre Mitwirkung bei den Vergnügungen des Hofes nicht rechnen darf.

Die übrigen Damen und Herren am Hofe, mit welchen Sie vielleicht in Berührung kommen mögen, sind, Ihrem Verstande gegenüber, kluge Rosa, nicht so bedeutend, um dieselben einer besondern Schilderung zu würdigen. Alle treiben es, so gut sie können, aber nirgends bemerkt man ein überwiegendes Talent zur Intrigue, deren ganze Kunst sich bei ihnen auf die Einwirkung von Pensionen oder Anstellungen

im untergeordneten Dienste beschränkt. Die dabei betheiligte Dame muß dann bei jedem Herrn, dessen Einflusses sie bedarf, ohne schüchtern zu seyn, ihr Inneres aufschließen; ohne diese Offenheit darf sie niemals an die Erfüllung ihres Wunsches denken.

Sie wissen nun Alles, was Ihnen zu wissen nöthig ist, liebe Rosa; um auf dem klippenvollen Hofmeere mit günstigen Winden zu segeln; benützen Sie den vorübereilenden Moment zu Ihren Plänen; rechnen Sie ja nicht auf die Dauer jener Neigung, von deren Ewigkeit Ihnen vorgeschwätzt wird, das ist bei uns nur eine galante Redensart, und die Meisten von uns kennen keine andere Ewigkeit, als die Ewigkeit des Wechsels der irdischen Genüsse.“

„„Herr Baron, ich bin Ihnen sehr dankbar für die guten Lehren, welche Sie mir so eben ertheilt haben, und werde sie gewiß zu benützen suchen. Rechnen Sie auf meine volle Erkenntlichkeit.““

„Ich nehme Sie beim Wort, Rosa!“

„„Ich habe mein Wort nie gebrochen.““

„Wir müssen uns aber wohl verstehen. Ich

mache es nicht, wie andere Cavaliere, welche den Auftrag erhalten, dem Könige Künstler vorzustellen, und von diesen bestimmte Procente von dem baaren Golde, oder von den Pretiosen nach dem Schätzungswerthe, — Spenden der königlichen Huld — sich bedingen. Das ist in meinen Augen ein wahrer Schacherhandel eines Cavaliers vom alten Adel völlig unwürdig. Die gegenseitige Güte, welche Sie Erkenntlichkeit zu nennen belieben, ist gewiß in keiner Hinsicht schmutzig; ich ziehe sie allen Schätzen der Welt vor. Doch wann wird diese Götterstunde schlagen?“

„„Sobald jene großen Plane ausgeführt sind, wozu ich am Hofe die bereitwilligste Unterstützung zu finden hoffe.““

„Wenn ich dabei mitwirken kann, so verfügen Sie ungescheut über meine Dienste. Ich lasse alle Minen meines weitverzweigten Einflusses springen. Wie ich eben bemerke, ist es hohe Zeit, daß wir uns nach St. Cloud auf den Weg machen, und obgleich ich, in verliebter Eile, sogar vergessen habe, zu frühstücken, so will ich doch gerne für heute gänzlich darauf

verzichten, um die Zeit zu beschleunigen, die auf ihren Schwingen einen Hofwagen mit der größten und liebenswürdigsten Sängerin unserer Zeit nach St. Cloud zu bringen berufen ist.“

Nach diesem schwülstigen Schlußcomplimente, auf welches sich der Baron nicht wenig einbildete, warf dieser verlangende Blicke nach verschiedenen Schüsseln mit Dessert-Confekt, marinirten Seefischen, vollen Weinflaschen, Früchten u. dgl., die man durch die offenen Thüren im letzten Gemache auf einem mit Blumen gezierten Gestelle erblickte.

„„Mein Gott, mein lieber Herr Baron, Sie haben noch nicht gefrühstückt? Dieses große Opfer verdiene ich wahrlich nicht. Ich will mich jetzt schnell ankleiden lassen; inzwischen nehmen Sie hier Platz, und tragen das Versäumte nach. Fanny und Betty stehen zu Ihrer Bedienung bereit; wählen Sie nach Belieben, Herr Baron!““

„Betty, wenn ich bitten darf.“

„„Gut! Betty, du gibst also dem Herrn Baron alles, was er verlangt, und verriegelst die Thüren, bis ich angekleidet bin, damit der

Herr Baron nicht im Genuſſe ſeines Gabelfrühſtücks geſtört werde. Auf baldiges Wiederſehen, Herr Baron!“

Der Cavalier vom alten Adel küßte der Sängerin, in ſeinen altadeligen Augen doch nur eine gebohrne Canaille, demüthig die Hand, ſetzte ſich an ein Mahagoni-Tiſchchen, und ſpeiste mit dem Appetite eines Hofſtall-Poſtillons. Der Wein mundete ihm ganz vorzüglich, am meiſten aber ein köſtlich bereitetes indianiſches Schwalbenneſt, welches ihm Betty zum Deſſert auf einem gewölbten Teller von chineſiſchem Porzellan mit bezaubernder Anmuth zu präſentiren wußte.

Endlich war es höchſte Zeit, nach St. Cloud zu fahren. Lerry ſaß mit Fanny und Betty in Roſa's Reiſewagen, der mit vier Poſtpferden beſpannt war, und fuhr als Reiſemarſchall voraus; ihm folgte im Hofwagen Roſa mit dem Kammerherrn, der ſich kaum des Schlafes erwehren konnte; ſo ſehr hatte ihn das Gabelfrühſtück angeſtrengt. Es gibt auch in der That Leute, keine Schwächlinge, wie dieſer Kammerherr, die unmittelbar nach dem Eſſen

einschlafen, ja ich kenne sogar einen kräftigen jungen Mann, der im Stande ist, einen Weg von 12 Stunden zu Fuß zu machen, ohne zu ermüden, und augenblicklich vom Schlummer überrascht wird, wenn er auch nur ein gebra[illegible] Huhn zerlegt.

Die weltkluge Rosa suchte ihm die Beschämung des plötzlichen Erwachens zu ersparen; sie brachte also ein Gespräch auf's Tapet, welches dem Denkvermögen eines Kammerherrn am meisten anpassend war — über die Hofdamen und ihre Lebensweise.

„Die Hofdamen sind freilich ein schlafraubender Stoff," begann laut lachend der Kammerherr, „in so fern von der Unterhaltung die Rede ist, welche ihre leichtfertigen Abenteuer gewähren. Es ist nicht wohl möglich, den Schein der Sittlichkeit noch weiter zu treiben, als sie, und doch erzählt man sich Dinge von ihnen, Dinge, daß man sich nicht genug darüber wundern kann. Allein das böse Beispiel kommt von oben. Die H. v. B. gibt den Ton des Schicklichen am Hofe an, und ist gerade die Aergste von allen. Sie werden erstaunen, daß

auch die Damen vom alten Adel meiner Rüge nicht entgehen; allein in diesem Punkte mache ich keine Ausscheidung.

Die H. v. B. duldet keine Dame in ihrer Nähe, welche in irgend einem zweideutigen Verhältnisse steht, wenn dieß bekannt ist; gelingt es einer jedoch, ihre stillen Wonnen in einen undurchdringlichen Schleier zu hüllen, oder zur Elite der Gebieterin gewählt zu werden, dann stört sie nichts in ihrem frivolen Leben, und der ganze Hof muß ihrer Tugend huldigen, weil sie unter einem so mächtigen Schutze steht.

„Haben Sie in Deutschland nie von dem Amazonenbunde der H. v. B. sprechen hören?“

„Nie.“

„Sonderbar, in der That! Die innere Wirksamkeit dieses Bundes wird bei uns geheimer gehalten, als das heiligste Staatsgeheimniß, und dennoch ist schon so Manches davon ausgeplaudert worden; denn überall kann es Verräther geben, wo auch nur zwei Personen ein Geheimniß theilen. Ich will Ihnen mittheis-

len, was ich davon weiß; vielleicht gelingt es Ihnen, näher eingeweiht zu werden.

Die H. v. B. ist eine große Freundin schöner Jünglinge, aber sie fühlt auch für schöne Mädchen eine zärtliche Leidenschaft. Sobald bei Hof eine junge Dame zum erstenmal aufgeführt wird, deren äußere Reize ihr anziehend scheinen, so erhält eine von ihren gewandtesten Vertrauten den Auftrag, sich der Arglosen freundlich zu nähern, und ihr ganzes Gemüth zu erforschen.

Die Dame wird dann auf das Zimmer des weiblichen Spions geladen, wo ihr stufenweise Bilder gezeigt werden, welche die Sinnlichkeit aufregen; äußert sie Gefallen daran, so wird geforscht, ob ihr Herz noch nicht gewählt habe, oder wer unter den Hofcavalieren ihr wohl am besten gefalle. Schließt sich nun der Mund auf, und verräth er die Neigung des Herzens, so wird ihr gerathen, sich geradezu der H. v. B. anzuvertrauen, deren mächtiger Einfluß geeignet sey, alle ihre Wünsche zu krönen. Selten ist eine so klug, der Falle zu entgehen. Sie wird in das Kabinet der H. v. B. geführt,

welche eine förmliche Generalbeichte mit ihr vornimmt, und die wichtigsten Zweifel durch persönliche Ueberzeugung zu heben nicht erröthet.

Wenn es nur dabei bliebe, so könnte es als Laune gelten; allein die H. v. B. ist zugleich der Vampyr jungfräulicher Blüthen am Hofe, die sie, nach Männerart, bricht, das fehlende in der Natur durch die Kunst der Mechanik ersetzend. Von nun an wird sie für den Amazonenbund gebildet, welcher lehret, auf welche Art die Männer entbehrlich werden. Und wirklich sah man lange Zeit nur Spröde, die uns Männer fast zur Verzweiflung brachten, bis einst der plötzliche Tod eines überaus schönen Fräuleins, mit allen Anzeichen der Selbstvergiftung, die weiblichen Falschwerber vorsichtiger machte.

Man erzählt sich so viel Wundersames von den geheimen Vergnügungen des Amazonenbundes, daß es wie Mährchen klingt. Ich habe mir schon alle mögliche Mühe gegeben, die Wahrheit zu erfahren; aber alles, was ich auf verschiedenen Wegen zu entdecken vermochte, war in sich selbst so widersprechend, daß es die

frühern Zweifel vermehrte, anstatt sie zu lösen. Es gelang mir, zwölf junge, liebenswürdige, unternehmende Cavaliere für meinen Plan zu gewinnen. Ich wollte nämlich eine Liste jener Damen entwerfen, welche nach aller Wahrscheinlichkeit dem Amazonenbunde angehörten. Jeder von uns sollte sich um eine jener Damen mit dem Schleier des größten Ernstes bewerben, und ihr unermüdlich die Cour machen, um ihr Vertrauen völlig zu gewinnen, und zuletzt ein aufrichtiges Geständniß zu erhalten.

Wir opferten uns monatelang auf, ohne allen Erfolg; höchstens hieß es: „wir sind der H. v. B. sehr viel Dank schuldig, daß sie uns in ihrem Kabinette durch das Vorlesen geistreicher Bücher, oder durch das Beschauen von Meisterwerken der bildenden Kunst für die Langeweile entschädigt, womit wir in den Salons von den Hofcavalieren gequält werden, die nur fade Stadtklätschereien zu erzählen wissen.“

Wenn jedoch irgend einer von uns wohlmeinend rieth, sie sollten dabei ihre schönen Augen nicht allzusehr anstrengen, da diese durch far-

bige Ringe widrig entstellt würden, so schwiegen die meisten, und manche unter ihnen wendeten rasch ihre Köpfchen weg, um entweder die Ringe oder ein flüchtiges Erröthen unsern Blicken zu entziehen.

„Ich wollte darauf wetten, Sie bald von den Werbern des Amazonenbundes umschwärmt zu sehen, liebe Rosa, sobald die H. v. B. Ihre wunderbaren Reize erblickt hat. Dürfte ich dann wohl hoffen, daß Sie, versteht sich gegen mein Ehrenwort der heiligsten Verschwiegenheit, mich zum Vertrauten jener Geheimnisse machen würden?“

„„Ich halte dieß sogar für eine Pflicht der Dankbarkeit, weil Sie mir durch Ihre Mittheilung den Weg und die Mittel erleichtern, dahin zu gelangen.““

Der Empfang.

Die Pferde traten rasch auf, und so kamen unsere Reisenden früher als sie vermutheten in St. Cloud an.

Das ganze Schloß war so hell beleuchtet, daß es schien, als wollte man die Nacht in Tag verwandeln. Eine Menge hin und wieder eilender Diener in reichen Tressen wurde an den hohen Fenstern mit niedern Gesimsen, und auf den beiden Treppen sichtbar; doch überall störten zahllose Gardisten, die Schweizer mit ihren breiten Schultern, welche den königlichen Herrn bewachten die Phantasie Rosa's, welche sich St. Cloud als eine friedliche, dem Stillleben geweihte Villa dachte.

Wo Könige nicht von Gottes Gnaden, sondern durch die Liebe des Volkes herrschen, dort sind die Herzen der Staatsbürger die getreuesten Wachen des Fürsten, und sein Haupt ruht sanft und sicher in der ärmsten Hütte.

Wo aber feindliche Gewalten sich zwischen

den Fürsten und sein Volk drängen, und beide einander zu verdächtigen suchen, um im Trüben zu fischen, und ihren eigenen eigennützigen Plänen zu dienen, da weicht bald das Vertrauen aus jedem Gemüthe, und drohende Waffen müssen den Schutz liebender Herzen ersetzen.

Darum lebt Niemand ein schöneres Leben, als ein rein konstitutioneller Fürst, der es mit seinem Volke redlich meint, und die Verfassung des Reiches aufrichtig in seinem Herzen trägt. Er hört und nährt nicht die feilen Schmeichler, die seinen Hof umlagern, er will die Stimme der Wahrheit vernehmen, und zürnet nicht, wenn die durch das Vertrauen des ganzen Volkes Gewählten die Leiden und Hoffnungen desselben laut verkünden.

Die Freiheit der Presse beschützt er als das heiligste Palladium der Nationalwohlfahrt, und ihrem Mißbrauche stellt er das Gesetz entgegen; Geschworene läßt er ihr „Schuldig!“ oder „Nicht schuldig!“ sprechen; nicht bei geschlossenen Thüren dürfen absetzbare Richter über Freiheit und Eigenthum der Staatsbürger schalten und wal-

ten nach Belieben, oder nach höhern Einflüssen; bei einem solchen Fürsten sind vor dem Gesetze Alle gleich; kein Machtbefehl schreitet eigenmächtig ein. Jeder Glaube wird geehret, und gleiche Pflichten bedingen gleiche Rechte.

Die Steuerbaren wissen, warum sie bezahlen, und zu welchen Zwecken; die Minister der Krone müssen den Abgeordneten des Vaterlandes öffentlich Rechenschaft ablegen, und somit fühlt sich Jeder, der im Schweiße seines Angesichtes sich sein Brod verdient, völlig beruhigt durch die Ueberzeugung, daß er nicht zur Verschwendung beisteure.

Einen solchen Fürsten quälen keine Regierungssorgen, und keine Gewissensbisse trüben seine nächtliche Ruhe. Klar wie ein Spiegel liegen die Bedürfnisse seines Volkes vor seinen Augen; und ihm ist nur die leichte Mühe vorbehalten, seine Beschlüsse dem Lebensglück der Staatsbürger anzupassen.

Nur Stumpfsinn oder böser Wille kann die ewige Wahrheit dieser Ansichten läugnen, welche sich zuletzt immer an denjenigen rächt, welche sie aus frevelhaften Absichten unterdrücken.

Der Kammerherr führte Rosa in jenen Flügel des k. Pallastes, welchen die Oberhofmeisterin bewohnte, eine alte Dame, vom Ahnenstolze verblendet.

Sie empfing die berühmte Sängerin mit jenem höfischen Tone der Herablassung, welche Personen von Verstand noch weit mehr verletzt, als der brutalste Stolz, weil sie den vermeintlichen Abstand zwischen Höhe und Tiefe nur um so fühlbarer macht.

Allein Rosa, die am Hofe ihres Fürsten fast täglich im Kabinette speiste, und gewohnt war, mit Hoheiten tagelang zu verkehren, wußte gleich die rechte Linie ihres Benehmens aufzufinden, und der hochmüthigen Matrone zu imponiren.

Zudem haben Künstler und Künstlerinnen an den Höfen vor andern Personen aus dem bürgerlichen Stande immer etwas voraus; man scheint ihre Kunst für einen Adelsbrief eigener Art zu halten, und würdigt sie darum sogar eines vertrauteren Umganges. Diese Ansicht galt auch am Pariserhofe, und legte noch et-

was Milderndes in den spröden Empfang der Oberhofmeisterin.

Die alte Dame erkundigte sich nach dem Befinden der fürstlichen Familie, von welcher Rosa Empfehlungsbriefe an mehrere Glieder des königlichen Hauses besaß, so wie nach den Sitten und Gewohnheiten des Hofes. Das schlaue Mädchen merkte gleich die schwache Seite der Adelsstolzen, und wußte die Antworten ganz derselben anzupassen, so zwar, daß zuletzt die Frau Oberhofmeisterin der Rosa offen gestand, sie hätte nie geglaubt, daß auf deutschem Boden ein weibliches Wesen von so vollendeter Bildung leben könne. Bald darauf erschien der Herr Hofmusik-Intendant, um Rosa Seiner Majestät dem König e vorzustellen.

Sie war sehr einfach gekleidet, ganz weiß; über den blendend weißen Nacken rollten die seidenweichen schwarzen Locken in üppiger Fülle. Obgleich sie einen Brillantschmuck und kostbare schwarze Perlen, Geschenke ihrer Landesmutter, mit nach Paris genommen hatte, so vermied sie es dennoch weislich, im Glanze zu erscheinen, weil der Aufwand einzelner Damen sie

verdunkelt hätte, und weil sie allenfallsigen Anbetern die Bemerkung zuwenden wollte, daß ihr ein Schmuck fehle. Sie hatte sich nicht verrechnet, wie wir bald hören werden.

Umgeben von den auserlesenen Günstlingen seines Hofes, Herren und Damen, empfing der König mit der ihm eigenthümlichen Anmuth und galanten Ritterlichkeit die schöne Rosa, und sagte ihr laut die ausgesuchtesten Artigkeiten, welchen er jedoch stets ein solches Gewand lieh, daß Niemand eine Blöße hinsichtlich des Gebotes der feinen Lebensart bemerkte: „Keine Dame in Gegenwart einer andern zu loben.“

Daß aber die andern Damen gleichwohl ihre Näschen rümpften über diese Auszeichnung, läßt sich denken; denn selten ist eine Dame so gerecht, auch einer andern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Der König unterhielt sich fast eine volle Stunde lang mit Rosa, und verwickelte die vornehmsten Herren aus seiner Umgebung in das Gespräch, wodurch sie Gelegenheit bekam, durch den Zauber ihres gebildeten Geistes und ihrer seltenen Schönheit, die Herzen der einfluß- und geld-

reichsten Cavaliere schaarenweise zu erobern. Namentlich schien den tapfern Haudegen, den ehemaligen Reichsmarschall Napoleons, den H. v. T. die innere Ungeduld zu verzehren, weil er nicht ausschließend mit Rosa sich unterhalten konnte. Wie glücklich mochte er sich gefühlt haben, als er ihr im erlauschten rechten Momente die Worte zuflüstern konnte: „Wir müssen uns näher kennen lernen, um jeden Preis der Welt!“

Rosa schwieg; aber ihr schelmischer Blick und ihr berückendes Lächeln machten den H. v. T. siegestrunken.

Ihr ächt französischer Accent wurde allgemein bewundert. Als aber auch der englische Gesandte ihr in dieser Beziehung ein Compliment sagte, und sie ihm auf englisch dankte, mit der Bemerkung: er würde schwerlich ihrem englischen Accente eine gleiche Nachsicht gönnen, und als sie den päbstlichen Nuntius im reinsten Toskanerdialekte um Empfehlungsbriefe nach Rom bat, da wurden alle diese Herren vor Erstaunen völlig toll.

Die Gelegenheit für Rosa, alle ihre Vor-

züge wie im Brillantfeuer leuchten zu lassen, war überaus günstig, und schon nach der ersten Viertelstunde zählte sie die in ihrem Netze gefangenen Fische.

Noch aber hatte sie nicht die Reservegarde in das Feuer geführt, um eine Hauptschlacht zu gewinnen, — ihren Gesang. Diese Allianz mußte ihr den Sieg über Alle, die noch zweifelhaft schienen, verschaffen, und als nun der König das Zeichen geben ließ zum Beginn des Konzertes, fühlte sie schon im Geiste den Siegeslorbeer auf ihrem Haupte.

Die ersten musikalischen Talente in ganz Paris wirkten bei diesem Conzerte mit. Der König liebte solche Abendunterhaltungen fern von der unruhigen Hauptstadt, und sah es gerne, wenn man allem aufbot, um die Gäste im möglichsten Grade zu vergnügen. Obgleich er in den Tuillerien Personen von allen Farben der Politik mit gleicher Huld empfing, so machte er doch in St. Cloud immer eine Ausnahme, und nur die entschiedensten Anhänger des Hofes wurden eingeladen. Dann erinnerte ihn nichts als die Karte,

womit er spielte, an die Charte, womit seine Minister vor den beiden Kammern spielten, und alles befand sich in so guter Verfassung, daß Niemand an die böse Verfassung dachte, welche den Bourbons zum Restaurationspasse gedient hatte.

Die brillante Ouvertüre war vorüber; Bonfont hatte Variationen über ein Schweizerlied mit der ihm eigenthümlichen Zartheit gespielt, und nun reichte der Hofmusik-Intendant der Rosa die Hand, um sie auf die mit einem kostbaren Teppiche bedeckte Estrade zu führen.

Die summenden Lippen von vielen hundert Sprechenden verstummten; eine solche Stille herrschte, daß man Einzelne athmen hörte.

Rosa fühlte nicht die mindeste Bangigkeit; sie war sich ihrer Kunst bewußt. Wie ein Springquell der kostbarsten Zahlenperlen rauschten die metallvollen Töne an das Deckengewölbe des weiten Saales empor; bald war ihr Gesang so einfach, wie ein Kirchenlied, bald mit den herrlichsten Trillern verziert, die sie mit unbegreiflicher Leichtigkeit schlug, bald zur tiefen Wehmuth stimmend, ja selbst Thränen ent-

lockend, bald mit den rauschenden Flügelschlägen des Jubels alle Hörer zur höchsten Begeisterung hinreißend.

Der Beifall, wozu der König das Zeichen gab, schien kein Ende nehmen zu wollen; er überhäufte sie mit Lobsprüchen, und ihre Anbeter, die sie nun bald nicht mehr zählen konnte, wetteiferten, einander an galanten Complimenten zu übertreffen. Daß sie die Bescheidene spielte, läßt sich denken. Die Herren Cavaliere wurden so verwirrt, daß sie die übrigen Damen auffallend vernachläßigten, wobei es freilich manche zürnende Miene gab.

Mosa sang in der zweiten Abtheilung Variationen; der Beifall wurde zum förmlichen Sturme. Es war bestimmt, daß sie nur zweimal singen sollte; allein sie ließ den König durch den Hofmusik-Intendanten bitten, zum Schlusse noch einmal singen zu dürfen. Der König ging selbst auf sie zu und sagte: „Sie sind meiner Bitte zuvorgekommen!“

Sie sang nun mit Begleitung des ganzen Orchesters das Nationallied: „God save the king,“ in französischer Sprache, und ihre ge-

waltige Stimme triumphirte über alle Instrumente, und füllte den Saal mit Tönen, wie mit den donnernden Wogen einer Meeresbrandung.

Den Erfolg dieses Liedes zu schildern, vermag meine schwache Feder nicht. Der König erhob sich, nahm von dem Haupte der Muse des Gesanges, die als Bildsäule am Fuße der Estrade stand, einen Kranz von goldenen Lorbeeren, und schmückte damit das Haupt der großen Künstlerin, die sich auf das linke Knie vor der Majestät niederließ, und Pauken und Trompeten schmetterten einen dreifachen Tusch.

Als die Ruhe wiederkehrte, ergriff Rosa eine Guitarre, und improvisirte ein Lied, das mit den Worten begann:

„Frankreich, schönstes Land der Erde," u. s. w.

und mit der letzten Strophe des Nationalliedes schloß.

Der König umarmte Rosa im Angesichte des ganzen Hofes, und Thränen der Rührung perlten in seinen Augen. Dieser Augenblick war gewiß einer der freudigsten seines ganzen

Lebens; wenn die Könige ein Tagebuch hielten, worin sie Rechnung hielten über ihre Freuden und Leiden, welch' reichen Stoff zum Nachdenken böte ihnen solch' ein Buch! Die H. v. B. nahm ihr eigenes kostbares Halsgehäng von Brillanten, und hing es der Gefeierten um, indem sie derselben einen weichen Kuß auf die Stirne drückte. Den Beifall hatten die anwesenden Damen mit ziemlichem Gleichmuthe ertragen, aber die Spende des blitzenden Halsschmuckes blitzte die Höllenflammen des Neides und der Eifersucht in ihre eigennützigen Herzen, und sie sannen auf Rache.

Wo es gilt, gemeine Leidenschaften niedriger Seelen zu befriedigen, da fehlt es nicht an bereitwilligen Gesellen.

Manche unter den Gereizten hatte irgend einen bisher noch über Grausamkeit klagenden Verehrer; einem solchen wurde jetzt schon freundlicher begegnet, um ihn für das Panier der Rache anzuwerben.

Vorpostendienst.

So sehr die ganze Versammlung sich an dem göttlichen Gesange der Rosa ergötzte, so wünschten sich doch alle Damen und Herren, mit Ausnahme des Königs, das Ende des Konzertes; die Damen, weil sie aus Neid über die Triumphe der Sängerin fast bersten wollten, und die Herren, um in den Vorpostendienst der Liebe treten zu können.

Allein ihre Erwartung ging nicht sobald in Erfüllung. Der König, der H. v. A. und die H.. v. B. und die der Majestät zunächst Stehenden unterhielten sich noch länger als eine Stunde mit Rosa, und wurden nicht satt, den Geist der feinen Conversation, wovon sie beseelt war, und die Anmuth ihres Benehmens zu bewundern.

Bescheiden stand inzwischen der gewandte Lerry hinter dem Hofdienstpersonal im Hintergrunde des Saales, in eleganter Kleidung, mit dem Anstande eines Cavaliers, wo er mit einigen

Bekannten von untergeordnetem Range sprach. Seine schwarze Kleidung mitten unter den reich gallonirten Kleidern der Hofdiener fiel auf; doch kaum wurde es bekannt, daß er der Kabinetssekretär der großen deutschen Sängerin sey, als er sich plötzlich von den vornehmsten Herren umringt sah, die sich um seinen guten Rath bewarben.

Lerry war nun ganz in seiner Sphäre, und da er ganz Paris mit allen Intriguen seiner vornehmsten Bewohner genau kannte, so benützte er sein eigenes Talent in diesem Fache so gut als möglich. Volle Goldbörsen, Ringe und Uhren wurden ihm mit der Gewandtheit eines Taschenspielers in die Hand gedrückt, wofür er natürlich nichts Geringeres als goldene Berge versprechen konnte. Die Essenz der zahllosen Worte, womit er die Ungeduld der Fragenden zu sättigen suchte, bestand ungefähr in folgendem:

„Ihre persönliche Liebenswürdigkeit, Monseigneur, muß in dieser Sache das Meiste thun, und in dieser Hinsicht sind Sie allerdings berechtigt, einen glänzenden Erfolg zu erwarten.

Wie könnte eine Dame so ausgezeichneten Vorzügen widerstehen! Allein sie hat ihre eigenen Grundsätze. Sie ist — lächeln Sie ja nicht über das Unwahrscheinliche — sie ist noch eine reine Jungfrau, weil sie durch eine romantische Liebe zu einem jungen deutschen Manne in ihrer Heimath sich verbunden glaubt, jede gefährliche Annäherung zu vermeiden; inzwischen glaube ich für meine Person niemals an die Unbesiegbarkeit einer Dame, wenn das rechte Herz und die rechte Zeit gekommen ist. Die hohen Ehrenbezeugungen, welche sie am französischen Hofe gefunden hat, würden selbst die Charakterstärke eines Mannes erschüttern, warum sollten sie nicht das ewig eitle Herz einer Dame verblenden, schlüge es auch im Busen einer Lukretia?

Gewöhnliche Geschenke, welche selbst die ersten Künstlerinnen zu kirren vermögen, werden eben nicht viel über sie vermögen, weil sie von ihrem Landesfürsten, dessen natürliche Schwester sie seyn soll, wie es heißt, so viel bezieht, als sie nur immer bedarf, und dennoch benützt sie diese Quelle so wenig, indem schon ihre eminente Kunst sie mit Reichthümern überhäuft.

Außerordentliche Geschenke, wie sie so eben eines von der H. v. B. erhielt, können nur Einzelne spenden, sohin wird die Zahl der Bewerber in keinem Falle groß seyn. Nimmt sie ein solches von irgend einem Cavalier an, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß sie nicht undankbar sich zeigen wird. Allein auch dabei käme es zunächst auf die Art an, womit ihr das Geschenk gereicht würde. Wie sich nun dieß am besten machen ließe, darüber kann ich Ihnen unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit Aufschluß geben.

Rosa, meine verehrte Gebieterin, wünscht ihren Namen in Paris durch Kunstsinn auf mehr als eine Weise zu verewigen. So hat sie z. B. den originellen Gedanken gefaßt, eine Art von Paradies zu bauen, welches alles enthalten soll, was nur immer die menschlichen Sinne zu ergötzen vermag. Sie hat mich mit ihrem Vertrauen beehrt, und mir sogar das Detail der Ausführung anvertraut. Ich kann Sie auf Ehre versichern, daß die Welt noch nichts Aehnliches gesehen hat, wenn es zu Stande kommt; selbst der üppige Orient hat so etwas

nicht aufzuweisen, und in den weltbekannten Mährchen der tausend und einen Nacht möchten vielleicht kaum einzelne Andeutungen zu finden seyn. Eine Dame mit einem solchen Crösusschatze von Phantasie muß freilich den Sterblichen Göttergenüsse zu bereiten im Stande seyn. Allein die Ausführung, Monseigneur, die Ausführung kostet Geld, ungeheuer viel Geld; deßwegen ist sie gesonnen, das Paradies auf Aktien zu bauen, nach der Sitte der Engländer, die auf diesem Wege Unglaubliches zu Stande bringen.

So viel mir bekannt ist, steigen diese Aktien von 1000 bis 100,000 Franken; die Rückzahlung geschieht fristenweise, und jährlich soll die Gewinnst-Dividende vom Ueberschuß der Einnahme, welche der Besuch des Paradieses rentirt, unter die Aktionäre vertheilt werden.

Wer die Schausucht und Genußlust der Pariser kennt, wird gestehen, daß auf kein Unternehmen das Geld mit größerer Sicherheit verwendet werden könnte. Der einfachste Weg, Monseigneur, sich der Rosa zu nähern, und in förmliche Geschäftsverbindung mit ihr zu

treten, dürfte also das Anerbieten seyn, eine Aktie zu nehmen, und die Größe derselben muß nothwendigerweise auf den mindern oder höhern Grad der dankbaren Anerkennung von Seite Rosa's einen bedeutenden Einfluß haben. Späterhin hängt es dann lediglich von Ihnen ab, ob Sie das Darlehen in ein Geschenk verwandeln wollen, wenn Rosa's Benehmen eine solche Gunstbezeugung erworben hat."

Ein verliebter Monseigneur, wäre er auch noch so eigennützig gewesen, mußte in die Falle gehen. In der Ueberzeugung, vorerst das Geld sicher anlegen zu können, konnte er den Versuch machen; es hing ja erst vom Erfolge seiner Bewerbungen ab, ob er ein wirkliches Opfer bringen wolle oder nicht. Der schlaue Lerry wußte aber sehr wohl, daß diese Art von Aktionären ihren Summen ein ewiges Lebewohl sagen durften; denn leichter wäre eine Seele aus dem Pfuhle der Verdammniß zum Lichte des Himmels emporgestiegen, als die Aktie eines so verliebten Thoren in die Kasse des Spenders jemals wieder zurückgekommen.

Lerry war für Rosa ein baares Capital,

und er ſelbſt in ſeiner Art ein zweiter Talleyrand, der die klügſten Diplomaten aller Länder zu allen Zeiten, unter den verworrenſten Verhältniſſen, in ſeine aus unſichtbaren Fäden der feinſten Intriguen gewebte Taſche geſteckt hat.

Als die franzöſiſche Regierung dieſen alten Fuchs nach der Juliusrevolution zum Botſchafter in England ernannte, ſagte ich irgendwo, gewiß ſehr treffend: „Frankreich habe eine geiſtige Armada nach England ſegeln laſſen.“

Lerry, kurz zuvor noch ein vermiethbarer Artikel im Bazar für Damen, ſpielte nun eine glänzende Rolle, und die Monſeigneurs buhlten förmlich um ſeine Freundſchaft. Sie verwunderten ſich höchlich, daß ein ſo ausgezeichnetes Talent bisher den Augen der Machthaber entgangen ſey, und drangen ihm ihre Fürſprache auf, im Falle er in Staatsdienſte zu treten geneigt ſey.

„Um keinen Preis der Welt,“ erwiederte Lerry mit verbindlichem Danke, „möchte ich meine großmüthige Gebieterin verlaſſen, die mich mit ihrem ganzen Vertrauen beehrt, und für

meine Zukunft ſorgen wird, wie ſie es für meine Gegenwart ſo glänzend gethan hat.“

Das Soupé ſollte erſt um ein Uhr nach Mitternacht beginnen. Nach dem Conzerte wurden Erfriſchungen gereicht, die Etiquette hörte auf, und alle Gäſte miſchten ſich bunt untereinander, um die Converſation ſo lebendig als möglich zu machen.

Außer jenen Damen, welche unter den anweſenden Cavalieren und Offizieren ihre erklärten Anbeter hatten, durften die Meiſten ſich für Ariadnen auf Naxos halten; denn die Herren drängten ſich an Roſa wie ein Bienenſchwarm; jeder wollte von ihr geſehen werden, jeder mit ihr ſprechen; jeder hielt ſich auch für ſo liebenswürdig, daß er gar nicht zweifelte, er werde einen außerordentlichen Eindruck auf ſie machen.

Nur Roſa's durchdringender Verſtand gehörte dazu, um ſie vor dem Schwindel der Eitelkeit zu bewahren. Sie kannte ihren Werth, ihre geiſtigen und körperlichen Vorzüge, wie ſie nur wenigen Damen der Welt eigen waren; allein ſie wußte auch ſehr wohl, daß gemeine

Sinnlichkeit die nächste Veranlassung der galanten Verführer war, um sich ihr mit den ausgesuchtesten Schmeicheleien zu nähern, und beschloß, alle diese frivolen Verehrer und Liebesjäger wo möglich bis aufs Hemd auszuziehen, figürlich gesprochen.

Demjenigen unter Allen, der nicht bloß am wenigsten liebenswürdig, sondern vielleicht der Häßlichste war, gelang es, ihr den Arm zu reichen, und mit ihr, von den Trostlosen begleitet, durch den Saal zu wandeln, — Talleyrand.

Diesem schlauen Diplomaten entging nie eine Gelegenheit, welche sich für seine Pläne benützen ließ. Er hatte die ausgezeichnete Huld des Königs und der H. v. B. recht wohl bemerkt, womit sie Rosa beehrten, und glaubte an Rosa ein brauchbares Mittel zum Zwecke, wohl auch zu verschiedenen Zwecken, gefunden zu haben.

Nicht die Schönheit allein ist liebenswürdig; auch der Geist behauptet seine Rechte, und mancher geistvolle Mann, wenn auch häßlich, überwog in der Wagschale weiblicher Wahl

den faden Gecken mit seiner hübschen Larve schon oft. Ich selbst kenne einen Fall, wo ein Mann von origineller Häßlichkeit die Blüthen von zwei wunderschönen Schwestern brach, um deren Gunst mancher Adonis ihrer Umgebung vergebens sich bemüht hatte.

Wie der leuchtende Schweif eines Kometen funkelten der schönen Rosa die gestickten Uniformen und die Ordenssterne der verliebten Caliere nach, von denen sich jeder glücklich schätzte, wenn er nur eines einzigen Blickes von ihr gewürdigt wurde.

Der H. v. A. trat ihr in den Weg, und bot ihr seinen Arm. Vor einem solchen Bewerber zog sich Talleyrand bescheiden zurück, und bewies den ihm angebornen feinen Takt dadurch, daß er sogleich, jedoch ohne alles Aufsehen, sich der Gemahlin des H. v. A. zu nähern suchte, um sie in ein Gespräch zu verwickeln, und dadurch von einer eifersüchtigen Beobachtung des Benehmens ihres Gemahles abzuhalten, auf welche Art er diesem einen wesentlichen Dienst leistete.

Der H. v. A. kennt zwar die feinen Formen

des Hofes und der Repräsentation; allein die jesuitische Erziehung hatte den ohnehin von der Natur in geistiger Hinsicht sehr stiefmütterlich Behandelten fast zum Blödsinne hinabgedrückt. Er fröhnte mit Leidenschaft der Jagd und den heimlichen Genüssen, welche ihm in der Einsamkeit oder auf Wegen bizarrer Launen fast am besten behagten, was sehr Vielen kein Geheimniß war.

Rosa hatte ihn entflammt. Er war gewohnt, unter den Hofdamen keinen ernstlichen Widerstand zu finden, und hielt es also für ganz unmöglich, daß eine Sängerin ihm widerstehen könne. Die Sängerinnen und Tänzerinnen aller Pariserheater, — die Schauspielerinnen zogen ihn weniger an, — standen in seinem Solde; sie bildeten seine weibliche Leibgarde, die er fleißig exerciren ließ; je kühner und origineller ihre Schwenkungen waren, desto reichlicher flossen die Geschenke.

Sein fades Geschwätz stach gewaltig ab gegen die geistvolle Unterhaltung Talleyrands; diesem hätte Rosa gern stundenlange zugehört; jedes seiner Worte war scharfsinnig oder witzig;

er wußte von Allem zu sprechen, was eine Dame nur irgend interessiren konnte. Theater, Reisen, Moden bis ins kleinste Detail, Liebschaften, Ehestandsgeschichten, Stadtgeklätsch, boten dem gewandten Gesellschafter einen eben so reichhaltigen Stoff, die Aufmerksamkeit der Damen zu fesseln, als er im Stande war, den ersten Staatsmännern gegenüber durch die geistvollste Verhandlung der wichtigsten Lebensfragen Europas zu imponiren.

Und nun diese Flachheit! H. v. A. führte Rosa in den Erker eines Saalfensters; seine Freunde, welche dazu beordert waren, bildeten eine Gruppe, hinter der nun der Entzückte Rosa mit den glühenden Gefühlen seines Herzens vertraut machen konnte.

„Ich muß Ihnen sagen, daß ich außerordentlich in Sie verliebt bin.“

„„Sie scherzen!““

„O nein, ich scherze nie, wenn ich sage, daß ich verliebt bin.“

„Sie sind wahrscheinlich sehr oft verliebt?“

„„Immer!““

„Das hab' ich mir gleich gedacht. Wie sollte

der liebenswürdigſte Cavalier am ganzen Hofe nicht verliebt ſeyn!“

„O Sie Schelm! Ja, ja, verliebt bin ich freilich immer; aber meine Frau ſiehts nicht gerne.“

„„Ey, das wäre! Da wüßte ich wohl ein gutes Mittel.““

„Welches?“

„„Sie müſſen es ſo machen, daß Ihre Frau es nicht ſieht, wenn Sie verliebt ſind.““

„Hi! hi! hi! Da haben Sie freilich Recht; allein ich weiß nicht, wie ich es anſtellen ſoll. Geben Sie mir Unterricht.“

„„Herzlich gerne.““

„Ich will das Lehrgeld im voraus bezahlen; ſagen Sie mir nur, wie viel Sie verlangen.“

„„Das wird ſich finden; ich überlaſſe die Beſtimmung der Summe ganz Ihrer Großmuth.““

„Hi! hi! hi! großmüthig wär' ich recht gerne; aber meine Frau will's nicht haben, daß ich großmüthig bin.“

„„Sehr natürlich; Sie müſſen Ihrer Frau nichts davon ſagen; alles ganz incognito.““

„Sie erfährt doch alles.“

„„Auch dagegen wird sich helfen lassen, wenn Sie in den Himmel kommen.““

„Ja, dann ist's zu spät, wenn ich todt bin; auch hat mein Beichtvater gesagt, ich könne unmöglich in den Himmel kommen, wenn ich nicht so leben würde, wie er es haben will.“

„„Lassen Sie Ihren Beichtvater sagen, was er mag; Sie brauchen nicht zu sterben, um in den Himmel zu kommen; ich baue ja in Paris jetzt selbst einen Himmel, dessen Thore Ihnen stündlich offen stehen.““

„Das ist ein herrlicher Einfall! Da kann ich nun gleich dem alten Brummer ein Schnippchen schlagen, wenn er mir die Hölle wieder heiß macht.“

„„Ganz recht. Ich baue den Himmel auf Aktien. Wer eine Aktie nimmt, hat Zutritt in den Himmel.““

„Ich nehme, so viel Sie brauchen. Wird er bald fertig, der Himmel?“

„„Sobald ich den gehörigen Platz dazu finde, wird sogleich mit allem Eifer angefangen. Sehr angenehm wäre es mir, wenn ich in der Nähe von Paris ein einsam gelegenes Schloß mit

einem Parke und einem kleinen See, worauf Inſelgruppen ſind, dazu erhielte; die Hauptſache wäre dann ſchon geſchehen, und in wenigen Monaten der Himmel fertig.““

„O ich weiß ein ſolches Schloß, nur eine Meile von Paris entfernt, das einem meiner Freunde gehört, der es zu verkaufen gedenkt. Ich habe es bisher immer als Abſteigquartier benützt, wenn ich die Natur bewundern wollte.“

„„Es mag wohl ſehr theuer ſeyn?““

„Je nun, wie man's nimmt; höchſtens lumpige 300,000 Franken.“

„„Welch ein hoher Preis! Das könnte ich nicht kaufen.““

„Kleiner Schelm, du ſollſt es auch nicht kaufen; wenn du mir gut biſt, aber ſonſt Keinem, als mir, ſo ſoll es von morgen an dir gehören; ich bezahle dieſe Kleinigkeit.“

„„Meinen herzlichſten Dank! Wenn nur Ihre Frau dieſe Großmuth nicht erfährt!““

„Das will ich mit meinem Freunde ſchon verabreden; mein Banquier gibt mir, ſo viel ich nur will. Du biſt mir alſo gut?“

„„Wer sollte einem so liebenswürdigen Manne nicht gut seyn?““

„Aber wann willst du denn anfangen, mir gut zu seyn?“

„„Gleich jetzt!““

„Ei, lieber kleiner Schelm, du holde Unschuld, das geht nicht so, wie du glaubst, unter so vielen Leuten, und gehen wir heimlich fort, so bemerkt es meine Frau; dann ist der Teufel wieder los.“

„„Nun, so sagen Sie mir, wenn ich anfangen soll, Ihnen gut zu seyn, ohne daß Ihre Frau es erfährt?““

„Morgen, in Paris. Zu welcher Stunde bist du denn allein.“

„„Mittags zwei Uhr.““

„Gut! Doch wo wohnst du denn?“

Sie bezeichnete ihm das Hôtel.

„„Aber nicht wahr, wenn Sie zu mir kommen, führen Sie sich ordentlich auf, und machen mich nicht unglücklich?“

„Wo denkst du hin? Was ist es doch etwas so Schönes um die weibliche Unschuld!“

Ein Adjutant trat dicht an ihn heran, und

flüsterte ihm zu, daß seine Frau so eben einen vertrauten Cavalier beauftragt habe, sein Gespräch mit Rosa zu belauschen.

Augenblicklich verließ er ganz erschrocken die schöne Sängerin, und schlich sich hinter den Gruppen der Gäste zu den königlichen Spieltischen hin.

Rosa war sehr zufrieden mit dem eben geschlossenen Handel, als sich der H. v. T. ihr näherte.

„Endlich bin ich so glücklich, bei Ihnen zum Worte zu kommen; eine Batterie zu erstürmen, hätte mir weniger Mühe gekostet.“

„„Daß doch die großen Helden nicht einmal von der unbedeutendsten Sache sprechen können, ohne auf ihr furchtbares Handwerk zu kommen. Ich bin keine Batterie, und dennoch beehren Sie mich mit Ihrer Aufmerksamkeit?““

„Aufmerksamkeit? Wahrhaftig, das ist ein boshaftes Wort! Liebe, müssen Sie sagen, Liebe, rasende Liebe glüht in meinem Herzen, wie eine feurige Bombe, die in jedem Augenblicke zu zerplatzen, und mich in tausend Stücke zu zertrümmern droht.“

„„Schon wieder ein militärischer Vergleich! Noch weiß ich aber nicht einmal, welche Dame so glücklich ist, sich Ihrer Liebe rühmen zu dürfen, zu deren Vertrauten Sie mich machen wollen, wie es scheint.““

„Sie legen es darauf an, mich verrückt zu machen. Wer sagt Ihnen, daß ich Sie nur zu meiner Vertrauten machen wolle? Sie hören ja so eben, daß ich vor Begierde brenne, Sie meine Geliebte nennen zu dürfen.“

„„Ja nun bin ich im Klaren. Die wievielte wäre ich dann in Ihrem Regimente?““

„Regimentschef! die andern würden alle präterirt. Ein Soldat macht kurzes Federlesen. Apropos, das Handgeld! Wie viel?“

„„Nur nicht so eilig, Sie falscher Werber. Eine Festung, die noch nie eingenommen wurde, nimmt man nicht durch einen Handstreich.““

„Alle Wetter, noch nie eingenommen? Ja, ja; ich habe davon sprechen hören; allein es ist mir unglaublich. Nicht einmal ein Wall wurde erstiegen?“

„„Nein!““

„Und kein Feind kam so weit, das Innere der Festung zu sehen?“

„„Gott bewahre! Welcher Feind hätte dieß wagen dürfen?““

„Ah, kein Feind! Aber doch ein Freund?“

„„Eben so wenig! Ich stehe rein vor Ihnen, wie die Jungfrau von Orleans.““

„Nun wohl, Amor wird Ihnen bald einen Lionel schicken, um sich an Ihrer Sprödigkeit zu rächen.“

„„Wenn nicht Sie die Rolle des Lionel übernehmen, wird sich schwerlich ein Anderer finden.““

„Wenn ich nun wirklich diese Rolle übernähme, würden Sie mit mir spielen?“

„„Wie mögen Sie noch fragen? Ganz gewiß!““

„Ich nehme Sie beim Worte. Sie spielen die Jungfrau, und ich den Lionel.“

„„Einverstanden!““

„Bestimmen Sie nur gefälligst das Honorar.“

„„Das ist Ihre Sache. Sie müssen zuvor meine Kunst prüfen, um ihren Werth beurthei-

len zu können, was vor der Hauptprobe nicht wohl möglich ist.““

„Ich ziehe im Spiele die Natur der Kunst vor. Doch das wird sich finden. Apropos, ich habe von einem Bau sprechen hören, den Sie auf Aktien führen wollen. Disponiren Sie dabei über mein ganzes Vermögen.“

„„Ach, dieß Projekt steht noch in weitem Felde. Der Aufwand ist zu groß; meine Feinde werden mich nicht unterstützen, und meine Freunde mag ich nicht auf's Spiel setzen, denn wo Geldforderungen hervortreten, treten gewöhnlich die Freunde zurück.““

„Ich wünsche Sie von diesem Wahne zu heilen. Wie viel brauchen Sie vorläufig?“

„„Sprechen wir von etwas Anderem.““

„Nein, nein, Sie müssen mir Stand halten!“

„„Mein Plan ist so ausgedehnt, daß ich eine förmliche Besitzung nöthig habe, ihn so großartig auszuführen, als ich ihn gedacht habe. Man hat mir ein Landgut in der Nähe von Paris angeboten, jedoch zu dem übertriebenen Preise von 300,000 Franken, an welchem alle meine schönen Träume scheitern.““

„Ueberflüssige Besorgniß! Ich schenke Ihnen diese Kleinigkeit als Honorar für die glückliche Ausführung Ihrer Rolle, und treten Sie darin öfter mit Erfolg auf, so werden Sie sich überzeugen, wie sehr ich als Kunstfreund Talente zu würdigen weiß.“

Eine Dame meldete in leisem Hoftone, daß die H. v. B. die große Sängerin zu sprechen wünsche.

Rosa folgte der Dame durch eine Seitenthüre in einen langen hell beleuchteten Corridor, an dessen Ende die Dame zu ihr sagte: „Treten Sie nur in dieses Gemach, und wenden Sie sich dann rechts, bis Sie die H. v. B. finden.“

Mit diesen Worten empfahl sie sich.

Rosa fand es auffallend, daß die H. v. B. sich aus der Mitte der glänzenden Versammlung entfernte, deren Zierde sie war, und konnte noch weniger begreifen, warum sie nun plötzlich mit ihr zu sprechen wünsche.

Sie öffnete leise die Thüre; das prächtige Gemach war von den Strahlen einer sechsarmigen Girandole hell erleuchtet; eine unabseh-

bare Reihe von Gemächern gewährte durch den bunten Wechsel kostbarer Tapeten im Wiederscheine zahlloser Spiegelleuchter eine überraschende Fernschau.

Im vierzehnten Zimmer, womit eine zweite Reihe seitwärts begann, kniete die H. v. B. vor einem künstlich aus Lapis Lazuli gearbeiteten Hausaltärchen, in eine ganz geschlossene Kutte von schwarzer Seide gekleidet, die vom Kinne bis zur Ferse reichte; kaum war Rosa in das Zimmer getreten, als sich, wie durch ein geheimes Triebwerk, die Thüre hinter ihr schloß.

Nach einigen Sekunden legte die H. v. B. das Buch auf den Altar, erhob sich von der Erde, ergriff Rosa bei der Hand, und zog sie liebkosend auf eine Ottomanne hin.

„Liebe Rosa," begann sie, „ich muß dir vor allem sagen, daß jedes weibliche Wesen, welches über die Schwelle dieses Gemaches zu treten eingeladen wird, meine Schwester wird, und unter vier Augen das vertrauliche „du" mit mir wechseln muß.

Vom ersten Augenblicke an, da ich dich sah,

hab' ich dich sogleich liebgewonnen. Ich finde ein Etwas in deinen Augen, in deinem ganzen Benehmen, was mein Herz zu dir hinzieht. Mein Vertrauen hat dich hierher geführt; allein dennoch mußt du mir bei dem Bilde des gekreuzigten Heilandes schwören, nie einem Menschen zu sagen, was du hier sehen wirst. Ich bin schon zu weit gegangen, um dir die Wahl des Schwures oder des Rücktrittes zu überlassen; du mußt schwören!"

Die Haltung dieser Dame gewann etwas unwiderstehlich Gebietendes; ihre großen dunklen Augen blitzten ein unheimliches Feuer; und die feinen Lippen des anmuthigen Mundes schlossen sich scharf, fast drohend. Sie war nicht groß und nicht beleibt, aber das Ebenmaß ihrer Glieder bewundernswerth. Diesen Leib beseelte ein unternehmender Geist; die Natur hatte sich in ihrer Schöpfung versäumt, und in nachholender Eile eine Weiberhülle über die Männerseele gegossen.

Dieser Zwiespalt der Natur war nicht vermögend, die Gefühle beider Geschlechter in ihrem Innern, zu wilden Flammen entzündet,

auszuscheiden oder zu dämmen. Allein sie besaß jene seltene Selbstbeherrschung, welche vom Momente die nothwendige Maske entlehnt; religiöse Heuchelei war übrigens der künstliche Firniß, womit sie ihren ganzen Charakter übertünchte. Die Pfaffen fürchteten sie; denn an Schlauheit und Verstellung übertraf sie kein Jesuit. Vor der Welt bewahrte sie den Schein, weil die Beweise gegen sie fehlten, aber Niemand hielt sie für das, wofür sie gehalten seyn wollte.

Diesem Mannweibe gegenüber stand nun Rosa allein, unberathen, in einem Augenblicke, dessen Veranlassung und Ausgang ihr dunkle Räthsel waren. Der ihr eigenthümliche richtige Takt lehrte sie jedoch bald, was zu thun sey, wenn man sich den Umständen fügen müsse.

Mit täuschender Rührung drückte sie ihren innigsten Dank für ein so ehrenvolles Vertrauen aus; dessen sie sich erst in der Folge würdig machen könne, und zögerte keinen Augenblick, einen Schwur zu leisten, den sie kluger Weise nicht mehr ablehnen konnte.

Nach diesem feierlichen Akte umarmte die

H. v. B. mit mehr als schwesterlicher Zärtlichkeit die in gespannter Erwartung schwebende Rosa.

„Ich liebe die Welt und ihre Freuden," begann sie, „aber ich vernachläßige dabei nicht die höhern Pflichten unseres Daseyns. Es gibt Augenblicke im Menschenleben, wo man eine mächtige Sehnsucht fühlt, sich einem unsichtbaren Wesen zu nähern. Um dazu die nöthige Stimmung zu gewinnen, muß die Seele sich so sehr als möglich vom Irdischen trennen; dem äußern Glanze zu entsagen, dem eitlen Flitterstaate, ist zunächst erforderlich. Zwar binde ich diese Uebung an keine bestimmte Zeit; allein ich wähle gerne Festtage, deren weltlichen Schimmer ich oft plötzlich durch den Gegensatz der Demuth unterbreche. Du bist noch ein reines, unentweihtes Wesen; ich habe dich im ersten Augenblicke durchschaut und für würdig erachtet, in den Amazonenbund aufgenommen zu werden, den ich selbst gestiftet habe."

Nun wußte Rosa, wohin die geheimnißvolle Rednerin zielte, und konnte sich einer ganz besondern Befangenheit nicht erwehren; sie erin-

nerte sich an Alles, was sie über diesen Bund schon gehört hatte, und sah die Vorhersagung ihrer Aufnahme in denselben in Erfüllung gehen.

Jene fuhr fort:

„Heute wollte ich wieder ein Opfer bringen, und verließ mit den Eingeweihten das Fest, um hier eine halbe Stunde der einsamen Beschauung zu weihen. Eilf Damen stehen bereits in jenem Gemache zur Linken, welche um die Gnade der Aufnahme gebeten haben; du bist die zwölfte. Jene beiden Flügelthüren geleiten in das Heiligthum, das kein Mitglied des Bundes betreten darf, wenn es nicht alles von seinem Leibe entfernt hat, was nicht mit ihm geboren wurde. Laß dich jetzt entkleiden vor meinen Augen, und mit einem Bußkleide umhüllen, wie ich es selbst trage.“

Sie schellte, und zwei schöne Damen traten in das Zimmer, angethan mit dem nämlichen Gewande, wie ihre Großmeisterin. Rosa sah ein, daß eine Verwahrung der Sittlichkeit wenig Eindruck machen würde, und überließ sich den Bemühungen der beiden Damen, die auch bald zu Stande kamen, und in wenigen Mi-

nuten stand sie vor der Gebieterin, wie die Natur sie erschaffen, ein vollendetes Meisterstück der Schöpfung, herrlich anzuschauen, wie die mediceische Venus. Ein Schrei der Bewunderung glitt über die Lippen der Großmeisterin.

Im Bußkleide trat sie in das Gemach zur Linken, wo sie die eilf Damen im vertraulichen Gespräche traf, von welchen sie mit aller Herzlichkeit empfangen wurde.

Bald darauf gab ein feinstimmiges Silberglöckchen das Zeichen zur feierlichen Aufnahme. Die zwölf Engel traten heraus und legten zu gleicher Zeit ihre Bußkleider ab; die Flügelthüren öffneten sich, und paarweise schritten sie in das Heiligthum. Dieses hatte die Form einer Rotunde mit einer hell erleuchteten Kuppel, aus welcher eine Fluth von Strahlen sich ergoß. Mitten in der Rotunde erhob sich eine friedliche Klause ohne Plafond, um das Licht der Kuppel in sich aufzunehmen. Im Hindergrunde erhob sich ein himmelblauer mit goldenen Lilien besäter Thron, auf welchem, wie in Licht getaucht, die Großmeisterin, gleichfalls im Ge-

wande der Natur, den Novizinnen gegenüberstand.

Sie begann:

„Ich grüße Euch, schöne Damen, und heiße Euch herzlich willkommen. Ihr seyd würdig, in den Amazonenbund aufgenommen zu werden. Das einzige Gesetz, welches Ihr zu befolgen habt, ist: „Schweigen wie das Grab! Ich betrete nun die heilige Klause, und lade Euch ein, mir einzeln zu folgen, um Euch den heiligen Schwesterkuß der Weihe zu ertheilen!“

Langsam schritt sie über die Stufen des Thrones herab, um, wie es schien, den Damen absichtlich das Vergnügen zu gewähren, sich an dem Anschauen ihrer schönen Formen zu ergötzen.

Ungefähr nach einer Minute rief sie einer von den zwölf Damen bei ihrem Namen, welche dann in die Klause trat, und nach drei Minuten wieder zurückkehrte. Die fünfte verweilte fast sieben Minuten; die Harrenden vernahmen ein leises Stöhnen. Als sie zurück-

kam, flüsterte sie Rosa zu: „Großer Gott, welch' ein Bund!“

Schon öffnete Rosa den Mund, um sie um nähern Aufschluß zu bitten, als ihr Name aus der Klause ertönte. Fast zitternd folgte sie dem Rufe. Eine Minute später wäre sie vorbereitet gewesen, nun mußte sie sich auf ihre Geistesgegenwart verlassen. Auf einem griechischen Sopha von purpurrothem Sammt lag die Großmeisterin; ich will die Geheimnisse jener Klause nicht verrathen, und begnüge mich daher, nur von der Schlauheit Rosa's zu sprechen. Von innerem Schauer ergriffen, raffte sie ihre ganze Fassung zusammen, kniete vor die Großmeisterin hin, und bat: „Beselige mich, gefeierte Großmeisterin, schnell mit deinem Schwesterkusse; denn ich habe das Unglück, so oft ich einen weiblichen Leib berühre, von der Fallsucht ergriffen zu werden.“

Vor Zorn erbebend, fuhr sie von ihrem Lager auf, und warf der Bestürzten einen durchbohrenden Blick zu.

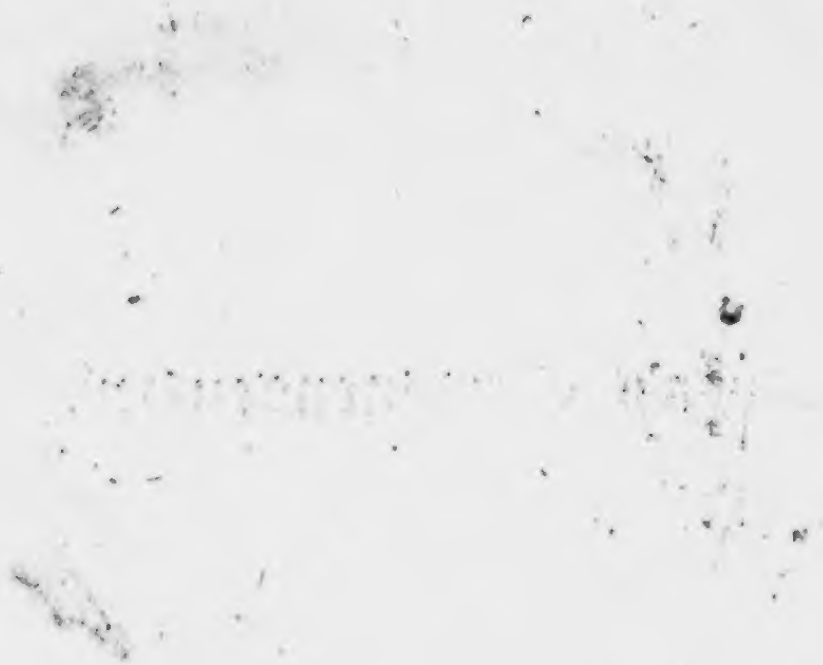
„Und du wagst es,“ fragte sie mit leisem Tone, „dich mir zu nahen?“

„„Vergieb, ich kannte die Formen der Aufnahme nicht.““

„Wohlan; zurück kannst du nicht mehr; empfange also den Schwesterkuß, und schweig auf ewig, wenn dir dein Leben lieb ist!“

Rosa wurde mit einem Kusse entlassen.

Rosa's Gardinenseufzer.



Rosa's

Gardinenpredigten.

Nachgehaucht

von

Fried. Wilh. Bruckbräu.

Zweiter Theil.

Stuttgart,
Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.
1832.

Welche Verlegenheit!

Mitten im Feſtſaale erblicken meine ſchönen Leſerinnen die holde Roſa wieder, die nach der Aufnahme der zwölf Damen in den Amazonenbund, von allen vermißt, plötzlich wieder erſchienen war. Niemand vermuthete etwas Arges, weil die H. v. B immer die Gewohnheit hatte, bei dergleichen Gelegenheiten ſich mit ſolchen Damen, welche ihr Vertrauen genoſſen, auf eine kurze Zeit zurückzuziehen. Dagegen fehlte es nicht an Damen, welche Roſa um dieſe von ſo Vielen vergebens erſehnte Auszeichnung ſehr beneideten.

Nur der allwiſſende Talleyrand, von dem es am Hofe heißt, er könne in den Herzen der Menſchen leſen, und ihre Gedanken er-

rathen, schien von diesen geheimnißvollen Ausflügen besser unterrichtet zu seyn, als alle Uebrigen.

Kaum sah er Rosa einen Augenblick allein vor einer etrurischen Vase betrachtend stehen, als er sich ihr näherte, und theilnehmend fragte:

„Was gilt's, Sie denken an ihren Geliebten in Deutschland?“

„„Warum vermuthen Sie dieß?““

„Aus dem unruhigen Wogen Ihres schönen Busens; in diesem Falle ist gewöhnlich das Herz im Aufruhr.“

„„Eine gewagte Vermuthung! Wenn alle Männer diesen Scharfblick hätten, was bliebe mir für ein Mittel, ihnen das zufällige Wogen meines Busens zu verhehlen?““

„Ganz können Sie dieß nie, aber halb.“

„„Wie so?““

„Sie dürfen nur eine Amazone werden; man würde ihnen dann die rechte Brust abnehmen, damit Sie die Pfeile leichter versenden; Ihr Herz würde dabei nicht in Gefahr kommen, weil es links liegt; aber die Herzen der Män-

ner möchten wohl bald Klage führen, entweder weil sie vernachläßigt, oder von Pfeilen getroffen wurden, für deren Wunden der Balsam fehlte.“

Bei diesen Worten flog über sein Marmorantlitz, in welchem keine Botschaft des Glückes oder Verderbens auch nur die mindeste Veränderung zu bewirken vermag, ein leiser Zug des triumphirenden Spottes und Rosa hätte sich durch Erröthen verrathen, wäre nicht zufällig ein reicher Banquier, H. v. R., hinzugetreten, der sie durch seine Einmischung aus dieser Verlegenheit zog.

Talleyrand reichte der Herzogin von D. den Arm, und ließ den verliebten Banquier allein bei Rosa stehen.

„Ich habe von einem Unternehmen gehört,“ begann dieser, „wozu Sie Aktien brauchen. Wenden Sie sich nur an mich; ich habe Geld, viel Geld, und leihe es der ganzen Welt gegen hinlängliche Sicherheit, Freund oder Feind, das gilt mir ganz gleich. Bei Ihnen mache ich eine Ausnahme; ich frage nach keiner Sicherheit, wenn ich nur sicher bin, daß Sie mich lieben.

Und warum ſollten Sie mich nicht lieben, da ich Geld, viel Geld habe? Auch liebenswürdig bin ich, eben weil ich viel Geld habe. Wenn Sie nur für mich leben wollen, ſo können Sie über ſo viel verfügen, als Sie brauchen, um wie eine Prinzeſſin zu leben. Was ſagen Sie dazu?

„„Ich finde ihren Antrag allerliebſt; allein ich muß Ihnen offen geſtehen, daß ich zu flatterhaft bin, um einem Einzigen anzugehören. Es liegt nicht in meinem Charakter, jemand zu täuſchen; deßwegen nehme ich keinen Anſtand, Ihnen die Wahrheit zu ſagen. Wollen Sie aber die Zahl derjenigen vermehren, die mich mit ihren Beſuchen auszeichnen, ſo werde ich ſtets bemüht ſeyn, Ihnen zu gefallen.““

„Charmant! Dieſe Offenheit macht Sie mir doppelt intereſſant; jede Andere an Ihrer Stelle würde mich nach Herzensluſt geprellt haben. Ich unterzeichne vorläufig eine Actie von 100,000 Franken. Von Rückerſtattung kann keine Rede ſeyn; aber auch als Geſchenk ſoll dieſe Kleinigkeit ihr Zartgefühl nicht verletzen; Ihr kluges Köpfchen wird ſchon den rechten Mittelweg zu finden wiſſen.“

Der Oberceremonienmeiſter gab das Zeichen zum Beginn des Feſtmahles, das in einem ungeheuern Speiſeſaale zu 300 Couverten veranſtaltet war.

Der Hofmuſik-Intendant führte Roſa an die Tafel, beinahe dem Könige gegenüber. In vier Seitengemächern ſpielten die Muſikkorps von vier Regimentern die auserleſenſten Stücke aus den neueſten und beliebteſten Opern.

Bevor die Speiſen ſervirt wurden, reichten prächtig gekleidete Pagen den Damen in ſilbernen Urnen Deviſen, deren Verſe von geiſtvollen Hofdichtern improviſirt waren. An Roſa's Deviſe hing ein Billettchen, was ſie an keiner Deviſe der nächſten Damen bemerkte. Die Neugierde iſt bekanntlich eine dem ſchönen Geſchlechte angeborene Tugend. Daß dieß Billet etwas ſehr Wichtiges enthalten müſſe, zweifelte Roſa keinen Augenblick. Sie wußte es in die Falten ihres Goldfächers zu verſtecken, den ſie behutſam öffnete, und ſo gelang es ihr, folgendes zu leſen:

„Wenn Sie dieſe Zeilen geleſen haben, ſo muſtern Sie mit Ihren ſchönen Augen die Her-

ren, welche Ihnen gegenüber sitzen. Derjenige unter diesen, welcher die Gabel verkehrt in seiner linken Hand hält, wünscht heute Nacht ein paar Stündchen mit Ihnen zu verplaudern. Ein Körbchen würde ihn tief betrüben. Das Nähere wird Ihnen eine Dame melden."

Erstaunt über diesen Antrag erhob Rosa langsam ihr Köpfchen, und begann die Musterung an den Herren jenseits der Tafel mit prüfendem Blicke. Plötzlich blitzte ihr die verhängnißvolle goldene Gabel in der Hand einer erlauchten Person entgegen; sie sah wohl ein, daß hier von einem Körbchen keine Rede seyn könne, und nickte also, mit erkünstelter Fassung ein leises „Ja!"

So ehrenvoll auch dieser Antrag war, so kam er doch sehr zur Unzeit. Jede Andere an ihrer Stelle hätte sich Glück gewünscht, eine solche Eroberung zu machen; allein sie paßte vorläufig noch keineswegs zu Rosa's Plänen.

Von der Entschuldigung, womit sich Rosa kurz zuvor bei der H. v. B. aus der Klemme gezogen hatte, wollte sie keinen Gebrauch machen, um sich das Spiel für die Zukunft nicht

zu verderben; Fanny und Betty waren in Paris; Lerry's beſter Rath konnte hier nicht helfen; nur ein Wunder konnte ſie dießmal retten.

Die aufgetragenen Gerichte waren nicht zahlreich, aber auserleſen; 21 Sorten von den beſten Weinen der Erde funkelten in künſtlichgeſchliffenen Cryſtallgefäßen mit goldenen Henkeln und Böden; die Hofconditoren hatten ihr ganzes Genie erſchöpft, Torten von wunderſamem Baue zu liefern, welche die wichtigſten Ereigniſſe der Reſtauration in niedlichen Figürchen darſtellten.

Alſo ſchwelgen oft die Götter der Erde an Cröſus-Tafeln, während Millionen kaum ſchwarzes Brod in ihren armſeligen Hütten finden.

Wer ein menſchlich fühlendes Herz im Buſen trägt, und des Elendes ſeiner Brüder gedenket, kann im Genuſſe dieſer Herrlichkeiten nicht heiter ſeyn. Seine Phantaſie führet ihn bald in die Gemächer des Jammers, wo eine arme Mutter mit bleichen Zügen ihre hungernden Kinder auf den kommenden Tag vertröſtet, wo ein unglücklicher Familienvater auf ſeinem

dürftigen Lager das Reich der Möglichkeit vergebens durchspäht, um ein Mittel gegen die drohende Pfändung durch unbarmherzige Gläubiger zu ersinnen, wo die Wöchnerin heimlich bittere Thränen weint, weil die Milch in ihren Brüsten aus Mangel an Nahrung versieget. Solche Gedanken trüben jedoch nur das Gemüth von Menschen, die aus eigener Erfahrung die Qualen der Armuth kennen; Reiche, denen das Glück schon an der Wiege lächelte, haben keinen Sinn für menschliches Elend, oder unterdrücken die Regungen des Mitleids durch den Gemeinplatz: daß Arme das bittere ihrer Lage nicht in so hohem Grade fühlen, als man meinen sollte, indem sie schon daran gewöhnt seyen. Eine heillose Selbsttäuschung, welche die Herzen versteinert! Darum hoher Preis denjenigen, welche das Schicksal zu seinen Günstlingen erkohr, die genießend auch der Darbenden sich mildthätig erinnern, und die Thränen des Elends zu trocknen zu den seligsten Wonnen der Erde zählen! Gäbe jeder Reiche nur einen kleinen Theil seines Ueberflusses zu dem Zwecke hin, um erwerbfähigen Armen Arbeit,

und Erwerbunfähigen das tägliche Brod zu ſichern, ſo würden bald Millionen Menſchen ihr Daſeyn ſegnen, die es jetzt in ihrer Verzweiflung verfluchen.

Hülfe in der Noth.

„Iſt die Fächer-Depeſche ſchon beantwortet?“ fragte Talleyrand die erröthende Roſa, als die Tafel aufgehoben und die Converſation wieder im Gange war.

„„Ich verſtehe dieſe Frage nicht.““

„Recht ſo! Ein gewandter Diplomat muß alles in Abrede ſtellen, was die Einſchau in ſeine Karte erleichtern könnte. Uebrigens ſchätze ich mich ſehr glücklich, eben ſo gut in Ihren Augen leſen zu können, als Sie in Ihrem Fächer.“

„„Das iſt mir in der That ein Räthſel!““

„Nur Geduld, ſchöne Roſa! Dieſes Räthſel iſt eines von jenen Zeitungsräthſeln, unter de-

nen gewöhnlich steht: „Die Auflösung folgt **morgen.**“

Der alte Argus schien der Rosa ein unheimliches Wesen, das die verborgensten Geheimnisse durchschaut. Er wußte, was geschehen war, und sie fühlte eine drückende Verlegenheit, ihr Köpfchen aus der Schlinge des Fragers zu ziehen, als das Fräulein von M°, die nämliche Dame, welche sie bei der Einweihung gewarnt hatte, um ein Wort im Vertrauen bat.

Rosa sah in dem Fräulein ihre Retterin zur rechten Zeit, hing sich gleich an ihren Arm, weil sie ihren Kunstadel für würdig erachtete, neben dem Geburtadel zu wandeln, und bat sie, zu sprechen.

„Ich bin der Verzweiflung nahe,“ begann das Fräulein, an allen Gliedern zitternd, und Thränen in den Augen, „denn so eben hat mir die H. v. B. eröffnet, daß sie ihr Wort, meine dringende Bitte zu erfüllen, zurücknehme, und ihre Hand völlig von mir abziehe, indem ich sie durch mein unverständiges Benehmen bei der Einweihung auf's Aeußerste compromittirt habe. Wie sollte sich aber die Natur einer

zarten Dame nicht gegen Unnatürliches sträuben! Nie hätte ich nach der unseligen Ehre gestrebt, in den Amazonenbund aufgenommen zu werden, wäre ich nicht von der Hoffnung beseelt gewesen, dadurch die Gunst der H. v. B. zu gewinnen, und das Ziel meines einzigen Wunsches zu erreichen.

Ich will dich, theure Bundesschwester, — nimm das vertrauliche „Du“ freundlich auf, da es aus einem aufrichtigen Herzen kommt, — nicht mit einer ausführlichen Schilderung meines geheimen Verhältnisses langweilen; wenige Worte werden hinreichen, dich von dem ganzen Umfange meiner traurigen Lage in Kenntniß zu setzen.

Ich bin die einzige Tochter eines altadelichen, aber durch die Revolution verarmten Hauses. Meine Eltern glauben, daß irgend ein reicher Jüngling von neuem Adel mir die Hand reichen werde, um durch den Glanz meines Namens seinen eigenen an großartige Erinnerungen zu knüpfen. Sie haben bereits vier solche Herren gefunden, die ihren Absichten völlig

entſprechen; noch hat ſich ihre Wahl nicht entſchieden.

Allein längſt ſchon iſt mein Herz vergeben, an einen Bürgerlichen, der als Sekretär in einem Miniſterium bereits ſeit zwei Jahren Beweiſe ſeiner außerordentlichen Talente gegeben hat. Wir haben heilige Eide gewechſelt, einander nie zu verlaſſen. Dieſer feierliche Moment traf auf dem Landgute einer vertrauten Freundin mit einer unbewachten, ſchwachen Minute zuſammen, deren Seligkeit ich jetzt ſeit drei Wochen in meinem mütterlichen Schoße trage. Du ſtaunest, Schweſter? Sprich, was kann ein wahrhaft liebendes Herz dem einzig Geliebten verſagen? O, wenn du niemals in dieſe Verſuchung kamſt, ſo brich nicht den Stab über mich! Ich ſehe kein anderes Mittel, als den Tod vor meinen Augen; die Einwilligung meiner Eltern erhalte ich nicht, außer mein Geliebter würde zum Präfekten in irgend einem Departement ernannt; der Ehrgeiz würde dann über den Ahnenſtolz ſiegen. Allein dieſes Ziel liegt außer dem Bereiche aller Wahrſcheinlichkeit. Um das Aeußerſte zu verſuchen, folgte ich

dem Rathe meiner Freundin, und näherte mich der H. v. B., indem ich um die Gnade bat, in den Amazonenbund aufgenommen zu werden. Diese Dame versicherte mich ihrer ganzen Huld, insoferne ich ihren Erwartungen entsprechen würde.

Meine Freundin, obgleich selbst Bundesschwester, verschwieg mir die Dienstleistungen einer solchen, in Gemäßheit des bindenden, furchtbaren Eides, in der Meinung, daß ich gerne das schwerste Opfer bringen würde, um auf diesem Wege die gewünschte Beförderung meines Julius zu erhalten.

Leider war es mir unmöglich; der plötzliche Gedanke, die Saat der süßen Liebe im Keime zu zerstören, durchschauerte mich; ich bebte vor der Vollendung zurück, und in demselben Augenblick fühlte ich wohl, daß ich allen meinen Hoffnungen entsagen müsse. Die H. v. B. ist rachsüchtig und unversöhnlich; hüte dich vor ihren Intriguen, wenn sie jemals den Ungrund deiner Entschuldigung erfahren sollte.

Ich habe bemerkt, daß der König dich mit außerordentlicher Huld auszeichnet; wenn du eine aufrichtige Bundesschwester bist, so benütze

seine Gnade, um für meinen Julius die Stelle eines Präfekten zu erhalten, und so vom sichern Verderben mich zu retten.“

„„Liebe Schwester, ich nehme den lebhaftesten Antheil an deinem Schicksale, und gab dir einen großen Beweis meines Vertrauens, als ich dir dasjenige eröffnete, wodurch ich den Lüsten unserer Großmeisterin mich entzog. Kein Vorwurf über dein liebendes Hingeben soll dich unverdient kränken; du bist ohnehin schon unglücklich genug, und hab' ich gleich selbst noch nicht diese Folgen der Liebe getragen, weil ich mit seltener Standhaftigkeit bisher die Blüthe jungfräulicher Reinheit zu bewahren wußte, so fühlt doch mein Herz deßwegen nicht minder tief.

Obgleich ich gestehen muß, daß der König mich durch seine beneidenswerthe Huld allerdings ermuthigen könnte, die Erfüllung einer Bitte zu hoffen, und sie daher zu wagen, so finde ich doch darin noch keinen zureichenden Grund. Ich bin dem Könige verpflichtet, und ihn um die Erfüllung einer solchen Bitte zu ersuchen, hieße seine Huld mißbrauchen, seine Gnade

auf das Spiel ſetzen. Stände ich jedoch in einem ſolchen Verhältniſſe zum Könige, welches ihn mir verpflichten, oder eine bedingungsweiſe Bitte geſtatten würde, dann dürfte ich keinen Augenblick zweifeln oder zögern.

„Alſo blüht mir keine Hoffnung mehr?“

„„Höre mich ganz. Liebſt du deinen Julius ſo, daß du um jeden Preis der Welt ihn zu beſitzen wünſcheſt?““

„Um jeden Preis der Welt, nur nicht um den Preis der Ehre und Treue!“

„„Wo Alles gewagt werden muß, um nicht alles zu verlieren, kann von keiner Ausnahme die Rede ſeyn. Würdeſt du dich nicht entſchließen können —““

Roſa flüſterte ihrer Freundin eine Frage in das Ohr, welche meine ſchönen Leſerinnen zu errathen belieben mögen.

„Heiliger Gott! Schweſter, wozu willſt du mich verleiten? Ich würde auf ewig die Ruhe meines Herzens verlieren!“

„„Weiß die H. v. B., daß dein Julius Präfekt zu werden wünſcht?““

„Allerdings, ich habe ihr ſelbſt eine erledigte Stelle bezeichnet.“

„„Nun ſo darfſt du überzeugt ſeyn, daß dieſe bis morgen an einen Andern vergeben iſt. Dieß wird der erſte Act ihrer Rache ſeyn.““

„Was bleibt mir übrig?“

„„Kein anderes Mittel, als mir zu folgen. Die Nacht wird dieß Geheimniß in ſo dichten Schleier hüllen, daß außer uns beiden kein menſchliches Weſen etwas davon erfährt.““

„Aber Gott wird den Treuebruch ſehen und richten.“

„„Die Treue wird nur gebrochen, wo das Herz ſündiget. Iſt denn das Glück deines ganzen Lebens mit einer Viertelſtunde zu theuer erkauft?““

„In welche ſchreckliche Lage bin ich gerathen!“

„„Deine Phantaſie malt ſie mit ſo furchtbaren Farben aus. Faſſe Muth; vielleicht geht alles beſſer als du denkeſt.““

„Soll ich wirklich, Roſa?“

„Glück oder Tod! Iſt hier die Wahl ſo ſchwer?“

„„Roſa! — Ich folge Dir!““

„Uebernachteſt Du im Schloſſe?"

„„Ja, bei der Oberſthofmeiſterin, meiner Tante.""

„Deſto beſſer."

„„Da kommt ſie eben!""

Die Oberſthofmeiſterin nahte ſich mit ungewöhnlicher Eile der ihr entgegen tretenden Roſa; Fräulein von M° entfernte ſich einige Schritte.

„Ich fühle mich hochgeehrt, Ihnen den Wunſch einer erlauchten Perſon zu melden, daß Sie im Schloſſe übernachten möchten, indem die Rückkehr nach Paris im Nebel der Nacht Ihrer Geſundheit, und Ihrer Stimme ſchaden könnte. Mit wahrem Vergnügen hab' ich Ihnen drei Zimmer meiner Wohnung, die Nummern 37, 38 und 39 angewieſen, welche um drei Uhr zu Ihrer Verfügung ſtehen."

Die Worte: „um drei Uhr" begleitete ſie mit einem ausdrucksvollen Blicke.

„„Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie der erlauchten Perſon für dieſen ſchmeichelhaften Beweis einer unverdienten Huld meinen innigſten Dank ausdrücken möchten, den ich zunächſt gewiß nur Ihrer wohlwollenden Ver-

wendung schulde. Wird aber meine Entfernung kein Aufsehen erregen?“ “

„Nicht den mindesten; belieben Sie nur um halb drei Uhr mit meiner Nichte, dem Fräulein von M*, mit der Sie sich so eben sehr gut zu unterhalten schienen, und welches das Zimmer Nr. 40 bewohnt, den Saal ganz ruhig zu verlassen. Ich werde dann das Gerücht verbreiten lassen, daß Sie unbemerkt das Schloß verlassen hätten, um nach Paris zurückzukehren.“

Kaum war Rosa allein, als sie des Fräuleins Hand drückte, und lächelnd flüsterte: „Frau Präfektin, dein Spiel ist gewonnen!“

Der Besuch.

Orientaliſcher Luxus herrſchte in den drei Gemächern, welche Roſa an des Fräuleins Seite, dem bang das Herz und immer banger ſchlug, mit ſichtbarem Vergnügen betrachtete.

Man ſah wohl, daß dieſer Aufenthalt nur für eine erlauchte Perſon beſtimmt ſeyn konnte. Für alles war hier geſorgt, was die Sinne reizen und ergötzen konnte. Die reizenden Gefilde der Provence lächelten dem Beſchauer der koſtbaren Lyonertapeten entgegen; auserleſene Cryſtalllampen mit ſüßduftenden Oelen hüllten die Räume in ein ſchwärmeriſches Halbdunkel; in Erkernischen prangten buntfarbige exotiſche, jedoch geruchloſe Blumen, deren Duft den Schlummernden tödtlich werden konnte; ein üppiges Lager, eingerahmt und mit elaſtiſchen Druckfedern von Stahl mit Vorhängen von reichen Brüßlerſpitzen lud zur lebenvollen Ruhe ein, breit genug für fünf Perſonen, um Schlafloſen jeden Wechſel der Richtung und Bewe-

gung zu erleichtern. Mitten im zweiten Gemache ſtand ein runder Tiſch aus ſchwarzem Elfenbein, mit eingelegten Goldverzierungen, künſtlich geſchnitzt, und bedeckt mit den ausgeſuchteſten Leckerbiſſen und Deſſertweinen, um ſelbſt eine ſterbende Natur mit jugendlichen Lebensflammen zu beſeelen.

Roſa dachte in der Anſchauung dieſer Herrlichkeiten nicht an den Genuß derſelben, ſondern ihre ſchöpferiſche Phantaſie fühlte ſich zu originellen Erfindungen für den Bau des Paradieſes angeregt.

In ehrerbietiger Ferne hielten zwei Kammerfrauen und zwei Kammermädchen, des Wink's unſerer Roſa gewärtig, um ſie zu bedienen, auf den Armen die geſchmackvollſten Nachtkleider tragend. Um dieſe läſtigen Spionen vom Halſe zu bringen, ließ ſich Roſa entkleiden, und gefiel ſich nun ſelbſt in dem modernſten Negligé; ſie entließ die Dienerinnen mit dem Bemerken, daß ſie ſich ruhig zu Bette legen könnten, indem ſie ihrer nicht mehr bedürfe.

„Mir wird ſo bange, Roſa,“ begann das Fräulein, „daß ich kaum mehr auf den Füßen

mich zu halten vermag. Ich zittere wie ein Espenlaub. Noch kenne ich deinen Plan nicht, und fürchte sehr, ihn nicht ausführen zu können.“

„„Sey doch kein Kind, du würdest uns beide verderben. Mein Plan kann dir doch kein Räthsel mehr seyn: ich trete dir den Besuch ab, der mir bestimmt ist.““

„Nein, nein, das ist unmöglich! Der Fremde — ich mag ihn nicht nennen, — wird sich diesen Tausch nicht gefallen lassen; er wird mich aus dem Gemache weisen, und für meine Verwegenheit gewiß vom Hofe verbannen; dann ist alles verloren, auch mein höchstes Gut, meine Ehre. Ich will wenigstens diese bewahren, und lieber meinem Julius entsagen; dann bleib ich doch seiner Achtung würdig.“

„„Das sind allerdings schöne Redensarten, die dich aber späterhin über die entschwundene Gelegenheit nicht trösten werden. Und dennoch könntest du bei dem besten Willen die ganze Geschichte verderben. Es fehlt dir der rechte Muth, die nöthige Charakterstärke zur Ausführung. Hast Du kein unternehmendes,

hübsches Kammerzöfchen, dem du unbedingtes Vertrauen schenken kannst?"

„O ja! Auf meine Marie darf ich mich ganz verlassen. Sie kennt das Geheimniß meiner Liebe; sie besorgt meine Briefe, und würde für mich in den Tod gehen. Ihr Geliebter ist Wachtmeister bei den rothen Husaren; er würde sie heirathen, wenn sie so viel Vermögen hätte, um eine Meierei zu kaufen. Wäre mir ihre Treue nicht unersetzlich, so hätte ich sie schon längst wegen ihrer etwas lockeren Sitten aus meinen Diensten entfernt. Sie macht sich kein Gewissen daraus, den lüsternen Cavalieren und Offizieren am Hofe Rendez-vous zu geben, und nimmt Geschenke und Geld für ihre Gunstbezeugungen an, um auf diese Weise das nöthige Capital zum Ankaufe eines Eigenthums zu sammeln. Oft schon hab' ich ihr über dieses sittenlose Betragen die bittersten Vorwürfe gemacht; dann fällt sie mir immer, bitterlich weinend, zu Füßen, und gelobt bei allem was heilig ist, das tugendhafteste Leben zu führen, sobald sie am Ziele ihrer Wünsche seyn würde;

sie sey ja nur aus treuer Liebe treulos."

„„In der That, eine sonderbare Entschuldigung der Untreue, die wohl nicht jeder Liebhaber billigen möchte; doch ein Wachtmeister würde es eben nicht so gar genau nehmen, wenn er es auch wüßte. Glaubst du, daß sie für meinen Plan zu brauchen sey?""

„Ohne Zweifel; das wäre ja wieder ein guter Schritt vorwärts für sie."

„So laß sie schnell in dein schönstes Nachtkleid sich hüllen, und bringe sie dann zu mir.""

„Sogleich, liebe Schwester! Schon athme ich freier."

Während das Fräulein diesen Auftrag besorgte, ordnete Rosa an einem Seitentischchen Dinte, Feder und Papier, ging nachsinnend in den drei Gemächern auf und ab, und gedachte im Geiste der mancherlei Abenteuer, welche sie noch in der Hauptstadt der Welt würde zu bestehen haben.

Das Fräulein erschien mit Marien, welche allerliebst aussah, und fröhlich in einem großen Ankleidspiegel von allen Seiten sich bewunderte.

„Marie," fragte Rosa, „bist du im Stande, für dein Fräulein alles zu thun, was in deinen Kräften steht, wenn du sie dadurch glücklich machen könntest?"

„„Alles auf der Welt; ich wäre bereit, mein Leben für sie zu opfern.""

„Behalt nur dein Leben, bewahre es für deinen Wachtmeister; denn ich sage dir, wenn du klug bist, und mir folgst, so ist er in vier Wochen längstens dein Mann, und du wirst im Besitze eines bedeutenden Vermögens seyn."

„„Das ist ein Vorschlag, der sich hören läßt; verfügen Sie unbedingt über meine Person.""

„So höre! Um halb drei Uhr werde ich einen hohen Besuch erhalten, und mit diesem zuerst am Tische im Nebengemache plaudern, dann aber dieses Lager theilen. Bevor es hier zu einer Annäherung kommt, werde ich den vornehmen Herrn unter irgend einem Vorwande auf einen Augenblick aus dem Bette locken; diesen benützest du, sobald es dunkel wird im Zimmer, und trittst mir deinen Platz hinter dem Bette ab, um den meinigen in dem Bette

einzunehmen. Ich hoffe, du wirst ihn mit Würde behaupten. Du sprichst kein Wort; daß dieß geschehen könne, will ich schon sorgen. Sobald der vornehme Herr fest schläft, entfernst du dich leise aus dem Bette und dem Gemache; dann beginnt wieder meine Rolle, die ich glücklich zu spielen hoffe. Hast du mich wohl verstanden?"

„„Sehr wohl; ich werde Ihrem Vertrauen Ehre machen.""

„Sey aber verschwiegen, Marie, wie das Grab; eine Entdeckung dieser List würde uns alle drei in's Verderben stürzen. Du wirst hören und nicht hören, sehen und nicht sehen."

„„O ich schweige gewiß! Käme dieß Stückchen an das Tageslicht, mein Wachtmeister schlüge mich auf der Stelle todt.""

„Wir haben nur noch eine Viertelstunde; verstecke dich nur gleich hinter dem Bette!"

„„Ich rechne auf Ihre volle Zufriedenheit; Sie sollen es gestehen müssen, daß dieß nur ein Mädchen so pünktlich ausführen kann, die unter dem Militär dient.""

„Marie, geh jetzt auf dein Zimmer; wenn

wir morgen zur Meſſe gehen, will ich dir dein Glück verkünden."

Die beiden Mädchen umarmten ſich zärtlich, und ſchieden.

Wenige Minuten darnach trat der Erwartete durch eine Tapetenthüre in das Gemach.

Roſa trat ihm mit einer tiefen Verbeugung entgegen.

„Keine Etiquette, keine Komplimente, keine Titel, Roſa! Nenne mich „Sie," wenn du mich nicht mit einem zärtlicheren Worte beglücken willſt; in der Liebe ſind alle Menſchen gleich. Du wirſt doch nicht zürnen, daß ich einen Antrag, eine Bitte wagte, die dich überraſchen mußte?"

„„Zürnen? Wie können Sie dieß glauben? Eine Huld, wornach Hunderttauſende vergebens ſich ſehnen, kann mich nur beſeligen; aber betheuern darf ich Ihnen bei Gott, daß ich unter Millionen, außer Ihnen, jedem ein Körbchen gegeben hätte!""

„Alſo ich allein bin der Glückliche! Auf Ehre, ich bin ſtolz darauf, doch weit entfernt, dein Schuldner bleiben zu wollen. Ich ſtelle dir

eine Bitte frei; wie sie auch lauten möge, ich erfülle sie bei meinem Worte."

„„Wohl mir, daß ich von dieser Gnade Gebrauch machen kann, ohne eigennützig zu seyn. Sie kennen das Fräulein von M°, die Nichte der Obersthofmeisterin?""

„Ja; sie ist ein schönes, tugendhaftes Mädchen, von altem Adel, aber unbemittelt."

„„Sie liebt!""

„Ei, ei, daß doch die Hoffräulein alle so verliebt sind! Und wie heißt der Sieger über dieses Herz?"

„„Julius, Sekretär in einem Ministerium?""

„Julius? Julius? Richtig, ich erinnere mich, daß der Präsident des Conseils seiner schon öfter sehr rühmlich Erwähnung gethan hat."

„„Des Fräuleins Eltern willigen nur dann in die Verbindung der beiden Liebenden, wenn Julius Präfekt wird. Die Stelle eines Präfekten im *** Departement ist gegenwärtig erledigt; ich bitte Sie, diesen Posten dem Julius zu verleihen.""

„Ich will mit dem Präsidenten darüber sprechen; denn die H. v. B. hat sich diesen Abend auch schon für Jemand verwendet."

„Eben deßwegen muß ich dringend bitten, die Bewilligung für Julius ohne Rücksprache mit dem Präsidenten zu beschließen; nach der nächsten Mittagsstunde möchte meine Bitte zu spät kommen, und das Unglück meiner lieben Freundin entschieden seyn. Wenn Ihre Huld für mich wirklich so groß ist, wie meine Liebe für Sie, so werden Sie gewiß keinen Augenblick zögern, gleich jetzt die beiden Liebenden zu beglücken. Der päbstliche Nuntius und der Erzbischof haben mir ihre ausdrückliche Verwendung zugesichert; wer bürgt mir jedoch, daß nicht Intriguen den Erfolg vereiteln?""

„Da auch diese von mir hochverehrten Prälaten sich für dich verwenden wollen, so muß ich schon deine Bitte erfüllen."

Er nahm einen Bogen Papier und schrieb:

„Das Dekret, welches den Julius ** zum Präfekten des *** Departements ernennt, ist augenblicklich auszufertigen, und dem Könige zur Unterschrift vorzulegen."

(Unterzeichnet.)

„Hier, meine liebe Rosa, edle, uneigennützige Freundin eines braven Mädchens, nimm hin, und beglücke mit diesem Papier die glücklich Liebende!“

Rosa genoß eine selige Minute, das Bewußtseyn, dem Verdienste seine Krone und zwei liebenden Herzen die ersehnte Verbindung zugewendet zu haben.

Der Fremde bat sie, an der Tafel neben ihm Platz zu nehmen, und ließ sich's trefflich schmecken; Rosa trank nur ein Glas Wein, und bot allem auf, um den Gnadenspender auf das Angenehmste zu unterhalten.

Dieser schien von jugendlicher Verliebtheit durchglüht; denn er machte der Rosa beneidenswerthe Anträge. Sie sollte sich in Paris ein Hôtel als Eigenthum wählen, das auf seine Kosten meublirt würde; er wolle alles bestreiten, was sie in Rechnung brächte, und ihr ein Nadelgeld von jährlichen 200,000 Franken aussetzen; selbst von Erhebung in den Adelstand war die Rede.

Dieß alles lag nicht in Rosa's Plane.

Um so leichter fiel es ihr, der Ablehnung den Anstrich der Bescheidenheit zu geben.

„Mir genügt Ihre Liebe," erwiederte sie, „und ich bin weit entfernt, die vielleicht nur vorübergehende Aeußerung derselben zu Privatzwecken zu benützen. Eine solche Aenderung meiner Lage würde den Neid reizen, und mir viele mächtige Feinde machen; wie mancher trüben Stunde müßte ich entgegen sehen, die auch Sie, wenn Sie mich wahrhaft lieben, woran ich nicht zweifle, nicht selten aus Theilnahme kränken möchte. Ich bleibe in Paris, so lange Sie es wünschen; unser Verhältniß sey fortwährend für Jedermann ein Geheimniß; darin liegt die größte Bürgschaft eines dauernden Glückes."

Natürlich mußte nach einer solchen Erklärung die Achtung des Fremden nur um so größer werden, weil einem Antrage dieser Art der gewöhnliche Eigennutz nicht hätte widerstehen können.

„„Wohlan,"" sprach er, „„ich billige deine Ansicht; dennoch sollst du nicht dabei verkürzt werden. Der rauschende Abend hat mich er-

müdet; ich sehne mich nach Ruhe. Ist's dir gefällig?""

Er küßte Rosa auf die Stirne, und bot ihr den Arm, um sie zum Bette zu geleiten. Sie bestieg dasselbe zuerst, und der Fremde brauchte nur einen seidenen Kaftan abzulegen, um ihr zu folgen.

„Ach Gott, die Lichter! Erlauben Sie, daß ich noch einen Augenblick mich entferne, um diese lästigen Zeugen gegen weibliche Schüchternheit zu blenden. Zürnen Sie auch nicht, wenn ich dann verstumme; das ist in seligen Momenten meine Gewohnheit."

„„Bleib, liebes Kind, ich will, was du wünschest, selbst besorgen; alles Uebrige bleibe deiner Neigung überlassen.""

Der Fremde verließ das Bett, um mit einem einzigen Zuge an einer seidenen Schnur die Flammen in den Lampen der drei Gemächer auszulöschen; leise schlüpfte Rosa vom Lager, und Marie an ihren Platz.

Hier böte sich nun einem phantasiereichen Dichter, Wieland z. B., wenn er noch lebte, eine willkommene Gelegenheit, Gardinenseufzer

zu belauschen und zu verrathen. Wir verzichten darauf, um dem Vorwurfe einer lüsternen Feder auszuweichen. Leider finden wir an dieser Stelle in Rosa's Memoiren eine auffallende Lücke. Es gibt verschiedene Gardinenseufzer, je nachdem jung und jung, oder jung und alt sich paaret. —

Welch ein groſses Feld läge vor uns, wollten wir nur die geheimen Gedanken Mariens mustern, die ohne Zweifel einen ernsten Vergleich zwischen ihrem Wachtmeister und dem Fremden angestellt hat! Es ist ja eine bekannte Sache, daß im Soldatenstande das Avancement im Liebesglücke rückwärts geht. Der dreißigjährige Rittmeister darf sich mit dem zwanzigjährigen Wachtmeister nicht messen, und der General kann schon gar nicht mehr in die Berechnung kommen.

Von dem ganzen Abenteuer kann ich nur so viel mit aller Gewißheit berichten, daß der Fremde an Rosa's Seite höchst vergnügt erwachte, als die Sonne schon hoch am Himmel stand.

Nach einem herzlichen Kusse des innigsten

Dankes erhob sich der Fremde; er nahte sich dem Schreibtische, schrieb einige Zeilen, faltete das Papier zusammen, und steckte es in Rosa's Busenschleier, worauf er nach den Worten: „In Paris, süßes Kind, sehen wir uns wieder," durch die Tapetenthüre verschwand.

Rosa öffnete das Papier; es enthielt die Weisung an den ersten Banquier in Paris, dem Ueberbringer 100,000 Franken in Gold auszubezahlen. In einer Nacht gewann Rosa eine Summe, welche der talentvollste und thätigste Mann in sämmtlichen Tagen aller seiner Lebensjahre selten zu erwerben vermag. Nur ein starker Geist erlahmet nicht bei einem so entmuthigenden Gedanken.

Die Folgen des Besuches.

„Marie," sprach Rosa freundlich, „du bist nun in ein großes Geheimniß eingeweiht. Nicht um dein Schweigen zu erkaufen, denn das Ausplaudern brächte dich selbst in's Verderben, weil dir Niemand glauben würde, sondern als Belohnung deiner geleisteten Dienste schenke ich dir 10,000 Franken."

„„Edle, großmüthige Gönnerin! Wer ist nun so glücklich, wie ich?""

„Du kannst, sobald du nach Paris kommst, diese Summe bei mir erheben; sie ist hinreichend, dich und deinen Wachtmeister glücklich zu machen; kaufe eine hübsche Maierei, was an den Kosten fehlt, zahle ich darauf."

„„Wie großmüthig! Wenn mich aber mein Liebhaber fragt, wie ich auf einmal zu einer so großen Summe gekommen bin, was soll ich ihm antworten?""

„Hier weiß ich nur ein einziges Mittel. Es

iſt zwar ganz gegen meinen Charakter, allein man muß ſich in die Umſtände fügen. Laß in zwei oder drei Zeitungen einrücken, ich hätte zufällig von deiner treuen Liebe zu einem tapfern franzöſiſchen Soldaten ſprechen hören, und daß zur Vollendung eures Glückes nichts fehle, als der Ankauf einer Maierei; nun ſeyſt du, auf meinen geäußerten Wunſch, mir vorgeſtellt, und mit dieſer Summe beſchenkt worden. Du mußt mir in dieſem öffentlichen Danke die Worte in den Mund legen: „Nimm dieſes Geſchenk, edles, treues Mädchen! Es iſt nur eine Kleinigkeit, wenn es gilt, das Glück eines Sohnes der großen Nation zu begründen, der für den Ruhm dieſer unſterblichen Nation tapfer gefochten hat.“ Du kannſt dir dieſe Worte nicht merken, denn, wie ich ſehe, hat die Freude dich verrückt gemacht; ſprich nur darüber in Paris mit meinem Sekretär Lerry, der das Nöthige ſchon beſorgen wird.“

„„Mit tauſend Freuden werde ich dieß thun; mein Dank hat keine Gränzen!““

„Frage jetzt dein Fräulein, ob es ihm gefällig ſey, meinen Beſuch anzunehmen. Aber

verrathe mit keiner Miene, mit keinem Worte, was hier geſchah; ich will das unausſprechliche Vergnügen genießen, ſie mit der frohen Botſchaft ſelbſt zu überraſchen."

„„Wie Sie befehlen!""

„Noch eins, Marie! Du wirſt jetzt bald die Gattin eines wackern Jünglings; du erreicheſt das Ziel deiner Wünſche. Es zeugt von einem ſchlechten Charakter, einen braven, liebenden Gatten zu betrügen; verſprich mir, nie mehr die Bahn der Ehre und Treue zu verlaſſen!"

„„So wahr Gott lebt, nie! Meine bisherigen Fehltritte kann ich nur mit meiner Liebe entſchuldigen; denn mir blieb ſonſt keine Ausſicht, mit ihm vereinigt zu werden.""

Sie ging; es fiel ihr aber ungemein ſchwer, ſich bei dem Fräulein nicht zu verrathen, welches ſich ängſtlich nach dem Ausgange des Abenteuers erkundigte.

Das Fräulein konnte ſchicklicherweiſe den Beſuch ihrer Bundesſchweſter, welche ſie als Wohlthäterin verehrte, nicht erwarten, ſondern flog gleich ſelbſt in ihre Arme.

„Liebe Schweſter, wie ſteht's?"

„„Offen zu geſtehen — ſchlecht!""

„Großer Gott, ſo bin ich verloren! Ach, Mariens ernſtes Geſicht weiſſagte mir ſchon nichts Gutes; ſie hätte ihre Frende nicht verhehlen können. Was ſagte der Fremde?"

„„Daß ich alles von ihm fordern könne, nur keine Einmiſchung in Dienſtſachen.""

„Iſt es möglich, daß er deinen Bitten widerſtehen konnte?"

„„Ich habe mein Aeußerſtes gethan; er blieb unbeweglich!""

„Weh mir!"

„Als ich nicht aufhörte, in ihn zu dringen, gab er mir zur Antwort: So wiſſen Sie denn, daß ich das Fräulein von M* ſchon lange im Stillen liebe, aber nie den Muth hatte, ihr meine Liebe zu geſtehen, und um ihre Gegenliebe zu bitten. Gewährt ſie mir, was mich unendlich beglücken würde, ſo erfülle ich ihren Wunſch mit Vergnügen. Sagen Sie ihr dieß zu ihrer Beruhigung, und damit ſie einſehe, daß es in ihrer eigenen Macht ſtehe, ihren höchſten Wunſch erfüllt zu ſehen.""

„Du warst gestern schon geneigt, dieß Opfer zu bringen; raffe dich zusammen, und vollende durch ein muthiges „Ja" dein künftiges Glück!"

„„Unmöglich! Mit bittern Thränen hab' ich in dieser Nacht den Leichtsinn meines Herzens bereut, und einen feierlichen Eid mir selbst geschworen, eher zu sterben, als meinem Julius untreu zu werden. Ich halte Wort! Gelingt es mir nicht, in acht Tagen die Einwilligung meiner Eltern zu erhalten, so wirst du an meiner Leiche ausrufen: „So stirbt ein treues Mädchen!"

„Du sollst nicht sterben, edle Seele; ich habe dich nur geprüft; dein Julius ist Präfekt; hier lies!"

Sprachlos vor freudiger Ueberraschung stand das Fräulein vor Rosa; ihre Wangen wurden immer bleicher, Thränen stürzten aus ihren Augen, sie sank mit einem dumpfen Schrei zu Rosa's Füßen, ihre Knie schluchzend umklammernd.

Rosa hob sie auf, drückte sie gerührt an ihr Herz, und wünschte ihr alles Glück.

Nur langsam gewann das Fräulein wieder

ſo viel Ruhe, um das entſcheidende Papier leſen, küſſen, und ohne Aufhören an ihr Herz drücken zu können. Sie lachte, ſang, tanzte; die heftigſten Gefühle wechſelten in ihrem Gemüthe.

„Du biſt nun glücklich, Freundin und Schweſter, und Glückliche ſind vorzugsweiſe geneigt, Bitten zu erfüllen. Wirſt du wohl auch meine Bitte erfüllen?"

„„Jede, jede! Wie kannſt du fragen, da ich dir das ganze Glück meines Lebens zu verdanken habe?""

„So nimm von mir ein Brautgeſchenk von 50,000 Franken; Ihr beide habt kein Vermögen, und der neue Stand des Julius nimmt unabwendbare Ausgaben in Anſpruch. Was würde die Welt ſagen, wenn er zuvor Geld entlehnen müßte, um ſein Amt mit den nöthigen Voranſtalten übernehmen zu können! Eine Braut hat viele Bedürfniſſe, wovon du noch keine Vorſtellung haſt."

„„Nimmermehr, Roſa! Soll ich meinen Dank damit beginnen, daß ich dich beraube?""

„Welche ſonderbare Anſicht! Ich theile leicht

verdientes Geld mit dir, weiter gar nichts. Ich habe nun einmal dieſe Summe nur zu Geſchenken beſtimmt; für deine Marie iſt geſorgt; ſie wird dir das Nähere ſchon berichten. Sieh dieſe Anweiſung? Könnte ich einen edleren Gebrauch davon machen? Und ſorge ja nicht, daß dieß die letzten hunderttauſend Franken ſind, die ich in Paris einnehme!"

„„Nun denn, ſo nehm' ich dein Geſchenk dankbar an, und bleibe deine Schuldnerin, ſo lange ich athme.""

„Du fährſt mit mir nach Paris, und übergibſt dort dem Präſidenten des Conſeils perſönlich dieſe Note. Dieſe Einmiſchung kann ihm nicht angenehm ſeyn: aber ſie wird ihr Bitteres verlieren, wenn ſie unmittelbar aus den Händen einer ſo liebenswürdigen Dame kommt."

„„Schmeichlerin!""

Die Oberſthofmeiſterin erſchien, um ſich aus Auftrag des Fremden nach Roſa's Befinden zu erkundigen. Man konnte ihr den innern Zwang anſehen, womit ſie als hohe Ariſtokra-

tin ſich eines Auftrages entledigte, der ſie in den Dunſtkreis einer Bürgerlichen brachte.

„Ich habe eine Bitte an Euer Excellenz; es wäre mir ſehr angenehm, wenn das Fräulein von M** mich auf einige Tage nach Paris begleiten dürfte.“

„„Die Erlaubniß hiezu liegt nicht in meiner Befugniß; ich müßte die Sache dem Könige melden.““

In dieſem Falle nehme ich die Verantwortung auf mich. Ihre Anweſenheit in Paris iſt dringend nöthig; denn ich habe die Ehre, Euer Excellenz zu eröffnen, daß der Geliebte des Fräuleins, Julius **, Präfect geworden iſt.“

„„Nicht möglich! Wie, das Fräulein hat einen Liebhaber ohne mein Wiſſen? Vielleicht auch ohne Wiſſen und Willen der Eltern? Schöne Neuigkeiten!““

„Euer Excellenz dürfen ganz beruhigt ſeyn, da Seine Majeſtät der König dieſes Verhältniß billiget.“

„„Dieß gibt freilich der Sache eine ganz andere Wendung. Fräulein, ich wünſche Ihnen alles Glück!““

„Sie erlauben also, daß ich zu meinen Eltern nach Paris reise, liebe Tante?“

„„O ja, du bist ja in den besten Händen von der Welt.““

Bei diesen Worten konnte sie ein hämisches Lächeln nicht unterdrücken; Rosa war jedoch so klug, der alten Excellenz für die eben so ehrenvolle als wahre Ansicht von ihrem Charakter verbindlichst zu danken, jedoch aus Rache beifügend: „über ihre Bereitwilligkeit zu verfügen, im Falle sie ihr in Paris etwas Angenehmes erweisen könnte.“

Lerry ließ den Hofwagen vorfahren, nahm mit Marien, welche die Erlaubniß erbeten hatte, dem Fräulein folgen zu dürfen, dieser und Rosa gegenüber Platz, und die Rosse flogen im schärfsten Trabe der Hauptstadt zu.

Anträge.

In ihrem Hôtel fand Rosa vollauf zu thun. Briefe aus der theuren Heimath, worunter zwei von ihrem geliebten Fritz, waren angekommen; auf einem andern Tische lagen eine Menge anderer zärtlicher Briefe in Folge des Abends in St. Cloud.

„Lerry," nahm Rosa das Wort, „ich schenke Ihnen das Vertrauen, daß Sie mir sehr anhänglich sind, und von Ihren Talenten stets nur zu meinem Vortheile Gebrauch machen werden. Ich habe Ihnen zum voraus eine Belohnung für Ihre treuen Dienste zugedacht, weil ich nicht wissen kann, ob nicht ein unvermutheter Zufall mich späterhin außer Stand setzen könnte, mich dankbar zu bezeigen. Da ich aber sehr wohl weiß, daß Ihr Leichtsinn die Güter der Erde nicht sorgfältig zu beachten versteht, so will ich wie eine kluge Mutter für ein ungerathenes Söhnchen sorgen. Ich lege ein Capital von 40,000 Franken zu einer Leib-

rente für Sie an! und sichere Ihnen dadurch für jeden Wechselfall des Glückes eine unabhängige Existenz.“

„„Verehrte Gebieterin, Sie belohnen mich königlich für künftige Dienstleistungen, ohne noch zu wissen, in wie ferne ich entsprechen werde. In dieser großmüthigen Handlung liegt für mich die heilige Pflicht, Ihnen mit unverbrüchlicher Treue mein ganzes Leben zu weihen. Empfangen Sie meinen innigsten Dank!““

„Nichts vom Danke! Helfen Sie mir diese Briefe eröffnen, bevor das Fräulein zurückkehrt. Haben Sie schon einige Vorkehrungen wegen des Baues meines Paradieses getroffen?“

„„Bereits hab' ich die vorzüglichsten Gewerbsleute in jedem Fache, dessen ich zu diesem Zwecke bedarf, eingeladen, um mit Ihnen Kontrakte abzuschließen. Ich rechne noch immer auf genügende Aktien.““

„An den nöthigen Summen fehlt es nicht, und sicher finde ich unter diesen Papieren wieder neue Aktien-Anträge.“

Das Durchlesen der übersendeten Briefe gewährte unserer Rosa ein herzliches Vergnügen.

Ueber manche mußte sie laut lachen. Vielleicht finden meine schönen Leserinnen manches Pikante in einigen, die ich hier wörtlich mittheile.

„Rosa von Jericho!

Ich bin Soldat, gerade aus, immer vorwärts. Sie gefallen mir besser, als die zehen schönsten Pariserinnen. Wenn Sie mich heirathen wollen, können Sie in 14 Tagen Reichsmarschallin seyn. Bitte um schleunige Antwort. H. v. T.“

„Deutsche Nachtigall!

Die Franzosen fangen französische Nachtigallen, Sie aber, deutsche Nachtigall, fangen die Franzosen. Ich fühle, daß es mir nahe steht, verrückt zu werden; Sie allein können mich von diesem Uebel befreien, wenn Sie mir nur die Hälfte der Liebe, die ich für Sie in meinem Herzen trage, als Gegenliebe schenken. Wenn Sie auch grausam genug seyn können, meine Liebe zu verschmähen, so geben Sie doch dem kleinen Andenken, das ich beizufügen wage, kein Körbchen.

M. v. D.“

„Engel!

Ich bete Sie an, wie eine Heilige, und habe als Sterblicher geringe Hoffnung, von Ihnen geliebt zu werden. Daß ich ſchon eine Frau habe, war mir nie fataler als gerade jetzt; ich würde ihnen ſonſt auf der Stelle meine Hand antragen. Wollen Sie aber als Geliebte mir angehören, ſo verfügen Sie jährlich über eine Summe von 50,000 Franken. Das anliegende Halsgehänge von Brillanten belieben Sie als das leuchtende Echo der himmliſchen Flammen Ihrer wunderſchönen Augen zu betrachten.“

K. F., ehemaliger
Generalfinanzpächter.

„Tyrann!

Niemand verdient mehr dieſen Titel, als gerade Sie. Iſt es nicht tyranniſch, einem Manne, der Sie niemals beleidigte, die Ruhe des Herzens, das höchſte Gut des Menſchen, auf ewig zu rauben? Das haben Sie gethan, und zwar mir. Macht Ihnen Ihr Gewiſſen keine Vorwürfe? Und dennoch finde ich es ſo ſüß, in Ihren Ketten zu liegen, daß ich Sie bitten muß, die beiliegende Anweiſung auf

20,000 Franken nicht als Lösegeld, sondern als Handgeld für die Fortdauer meines Sclavenstandes anzunehmen.“

G. v. N.

„Höheres Wesen!

Ich beschwöre Sie, mich nicht zu verrathen, ich wäre sonst verloren, und meine arme Mutter mit mir, die ich von meinem Gehalte ernähre! ich bin ein Page des Königs, noch nicht achtzehn Jahre alt, habe blonde Locken und blaue Augen, ein redliches Gemüth, und ein Herz voll glühender Liebe für Sie. Wohl weiß ich, daß ich hoffnungslos liebe, denn wie könnte ich armer Jüngling mich den großen Männern an die Seite stellen, die von Ihrer Schönheit bezaubert sind! Sie sind meine erste Liebe; fest wiederstand ich bisher allen Versuchungen; allein nun hat auch meine Stunde geschlagen. Die gerechte Furcht verschmähter Liebe nagt jetzt schon an meinem Herzen, und ich fühle, daß ich mich zu todt grämen werde. Sollte dieß geschehen, — vielleicht bald, — so trösten Sie meine unglückliche Mutter, die dann hülflos in der Welt

ſteht. Ihr edles Gemüth verbürgt mir die Erfüllung dieſer letzten Bitte auf der Welt. Dürfte ich es wagen, Ihnen perſönlich die ganze Größe meines Jammers zu klagen; dieß wäre Balſam für das brechende Herz

Ihres

L. v. B.“

„Armer Junge,“ ſprach Roſa mit thränenfeuchten Augen, „ſo grauſam kann ich nicht ſeyn. Ich will ihn ſehen, ſprechen, tröſten. Vielleicht gelingt es mir, ihn zu männlicher Faſſung zu ermuthigen; vielleicht kann ich auch die Lage ſeiner Mutter verbeſſern. Lerry, erinnern Sie mich an ihn; ich will ihn einladen, mich zu beſuchen.“

„Holde Roſa!

Ich bin der einzige und höchſt liederliche Sohn eines ſteinreichen Vaters, der von Allen, die ihn kennen, ſehr geachtet wird, und habe kein anderes Geſchäft, als die unerſchöpflichen Renten meines Vaters durchzujagen, was mir jedoch, ungeachtet meiner beharrlichen Beſtrebungen, durchaus nicht gelingen will. Es fehlt mir an einer Gehülfin, welche zu dieſem Be-

hafe Talent mit gutem Willen verbindet. Sie ſcheinen mir dieſe edlen Eigenſchaften zu beſitzen, und ich würde mich glücklich preiſen, wenn Sie mit mir in Compagnie treten möchten. Wir zwei könnten in Paris Furor machen; das will viel ſagen, da es in der Liederlichkeit hier wahre Matadore gibt. Ihr neues Geſchäft wäre übrigens nicht im mindeſten durch läſtige Verbindlichkeiten erſchwert; was die Treue betrifft, ſo muß ich Ihnen offen geſtehen, daß meine Firma dieſen Artikel gar nicht führt. Damit Sie aber wiſſen, wie viel es geſchlagen hat, ſo nehmen Sie dieſe mit Brillanten garnirte Uhr nach dem neueſten Geſchmacke zur freundlichen Erinnerung an

Ihren

A. P.«

„In der That ein ſehr origineller Lump, der eine liebenswürdige Meinung von mir zu haben ſcheint. Er verräth nicht die mindeſte Blödigkeit, und wird mich wahrſcheinlich mit einem Beſuche beehren, um nach der Uhr zu ſehen. Im Paradieſe mag er ſeine Renten deponiren,

wenn er sie auf keine flottere Art zu vergeuden weiß.“

„Angebetete!

Ich bin Offizier, doch meines Dienstes überdrüssig, weil ich im Vorrücken stets übergangen werde. Ihre Schönheit hat mich entzückt; in Europa kann ich Ihnen kein glänzendes Loos bieten, wollen Sie aber mit mir durchgehen, nach Südamerika zu Bolivars Fahnen, so mache ich Sie in einem halben Jahre zur Generalin. Auf der Reise singen Sie, und von der Einnahme leben wir. Eine Antwort, die ich mir bis morgen Mittags erbitte, trifft in der Vorstadt St. Germain Nr. 171

Ihren

D.“

„Das sind sehr weite Aussichten, glücklich zu werden. Doch das viele Lesen ermüdet mich; öffnen Sie die übrigen Briefe, Lerry, legen Sie die Geschenke bei Seite, entwerfen Sie mir aber ein Verzeichniß der freigebigen Spender, um denselben gelegenheitlich danken zu können. Halt, hier bemerke ich die Schriftzüge einer Damenhand; diesen Brief will ich noch lesen.

„Hochgefeierte Rosa!

Sie machen Aufsehen, wie ich merke; das ist auch meine schwache Seite, und in dieser Hinsicht scheinen unsere Herzen zu sympathisiren. Wir zwei, ich und Sie, sind unstreitig gegenwärtig die zwei interessantesten Damen in Paris. Beide streben wir nach Eroberungen; es wäre wirklich jammerschade, wenn Geschäftsneid uns trennen sollte! Vereinte Kräfte führen zum Siege. Die ersten Notabilitäten von Paris liegen täglich zu meinen Füßen; ich spiele mit Fürsten, wie die Kinder mit blanken Rechenpfennigen. Ich will Sie gerne einigen von diesen vorstellen, wenn Sie mich besuchen wollen, um Ihnen zu beweisen, daß ich keinen Vergleich scheue. Auch vermag ich alles bei einer erlauchten Person, und kann Sie in dieser Hinsicht bestens empfehlen, wenn Sie es wünschen. Es ist in meinem Hause Sitte, daß jede Person, die mich zum erstenmale besucht, von einem vornehmen Hausfreunde aufgeführt werden muß. Bewerben Sie sich daher um die Gnade von irgend einem jener einflußreichen Würdenträger, von denen ich Ihnen ein Ver-

zeichniß beilege, welches Ihnen zugleich dazu dienen soll, sich eine Uebersicht meiner Anbeter zu verschaffen. Auf künftige Freundschaft

Ihr

Lenchen.“

„„Ah, das ist ja die stadtbekannte Schauspielerin, von der Sie mich im Bazar für Damen eine sehr interessante Geschichte erzählen hörten! Das Briefchen ist zwar sehr arroganten Tones; allein dieß liegt schon in ihrem ganzen Wesen; Sie dürfen ihr's nicht verargen. Ich rathe Ihnen, die Bekanntschaft dieses Gänschens zu machen, wobei Sie sich nicht wenig unterhalten werden.““

„Sie haben ganz Recht, Lerry, man weiß nicht, wie man solche Personen zur rechten Zeit benützen kann. Ich hoffe sie auf dem Festballe zu sehen, den ich dem Theaterpersonal zu geben gedenke.“

„„Erst gestern hab' ich wieder an der Marschallstafel in St. Cloud ein Paar recht artige Stückchen von ihr vernommen. Ich weiß nicht, ob Sie geneigt sind, sie zu hören.““

„O ja, erzählen Sie nur!“

„Lenchen wurde vor Kurzem eingeladen, in Lyon Gastrollen zu spielen. Dieß erfuhr ein Major, der längst schon, und, was wirklich zu verwundern ist, vergebens um ihre Gunst buhlte, obgleich sie sonst nicht zu den Unerbittlichen gehört. Sein Reitknecht, der Geliebte des Kammermädchens dieser Schauspielerin, brachte heraus, daß sie in Auxere übernachten würde, wo sie bereits ein Zimmer für sich bestellt habe. Da dieser Ort sehr häufig besucht wird, und sich nicht selten der Fall ereignet, daß Reisende aus Mangel an Platz die Fahrt wieder fortsetzen müssen, so war der Major so klug, sich augenblicklich in dem nämlichen Gasthofe für die bestimmte Uebernachtung gleichfalls ein Zimmer zu bestellen.

Der Major, von jeder Bewegung in Lenchens Hause genau unterrichtet, fuhr eine halbe Stunde vor ihr zu den Barrieren mit Extrapostpferden hinaus, und kam glücklich in Auxere an, wo er von seinem bestellten Zimmer ganz bequem Gebrauch machte. Er legte seine Uniform ab, zog einen Pelsrock als Nachtkleid an, setzte eine buntfarbige seidene Schlafmütze

auf, und rauchte ganz gemüthlich sein Pfeifchen zum Fenster hinaus, welches eine weite Fernschau auf die Landstraße, die nach Paris führte, bot.

Bevor eine Stunde verging, kam Lenchen mit dem Kammermädchen angefahren, stieg aus ihrem Wagen, ließ sich in den Speisesaal führen, und verlangte eilig ein Nachtessen, indem sie sich müde fühle, und nach Ruhe sehne.

Als sie mit dem größten Appetite einen Capaun verzehrt und eine Bouteille Champagner, ihr Lieblingsgetränk, ausgestochen hatte, begehrte sie in ihr Zimmer geführt zu werden. Der Wirth war in keiner geringen Verlegenheit, als er sich besann, daß er — aus Irrthum oder Gewinnsucht, was ich nicht mit Bestimmtheit behaupten kann, — Lenchens Zimmer auch dem Major eingeräumt habe.

Nun aber goß Lenchen eine Fluth von Verwünschungen über den Wirth aus, und erklärte, um jeden Preis von ihrem Zimmer Gebrauch zu machen. Vergebens suchte sie dieser durch den Antrag zu beruhigen, ihr sein eigenes Zimmer abzutreten; sie bestand auf ihrem

Verlangen, und drohte, es mit bewaffneter Gewalt in Beſitz zu nehmen, wenn der gegenwärtige Beſitzer ſich erfrechen ſollte, Widerſtand zu leiſten.

Sie zog alſo einen kleinen Theaterdolch aus ihrem Buſen, befahl dem Kammermädchen, ihr mit der Nachttaſche zu folgen, welche ihr Negligé enthielt, und trat trotzig in das Zimmer des Majors.

Wie erſtaunte ſie nun, als ſie erſt den Feind von Angeſicht zu Angeſicht ſchaute, den Räuber ihres Zimmers.

Dem Kammermädchen befehlend, ihr Reiſegeräth nur gleich auf den Tiſch zu legen, begann Lenchen ein förmliches Verhör mit dem Major.

„Wie kommen Sie in dieß Zimmer?“

„„Ueber die Treppe herauf.““

„Das iſt eine ſehr unartige Antwort.“

„Aber ſehr natürlich.“

„„Wiſſen Sie, das dieß mein Zimmer iſt?““

„In der That, das iſt mir etwas ganz Neues; ich habe das Zimmer beſtellt, und daher nur von meinem guten Rechte Gebrauch gemacht.“

„„Auch ich hab' es bestellt, und hoffe, Sie werden so galant seyn, es zu verlassen.““

„„Wie? Ich soll das Zimmer räumen? Das fiele mir nicht im Traume ein, und jetzt um so weniger, da es von einer so schönen Dame betreten ist.“

„„Es ist also Ihr voller Ernst, hier zu bleiben?““

„Auf Ehre!“

„„Gut! Ich bleibe auch da!““

„Das ist mir um so angenehmer. Darf ich so frei seyn, Sie mit Champagner zu bewirthen?“

„„Spotten Sie nicht! Ich werde mich sogleich in dieß Bett legen.““

„Nach Belieben; ich lege mich auch gleich hinein.“

„„Das möcht' ich doch auch sehen!““

„Das werden Sie auch sehen!“

„„So weit, hoffe ich, sollen Sie Ihre Unverschämtheit nicht treiben. Antoinette, zieh mich aus!““

„Es schickt sich nicht, daß ich meinen Reit-

knecht rufe, um mich zu entkleiden; ich muß dieß Geschäft schon allein besorgen.“

„„Himmel, was treiben Sie?““

„Ey, ich werde mich doch nicht sammt den Kleidern ins Bett legen.“

„„Treiben Sie die Sache nicht aufs Aeußerste; ich könnte mich sonst an Ihnen vergreifen!““

„Wer hindert mich, es dann eben so zu machen?“

„„Ich!““

„Das wollen wir sehen!“

„„Antoinette, such dir nur ein Plätzchen zur nächtlichen Ruhe; ich brauche dich heute nicht mehr; mit dem Herrn Major will ich schon allein fertig werden.““

„Welch ein Muth!“

„„Da lieg ich schon!““

„Ich auch!“

Leuchen stieß einen Theaterschrei aus, den aber Antoinette nicht mehr hörte, welche durch des Reitknechts zärtliche Sorgfalt ein leidliches Unterkommen fand.

Gleich jungen zürnenden Ehepärchen, welche

sich nach einer Gardinenpredigt versöhnen, lagen die beiden feindlichen Mächte neben einander, und unterhandelten zuerst über die Grenzberichtigung, dann schlossen sie einen ewigen Frieden vor dem Waffenstillstande, der erst vermittelt wurde, als die Sonne um 10 Uhr Morgens die müden Schlummernden in's Leben rief. Diese Allianz hat fast drei Monate gedauert, bis andere Verhältnisse dazwischen kamen; denn alles in der Natur unterliegt einem ewigen Wechsel."

Rosa fand diese kurze Erzählung recht artig, und wünschte auch die zweite zu hören.

„Diese ist eigentlich sehr kurz," begann Lerry, „aber sehr bezeichnend, weil sie den Charakter dieses Mädchens schildert.

Lenchen erhält sehr häufig Geschenke von den jungen Cavalieren, welche den ganzen Tag hindurch nichts anderes zu thun haben, als zu ihren Füßen zu liegen, und über ihre Schönheit und Kunst den Weihrauch in dichten Wolken zu verbreiten.

Bisweilen bleiben aber solche Geschenke so lange aus, daß Lenchen sich ungemein

darnach sehnt. Besonders angenehm sind sie ihr, wenn sie nach Beendigung einer dankbaren Rolle mit zärtlich huldigenden Briefchen in die Garderobe gebracht werden, um dann das Vergnügen zu genießen, sich am Neide der Uebrigen nach Herzenslust weiden zu können.

Eines Abends eilte Lenchen nach einer Rolle, in welcher sie zweimal gerufen wurde, in die Garderobe, und warf sich, anscheinend ganz erschöpft, in einen Stuhl. Einige Anbeter, welche an jedem Abende, wo sie auf der Bühne beschäftigt ist, an den Coulissen kleben, reichten ihr wohlriechendes Wasser, boten Eis, Punsch und Confekt, und stöhnten das innigste Mitleiden, als ob sie eben sterben wollte.

Plötzlich bringt die Hausmeisterin eine so eben von einem Bedienten in prächtiger Livree überbrachte, an Lenchen adressirte Schachtel. Sie ergreift sie, um den Inhalt zu besehen, fühlt sich aber zu schwach, reicht die Schachtel ihrer Schwester und spricht: „Oeffne sie, und sag, was darin liegt.“

Mit Hülfe der neugierigen Anbeter wird die wohl verwahrte Schachtel geöffnet, und ein nach

Moschus duftendes Briefchen herausgezogen, also lautend:

„Unvergleichliche Künstlerin!

Erlassen Sie mir den Ausdruck meiner Bewunderung Ihres großartigen, seelenvollen Spieles in der heutigen Rolle; meine Worte sind hiefür zu schwach. Empfangen Sie das beiliegende kleine Geschenk als einen geringen Beweis der aufrichtigen Anerkennung Ihres brillanten Talentes, und bleiben sie auch ferner gewogen

Ihrem

unveränderlichen Verehrer

S**."

„Ach, diesen Herrn kenn' ich an seinem Style! Das ist der Fürst L**! Doch nein, auch der Prinz F** könnte es seyn. Gleich viel, diese Aufmerksamkeit schmeichelt mir, mag nun der Geber dieser oder jener seyn. Lassen Sie sehen!"

Ein vollständiger, sehr geschmackvoll gearbeiteter Schmuck von Amethisten ging nun von Hand zu Hand, und wurde allgemein bewundert.

Man muß die Theaterdamen kennen, um sich eine Vorstellung von der heimlichen Wuth zu machen, von welcher sie ergriffen werden, wenn eine unter ihnen auf solche Weise ausgezeichnet wird. Selbst zwischen den besten Freundinnen heißt es in einem solchen Falle: „bis hierher und nicht weiter," und die sich kurz zuvor herzlich umarmten, zerfetzen wechselseitig den letzten Rest ihres zweifelhaften Rufes.

Da ließen sich nun allerlei Stimmen vernehmen, theils leise, theils in die Ohren geflüstert, theils bittere, in den Honig der Schmeichelei getaucht.

„Bei der muß etwas solches nicht auffallend seyn!"

„„Das könnt ich auch haben, wenn ich wollte. Wer aber gibt, der will auch nehmen; ich lasse mir aber nichts nehmen.""

„Vogelleim ist's, weiter nichts!"

„„Oder eine Bezahlung in Waaren, statt mit baarem Gelde.""

„Vergönnt ihr's, sie hat's gewiß verdient!"

„„Es bleibt die Zeit nicht aus, wo diese Geschenke ausbleiben.""

„Mein Gott, man munkelt allerlei.“

„„Da esse ich doch lieber Kartoffel und schwarzes Brod, als daß ich ein solches Leben führen möchte.““

„Sebt Sie nur an, wie sie aussieht! An dieser Person ist doch gar kein guter Bissen.“

„„Wie man nur in gar nichts so vernarrt seyn kann!““

„Sie ist nun einmal in der Mode, und wer im Rohre sitzt, muß sich Pfeifen schneiden.“

„„Es dauert alles nur eine Weile; wir erleben es noch, daß keine Katze sie mehr anschaut.““

„Sieh nur einmal das hoffährtige Ding an; sie macht sich gar nicht viel daraus.“

„„Die da thäte auch besser, wenn sie ihre Strümpfe strickte, deren zerrissene Ferſen sie in die Schuhe steckt.““

„Oder wenn sie ihre schmutzigen Unterröcke wüsche.“

So ging's in einem Zuge fort, bis der Wagen kam, der Lenchen nach Hause führte.

Am andern Nachmittage las man dieses Ereigniß schon in mehreren Tagblättern, nebst

dem Briefchen, und die Journaliſten, welche Lenchen bisweilen an der Tafel fütterte, begleiteten die Nachricht mit den größten Lobeserhebungen. Unter den Beſuchen an dieſem Tage, welche das ſchöne Geſchenk zu ſehen wünſchten, befand ſich auch Lenchens Tante, eine Wittwe, die mit ihrer einzigen Tochter, Wilhelmine, einem ſittſamen Mädchen, in faſt dürftigen Umſtänden lebte. Lenchen konnte Wilhelmine nie recht ausſtehen, weil ſie ſich zu gut fühlte, um ihr den Hof zu machen, und durch Beſuche in ihrem Hauſe den eigenen guten Ruf nicht auf's Spiel ſetzen wollte.

Nachdem die Tante das ſchöne Geſchenk genügend bewundert hatte, ſagte Lenchen, Herzlichkeit heuchelnd, zu ihr:

„Apropos, liebe Tante, Sie müſſen den Schmuck doch Ihrer lieben Wilhelmine zeigen. Das Mädchen bekommt ſelten etwas ſo Schönes zu ſehen, und ich kenne ihr edles Herz, das ſich gewiß theilnehmend darüber freuen wird.“

Die Alte ging richtig in die Falle, hielt

dieſe Geſinnung für aufrichtig, packte den Schmuck in ihren Ridicül, und brachte ihn nach Hauſe, wo ſie der Tochter die Aeußerung Lenchens wörtlich erzählte.

„Du mußt den Schmuck ſelbſt zurückbringen, ſagte die Tante; ſo viel Aufmerkſamkeit verdient ſchon ein höfliches Benehmen.“

„Wilhelmine durchſchaute Lenchens Abſicht, ſie zu kränken, und der Wunſch, ſich einmal an ihr rächen zu können, iſt gewiß der tiefer verletzbaren weiblichen Natur verzeihlich. Sie betrachtete den Schmuck von allen Seiten, und gewahrte endlich in einer frei gearbeiteten durchbrochenen Roſe ein ganz kleines Papierchen, welchen das Zeichen des Meiſters, und den Verkaufspreis in Buchſtaben enthielt.

Vor wenigen Wochen hatte Wilhelmine zu einem Goldarbeiter eine Freundin begleitet, welche ſich bei demſelben goldene Ohrenringe gekauft hatte. Sie erinnerte ſich, an dieſen ein Papierchen mit den nämlichen Zeichen bemerkt, und über die Bedeutung mit der Freundin geſtritten zu haben. Weil nun Lenchen der Tante nur von einem Fürſten und von ei-

nem Prinzen, als Spendern des Geschenkes, gesprochen hatte, so wollte Wilhelmine sich wenigstens hierüber Gewißheit verschaffen.

Sie ging also mit dem Schmucke ohne weiters zu dem Goldarbeiter, bei dem er gekauft worden seyn mußte, und redete ihn also an:

„Mein lieber Herr Meister! Meine Base, die Schauspielerin Lenchen, läßt Sie freundlich grüßen, und Ihnen sagen, daß dieser Schmuck allgemeinen Beifall fand, und Ihre Kunst von Jedermann gerühmt worden ist. Da sich aber unter den anwesenden Cavalieren ein Streit über den Preis desselben erhoben, der sogar zu einer bedeutenden Wette führte, so läßt Lenchen Sie freundlich ersuchen, ihr ein Zeugniß in einigen Zeilen auszustellen, was er gekostet hat. Für Ihre Mühe sollen Sie, wenn es Ihnen gefällig ist, eine Flasche Wein mit ihr trinken.“

Lenchen hatte zwar dem Meister streng verboten, irgend Jemand zu sagen, daß sie den Schmuck bei ihm gekauft habe; allein der alte Mann meinte, da ihre eigene Base von der Sache schon unterrichtet schien, kein Geheim-

niß mehr daraus machen zu dürfen, handelte auch nicht gegen Lenchens Verbot, indem er es ihr nicht sagte, sondern sie es schon wußte, ergriff die Feder mit aller Bereitwilligkeit, und bezeugte: daß die Schauspielerin Lenchen gestern bei ihm einen Amethystenschmuck um baare 500 Franken gekauft habe.

Wilhelmine traf bei Lenchen eine galante Gesellschaft; die Schauspielerin empfing ihre Base mit einigem Hochmuthe, tadelte dieß und jenes an ihrem Anzuge, und als die faden Anbeter merkten, daß sie Gefallen daran finde, so stimmten sie in denselben Ton ein, worüber Lenchen herzlich lachen konnte.

Kaum vermochte die arme Wilhelmine die Thränen der Beschämung zu verhalten. Sie empfahl sich, sobald es die Schicklichkeit erlaubte, und begegnete auf dem Heimwege einem jungen Schriftsteller, Mitarbeiter bei einer der gelehrtesten Zeitschriften, der ihr schon seit langer Zeit nicht gleichgültig war.

Er bemerkte, daß sie mit dem Taschentuche die Thränen in ihren Augen troknete, und bezeigte ihr eine rührende Theilnahme. Seine

dringende Bitte, ihm den geheimen Kummer ihres Herzens zu entdecken, brachte sie zum Geständnisse, und der Jüngling ruhte nicht, bis das Zeugniß des Goldarbeiters in seinen Händen war.

„Ueberlassen sie mir die Wonne, Sie an dieser Närrin zu rächen, bat er triumphirend, und verschwand mit dem Zeugnisse.

Am andern Tage erschien in einem Tageblatt folgende

Widerlegung eines boshaften Gerüchtes.

Es hat sich das boshafte Gerücht verbreitet, daß die eben so liebenswürdige als talentvolle Schauspielerin Lenchen vorgestern nach der Darstellung einer schwierigen Rolle, wobei sie sich mit Ruhm bedeckte, in der Theatergarderobe einen kostbaren Schmuck im Werth von 5000 Franken, von einem jungen reichen Engländer als dankbare Gegengefälligkeit empfangen habe.

Aus Auftrag dieser in ihrem Privatleben völlig tadellosen Schauspielerin, wird von einigen Verehrern derselben hiemit das Zeugniß

öffentlich bekannt gemacht, aus welchem hervorgeht, daß Lenchen den erwähnten Schmuck keineswegs auf eine unredliche Weise erworben, sondern gegen Baarzahlung von 500 Franken selbst gekauft habe.“

Nun folgte das Zeugniß des Goldarbeiters, wörtlich abgedruckt. Daß diese Geschichte ein außerordentliches Aufsehen machte, und Lenchen von den schadenfrohen Theaterdamen erbärmlich ausgezischt wurde, läßt sich denken; ebenso die gränzenlose Wuth Lenchens gegen Wilhelmine und den überlistigen Goldarbeiter, dem sie die dunkelbraune Perrücke nicht wenig zerzauste.“

Rosa fand auch dieses Histörchen sehr amüsant, und freute sich darauf, die persönliche Bekanntschaft dieser interessanten Person zu machen.

„Man könnte über Lenchens Treiben ein großes Buch von vielen Bänden schreiben,“ bemerkte Lerry, „denn so wie irgend etwas recht Auffallendes in Paris geschieht, so darf man immer 10 gegen 1 wetten, daß sie gewiß dabei betheiligt ist. Würde ihr geheimer Ein-

fluß auf das Directorium des Theaters nicht so sehr gefürchtet, so liefe sie wohl bei mancher Probe oder Darstellung Gefahr, von dem durch sie sehr mißhandelten Kunstpersonal die übelste Begegnung zu erfahren.“

Der Präfekt.

Die H. v. B. sendete eine Einladung zur Mittagstafel; sie wurde angenommen.

Während Lerry bei den verschiedenen Banquiers, auf welche die Aktien-Anweisungen lauteten, vorfuhr, um die Gelder zum Beginn des Wunderbaues einzucassiren, ließ sich Rosa ankleiden, um vor der Tafel noch einige Visiten zu machen.

Eben wollte sie das Zimmer verlassen, um in den Wagen zu steigen, als ein Besuch nach dem andern sie daran hinderte.

Zuerst erschien ein Adjutant aus Auftrag des Fremden in der Nacht zu St. Cloud, um

sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, dann kam der Theater-Direktor, und bat sie, die Opern gefälligst zu bezeichnen, worin sie aufzutreten gedenke, um die nöthigen Proben ansetzen zu können. Zugleich sprach er von den Lobeserhebungen, die er von allen Seiten über ihren unvergleichlichen Gesang in St. Cloud vernommen habe, und welcher den kunstsinnigen Parisern einen unbezahlbaren Genuß verheiße.

Auch mehrere vornehme Damen erschienen, unter diesen eine ziemlich bejahrte Dame, welche in früher Jugend für eine vorzügliche Sängerin gegolten, und noch jetzt den Wahn nicht abgelegt hatte, daß ihre Stimme zu den besten gehöre. Ihre Eitelkeit ging so weit, daß sie in Rosa drang, ein Duett mit ihr zu singen. Theils aus angeborener Gutmüthigkeit, theils um sich einen Spaß zu machen, sang sie wirklich ein Duett mit der alten Kaffeemühle, und die Anwesenden applaudirten nach Kräften, während sie in die Lippen bissen, um nicht zu lachen.

Die alte Dame war außer sich vor Freude

über den Erfolg ihrer Kunst, und hörte nicht auf, Rosa zu umarmen, was dieser eben kein besonderes Vergnügen machte.

„Wir werden noch einmal miteinander singen, große Meisterin,“ sprach die Dame, „und zwar, wenn ich zu Ehren meines Sohnes, der heute im Conseil zum Präfekten ernannt wird, ein großes Fest veranstalte. Er heirathet eine Busenfreundin der H. v. B.; ja, solche Familienverhältnisse bringen die jungen Leute voran.“

Nicht ohne Bangigkeit erfuhr Rosa, daß hier von derselben Präfektur die Rede sey, welche ihr für Julius ** verheißen war.

Eine andere Dame meinte, sie müsse ihrer Sache schon sehr gewiß seyn, da der Prinz von A. sich für den Bruder seines ersten Adjutanten, welcher die Schwägerin des Conseil-Präsidenten heirathe, um diese Stelle als eine spezielle Gnade sich beworben habe; über diese Besorgniß lachte jedoch die adelige Sängerin, indem ihr Sohn das Dekret, so zu sagen, schon in der Tasche trage.

Endlich verloren sich die Besuche, und Rosa

trat an die Treppe, als ſich plötzlich ein hübſches junges Mädchen, reinlich aber ärmlich gekleidet, ihr weinend zu Füßen warf, und ſie mit aufgehobenen Händen um eine kurze Audienz bat.

„Stehen Sie auf, mein Kind,“ ſprach Roſa, „man muß vor Niemand knieen, als vor Gott; folgen Sie mir in mein Zimmer!“

„„Mein Unglück drückt mich zu Boden; ich kann nicht aufſtehen, ſo lange Sie mir nicht den Troſt geben, mir zu helfen.““

„Seyn Sie überzeugt, daß ich alles für Sie thun werde, was in meinen Kräften ſteht. Aber ſtehen Sie auf! Machen Sie kein ſolches Aufſehen!“

Das Mädchen folgte der Roſa in ihr Kabinet, und warf ſich hier wiederholt ſchluchzend zu ihren Füßen, ihre Knie krampfhaft umklammernd.

„Um Gotteswillen, faſſen Sie ſich doch! Was haben Sie denn? Nehmen Sie Platz neben mir, und ſprechen Sie, worin ich Ihnen gefällig ſeyn kann.“

Nur mit großer Mühe war das Mädchen

im Stande, die nöthige Gemüthsruhe zu finden, um folgendes zu erzählen:

„„Ich heiße Dorant, und bin die einzige Tochter eines Proviantmeisters in königlichen Diensten, der diesen Posten, welcher ihn, meine Mutter und mich kärglich ernähret, einer vieljährigen Anstrengung und der schwersten Strapatzen in Kriegszeiten zu verdanken hat.

Statt des alten Oberkriegskommissärs, welcher die Redlichkeit meines Vaters bei jeder Gelegenheit rühmte, und ihn den Uebrigen als Muster vorstellte, ist nun ein junger Mann in das Amt getreten, den ganz Paris als einen Wollüstling kennt, dem nichts zu heilig ist, um es seinen strafbaren Begierden zu opfern.

Seit vier Wochen verwaltet er diesen Posten. Anfangs zeichnete er meinen Vater vor Allen aus, lud ihn sehr oft zur Tafel, und übertrug ihm häufig höhere Geschäfte, welche Kenntnisse und Zutrauen erforderten.

Mein alter Vater schätzte sich sehr glücklich, einen so würdigen und freundlichen Vorstand erhalten zu haben, und bot allen seinen Kräften auf, obgleich er beständig kränkelt, die

größten Erwartungen von seinem Diensteifer noch zu übertreffen, so, daß uns bange ward, er möchte dadurch eine gefährliche Krankheit sich zuziehen. Er scheute jedoch nichts, in der Hoffnung, vorzurücken, und somit seiner Familie eine bessere Zukunft zu bereiten.

Der Oberkriegskommissär machte meiner schon bejahrten Mutter den Hof, und wußte durch schöne Worte und manche werthvolle Geschenke, womit er, wie er sich ausdrückte, nur die Verdienste des Vaters ehren wolle, dieselbe ganz für sich zu gewinnen.

Endlich rückte er immer näher mit seinen Absichten heraus, lobte mich und meine gute Erziehung, und äußerte, daß er sich sehr glücklich schätzen würde, dereinst eine solche Gattin an sein Herz zu drücken. Vor der Hand, äusserte er, verböten ihm gewisse Familienverhältnisse, die sich jedoch in kurzer Zeit ändern müßten, an eine solche Verbindung nach freier Wahl zu denken; sollte ihm jedoch ein so holdes Wesen, wie ich, ein liebevolles Vertrauen schenken bis zu jenem Zeitpunkte, so würde er dann als ein Mann von Ehre handeln, inzwi-

schen aber nicht bloß alles, was er besitze, mit dem geliebten Wesen theilen, sondern auch durch ein schriftliches Eheversprechen, so wie durch ein bedeutendes Vermächtniß für den möglichen Fall seines Todes, die Zukunft des Mädchens sicher stellen.

Meine verblendete Mutter war schwach genug, einem solchen Antrage ein geneigtes Ohr zu leihen, und suchte mich anfangs zur Annahme seiner reichen Geschenke zu bewegen, um mir, ihm gegenüber, Verbindlichkeiten aufzubürden.

Geradezu erklärte ich meiner Mutter, daß hinter diesen Anträgen nur die Verführung laure, und er mich verlassen und verhöhnen würde, sobald seine Lüste befriedigt wären. Allein ich predigte tauben Ohren, ja sogar Thätlichkeiten konnte ich nur durch die Drohung entgehen, alles meinem Vater zu entdecken, der von diesen Umtrieben gar keine Ahnung hatte.

Eines Morgens wurde mein Vater vom Oberkriegskommissär beauftragt, auf den benachbarten Dörfern eine große Menge Haber einzukaufen, wozu ihm fünf Tage festgesetzt waren.

In der zweiten Nacht lag ich, über alle diese Vorfälle nachsinnend, im Bette, weil ich Kopfschmerzen fühlte, und auf einem Stuhle neben mir spann meine Mutter. Ich vermied absichtlich, so oft sie auch das Gespräch darauf leiten wollte, von dem Oberkriegskommissär zu sprechen. Endlich klagte sie über Müdigkeit, stellte den Spinnrocken zur Seite, ging mit dem Wunsche einer guten Nacht zur Thüre hinaus, schloß diese, wie gewöhnlich, mit dem Schlüssel zu, und steckte diesen in die Tasche.

Ungefähr nach einer Stunde sank ich in einen leisen Schlummer, und träumte, mein Vater stehe vor meinem Bette, und lege seine Hand auf mein entblöstes Herz, indem er mir sagte: „Sophie, bleibe wie bisher stets der Tugend treu; dein alter Vater würde sich sonst zu todt grämen.“

Ich fühlte im Schlafe den Druck der Hand auf meinem Busen immer stärker, so daß ich zum Erwachen mich gedrängt fühlte, und es war mir, als würden auch andere Theile meines Körpers abwechselnd berührt.

Plötzlich umschlangen kräftige Arme meinen

Leib, ich lag nicht mehr allein, und meine Hände wurden ober meinem Haupte festgehalten. Ich erwachte vollends; Nacht war's um mich her; ein Bubenstück war der Vollendung nahe. Ich wollte schreien; ein Kissen flog auf meinen Mund. Da sendete mir der Himmel einen rettenden Zufall. Der Verführer und seine Gehülfin, — ach, mit Thränen gesteh' ich, daß meine Mutter sich dazu verleiten ließ, — hatten die Thüre nicht hinter sich verschlossen, aus Furcht, durch ein Geräusch sich zu verrathen; unser Joli, des Hauses redlicher Hüter, sprang in das Zimmer, und erhob ein durchdringendes Gebell, als ob Räuber eingebrochen wären.

Die Knechte des Magazins erwachten im Nebengebäude; Lichter gingen hin und wieder, und der Verführer so wie meine Mutter waren gezwungen, sich augenblicklich zu entfernen, um nicht entdeckt zu werden.

Am andern Morgen machte mir die Mutter die bittersten Vorwürfe, daß ich mein Glück mit Füßen stoße, und bat und drohte, ich sollte

ſchweigen, und meinem Vater nichts davon ſagen, den ich ſonſt in's Unglück ſtürzen würde.

Bald darauf kam auch der Oberkriegskommiſſär, bat mich um Verzeihung wegen ſeines Angriffes auf meine Ehre, wozu ihn nur der Wahnſinn der Liebe verleitet habe, und wiederholte ſeine frühern Anträge, die ich neuerdings verwarf, weil ſein ſchändliches Benehmen mich mit Entrüſtung erfüllt hatte.

„Wohlan," erwiederte der Elende, „Sie ſollen Ihren Starrſinn bald genug bereuen!"

Mit dieſen Worten eilte er aus dem Zimmer.

Der ganze Vorfall ging nach und nach in Vergeſſenheit über; der Oberkriegskommiſſär beſuchte fortan unſer Haus, war gegen mich ſehr artig, und erlaubte ſich nicht einmal ein zweideutiges Wort.

Eines Mittags erwarteten wir unſern Vater vergebens zum Eſſen, was uns um ſo mehr auffiel, als er ſonſt immer pünktlich erſchien.

Da ſtürzte eine Nachbarin mit der Schreckensbotſchaft ins Zimmer, der Vater ſey ſo eben von drei Soldaten gefeſſelt in das Gefängniß

abgeführt worden, weil er Amtsgelder unterſchlagen, und die Rechnung verfälſcht habe.

Meine Mutter ſchrie und heulte, ich fiel ohnmächtig auf einen Stuhl hin. Als ich mich wieder erholt hatte, eilte ich zu meinem Vater, und nur meinen dringenden Bitten gelang es, die Thüre ſeines Kerkers zu öffnen, und an ſeiner Bruſt zu erfahren, daß er unſchuldig ſey, und nur irgend ein ſchlechter Menſch ihm ſein Verderben bereitet habe.

Ich tröſtete ihn, und geſtand nun alles, was geſchehen war. Da fielen ihm die Schuppen von den Augen. Er ermahnte mich, wie im ahnungsvollen Traume, ſtandhaft zu bleiben, und den Ausgang der Sache Gott und ſeinem Rechte zu überlaſſen.

Zu den Füßen des Oberkriegskommiſſärs flehte ich um Rettung meines unſchuldigen Vaters. Lange Zeit blieb er unerbittlich, indem er betheuerte, daß er durch die Rettung deſſelben ſeine Amtspflicht verletzen würde. Endlich äußerte er, nur dann wolle er meine Bitte erfüllen, wenn ich ihm das ſchon ſo oft Verſagte gewähret hätte.

Der Himmel gab mir ein, um Bedenkzeit zu bitten, und ihm zu sagen, er möge Abends zwischen 7 und 8 Uhr mich besuchen. Der Mutter verschwieg ich diese Bestellung, bat aber zwei wackere Nachbarn, vor 7 Uhr zu mir zu kommen, um etwas Wichtiges zu erfahren.

Sie kamen; ich erzählte ihnen alles, und beschwor sie, sich in dem großen Schranke im Zimmer zu verstecken, wo die Futtersäcke aufbewahrt werden. Sie willigten ein.

Der Oberkriegskommissär erschien, ganz vergnügt, im Wahne, nahe am Ziele zu seyn. Ich ließ ihn seine Anträge erneuern, die er mit den Worten schloß: „Da hast du nun die Folgen deines Starrsinns; hättest du meinen Wünschen früher nachgegeben, so säße dein Vater jetzt nicht im Kerker; von dir hängt es noch jetzt ab, ihn wieder in Freiheit zu setzen; willst du nicht gleich auf der Stelle mir zu Willen seyn, so spaziert dein Vater in wenigen Wochen gebrandmarkt auf die Galeere; kein Gott kann ihn vor diesem Loose bewahren.“

Natürlich wieß ich seine Anträge wie früher zurück, und wuthentbrannt verließ er mich.

Zwar können nun zwei redliche Männer die Argliſt des Oberkriegskommiſſärs eidlich bezeugen; allein es wird ihm gelingen, ihre Ausſagen durch den Vorwand einer Prüfung meiner Tugend fruchtlos zu machen, indem die Unterſchlagung der Amtsgelder und die Verfälſchung der Rechnung immer hinreichende Anklagspunkte gegen meinen Vater ſind, und es mir unmöglich ſcheint, das Verbrechen meiner Mutter als Gehülfin des Verführers den Gerichten anzuzeigen, welche Beweiſe gegen ſie wäre ich aufzuſtellen im Stande? Keine!

Ganz Paris iſt voll von dem Rufe der Huld, womit der König Sie auszeichnet, gnädige Frau! Er allein vermag meinen Vater gegen das Verfahren des Oberkriegskommiſſärs zu ſchützen, welcher ſehr mächtige Gönner und Freunde hat.

Auf meinen Knieen bitte ich Sie nun, gnädige Frau, ſich meines armen unglücklichen Vaters anzunehmen, deſſen Unſchuld eben ſo gewiß iſt, als jedes Wort, das ich zu Ihnen ſprach, ſo wahr mir Gott helfe in meiner letzten Stunde!“

„„Ihre Erzählung hat mich tief gerührt, Mademoiselle; indeſſen muß ich Ihnen offen geſtehen, daß die Hülfe ſchwer ſeyn wird; ich will es jedoch verſuchen. Bringen Sie morgen Nachmittag um drei Uhr die beiden Zeugen mit, dann wollen wir ſehen, was zu Ihrem Beſten geſchehen kann.““

Sie umarmte das Mädchen, drang ihr eine Handvoll Dukaten auf, und fuhr dann unverzüglich zur H. v. B.

Dort waren der Salon und die anſtoßenden Gemächer ſchon von Gäſten überfüllt, die ſich bunt durcheinander trieben. Verſchiedene Gruppen bildeten ſich nach allen Richtungen; die Herren ſprachen vom Kriege und Avancement, von den Faktionen in beiden Kammern, die jüngern aber von der Schönheit Roſa's und ihrem baldigen Gaſtſpiele, die Damen von der neueſten Mode, vom Theater, von Bällen und von den tauſend Kleinigkeiten, welche weibliche Herzen zu intereſſiren vermögen. Nur der Präſident des Conſeils wurde erwartet, um das Diner zu beginnen; die Staatsrathsſitzung hielt ihn ſo lange zurück.

Die erste Dame, von welcher Rosa bemerkt wurde, war das Fräulein v. M*, welche ihre Besorgniß über den Ausgang der Präfekten-ernennung der theilnehmenden Schwester mittheilte. Rosa tröstete sie, unbedingt auf das erhaltene, entscheidende Wort bauend.

„Was gab Ihnen der Präsident zur Antwort, als sie ihm den Ausdruck des höhern Willens vorlegten?"

„„Er versprach, das Dekret dem Könige vorzulegen, müsse jedoch pflichtgemäß die Namen derjenigen nennen, welche ältere Ansprüche darauf hätten; inzwischen dürfe ich unter den obwaltenden guten Umständen keineswegs meiner guten Hoffnung entsagen."

„Ah, das ist schön, daß ich Sie hier finde," rief Talleyrand freundlich der Rosa zu. „Wie gut ist es doch, wenn man keinen Kopf hat, oder wenigstens keinen solchen, über welchen die Regierung verfügen mag, so kann man nach Belieben den Damen die Cour machen. Apropos, ist es wahr, daß sie durchgehen wollen?"

„„Wie so?""

„Mein Banquier ließ bei mir anfragen, ob ich nicht Goldstücke vorräthig habe; er müsse eine bedeutende Zahlung an Sie machen."

„„Er hat Ihnen die Wahrheit gesagt, Monseigneur. Diese Summe ist ein Vorschuß zum Bau des Paradieses, womit ich den Parisern ein Andenken hinterlassen will.""

„Recht so, und Sie bezahlen die Kosten mit neuen Souveraind'or, die in St. Cloud geprägt wurden."

Mit dem ihm eigenthümlichen Blicke der Ironie wendete er sich von ihr ab, und neckte wieder andere Damen.

Der Staatsminister der Armee unterhielt sich nach ihm mit Rosa sehr vertraulich. Während sie mit einander sprachen, bemerkte sie, daß ein hübscher junger Mann in glänzender Uniform sie aufmerksam betrachtete. Der Minister gewahrte ihre Zerstreuung, und fragte, ob sie diesen Herrn kenne. Sie verneinte es.

„Das ist der Oberkriegskommissär v. G., ein junger Mann von ausgezeichneter Brauchbarkeit."

„„Der nämliche, unter welchem der Proviantmeiſter Dorant dient?““

„Derſelbe, ſo viel ich mich erinnere. Kennen Sie dieſen Dorant?“

„„Nur ſeine Tochter, ein recht braves Mädchen.““

Während Roſa mit dem Miniſter ſprach, behielt ſie den Oberkriegskommiſſär beſtändig im Auge, damit er merken ſolte, daß von ihm die Rede ſey, weil ſie bereits einen Plan erſonnen hatte, dieſen Augenblick zu Gunſten des armen Mädchens zu benützen.

Abſichtlich verlängerte ſie die Unterredung mit dem Miniſter, um derſelben einen Schein von Wichtigkeit zu geben.

In den großen Salons wechſeln die Unterhaltungen ohne Etiquette; man ſpricht miteinander, und verläßt ſich wieder, wie man eben will.

Roſa näherte ſich dem Oberkriegskommiſſär, und ſprach:

„So eben war von Ihnen die Rede.“

„„Das hab' ich mir gedacht, und ich ſchätze

mich sehr glücklich, daß eine so schöne Dame von mir gesprochen hat.""

„Sehr galant! Ihre Person interessirte mich; ich fragte den Minister nach Ihrem Namen. Er rühmte Ihre Talente, bedauerte aber, daß ein Vorfall ihn nöthigen werde, Ihnen seine Gunst zu entziehen."

„„Wär' es möglich?""

„Er sagte, es sey ihm die Anzeige gemacht worden, daß Sie durch einen vertrauten Untergebenen dem Proviantmeister Dorant Amtsgelder entwenden, und die Rechnung verfälschen ließen, aus Gründen, die ihm jetzt noch unbekannt seyen. Der hiezu Verleitete soll vor zwei Zeugen die Sache bereits eidlich ausgesagt haben. Er wolle nun eine Untersuchung einleiten, die schon morgen, wahrscheinlich mit Ihrer Verhaftung beginnen werde."

Der Oberkriegskommissär erbleichte, und wußte sich kaum zu fassen.

„„Meine Einschreitung in dieser Sache geschah pflichtmäßig in Folge einer Anzeige; sollte irgend ein Elender auf meinen Sturz sinnen?""

„Sehr wahrscheinlich!"

„„Aber mein Gott, was kann ich thun, um den vielen Verdrießlichkeiten zu begegnen, die mir drohen, obgleich ich unschuldig bin?““

„Sie müssen zuvorkommen. Entlassen Sie den Dorant sogleich seiner Haft, und schicken Sie denjenigen, auf welchen Ihr Verdacht dieses Bubenstücks fällt, in den Arrest; nach dem Diner untersuchen Sie dann die Sache selbst; ist Dorant unschuldig, was auch der Minister vermuthet, so stellen Sie ihm ein Unschulds-Attest aus, und lassen Sie ihn um einen Grad vorrücken, zur Genugthuung für erlittenes Unrecht.“

„„Sie haben mir den möglichen Ausweg gezeigt; ich will heute noch Ihrem Rathe folgen.““

„Keine Verzögerung! Im Kabinette des Sekretärs der H. v. B. können Sie gleich jetzt mit wenigen Zeilen die Freilassung des Dorant, und die Verhaftung des schlechten Menschen anordnen. In so wichtigen Fällen darf keine Minute versäumt werden.“

„„Gut, ich folge Ihnen. Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihre freundliche

Mittheilung, und meine Bitte um die strengste Verschwiegenheit.“ “

„Verlassen Sie sich darauf!“

Durch diesen vom Zufall begünstigten Handstreich gelang es unserer Rosa, den Dorant nicht bloß zu retten, sondern selbst zu befördern; den Strafbaren ließ der Oberkriegskommissär nach einigen Wochen wieder frei, hielt aber seine heiligsten Betheurungen, vor Niemand eine Aussage gemacht zu haben, für gewöhnliches Läugnen in solchen Fällen, und entzog ihm immer sein Vertrauen. Nie wieder wagte er es, der jungen Dorant entehrende Anträge zu machen, aus Furcht, der Minister könnte es erfahren, und als am andern Tage das edle Mädchen mit Freudenthränen die Befreiung ihres Vaters meldete, genoß Rosa einen seligen Augenblick in dem Bewußtseyn, eine schöne That vollbracht zu haben.

Die H. v. B. umarmte Rosa mit schwesterlicher Innigkeit; kein Zug eines geheimen Grolles war in ihrem Antlitze zu bemerken. Mehrere Damen und Herren gesellten sich zu ihnen, und das lange Ausbleiben des Präsi-

denten beschäftigte ihre Vermuthungen. Darin kamen Alle überein, daß die Wahl des Präfekten Ursache dieser Zögerung seyn müsse. Jede von den anwesenden Personen äußerte unverholen ihre Hoffnung, daß die Wahl nach ihren Wünschen werde geschehen seyn, und man erschöpfte alle Namen, die nur irgend eine entfernte Wahrscheinlichkeit des Sieges darboten.

Rosa ergötzte sich schweigend an dem Wechsel dieser Ansichten, an der innern Angst, welche sich deutlich in den Zügen ausprägte, und war doch selbst von einer geheimen Beklommenheit nicht ganz frei. Das Fräulein v. M* neben ihr wurde bald roth, bald bleich, je nachdem die Zuversicht der Andern stieg oder fiel.

Endlich rauschte der laute Ruf durch die Versammlung: Der Präsident kommt.

Man hätte glauben sollen, ein Engel des Himmels erschien, so drängten sich Alle ihm entgegen, die Betheiligten voran. Er konnte kaum die übliche Begrüßung anbringen; Alle bestürmten ihn nur mit der Frage: „Wer ist Präfekt geworden?“

Nicht so neugierig, liebe Kinder, Ihr werdet es früh genug erfahren. Gebt Euch aber ja keine Mühe, zu rathen, wer der Glückliche sey; ich glaube, wir ständen nach Jahr und Tag auch noch beisammen, ohne ihn errathen zu haben. Ihr dürft mir's glauben, daß ich alles gethan habe, um der Verwendung einer Jeden Ehre zu machen, die mich dazu aufforderte, und Ihr wißt doch, daß es keine Kleinigkeit ist, den Anforderungen der Damen zu genügen. Aber von Allen, die auf meiner Liste standen, ist es Keiner geworden. Nur zwei Damen sind unter Euch, die mit Glück rathen könnten; Sie z. B., Fräulein v. M*."

Das Fräulein wurde von einer Purpurröthe übergossen.

„Nun, nun, verrathen Sie sich nur nicht gleich, damit nicht die ganze Gesellschaft Sie für die liebenswürdige Braut des neuen Präfekten halte."

Braut? Braut? riefen verwundert alle Stimmen.

„Oder ist es vielleicht Ihnen gefällig, das Räthsel dieser Ernennung zu lösen, holde R o-

ſa? Vielleicht ſind Sie die Einzige, die den rechten Schlüſſel dazu hat. Was gilt's, wenn Sie ſprechen möchten, Sie würden bald der peinlichen Ungewißheit dieſer Damen ein Ende, aber kein erfreuliches, machen können?"

„„Ich weiß nicht einmal, wovon die Rede iſt. Wenn ſich's von der Wahl eines Sängers handelt, könnte ich mein Gutachten abgeben; aber wie ein Präfekt beſchaffen ſeyn müſſe, damit er entſpreche, iſt mir etwas völlig Unbekanntes.""

Der Präſident wurde auf's Aeußerſte gepeinigt, den Glücklichen zu nennen, denn die betheiligten Damen ſtanden auf Kohlen; allein er blieb unerbittlich, und verwies ſie auf den Moniteur, worin am nächſten Tage der gewünſchte Name ſtehen würde. Selbſt der H. v. B., welche ihn dringend erſuchte, ihr den neuen Präfekten zu nennen, ſagte er lächelnd: „ſie müſſe ſich unmittelbar an den König wenden, der dieſe Sache zum Geheimniß erhoben habe."

Plötzlich wurde ein Adjutant Seiner Majeſtät gemeldet, welcher Roſa aus allerhöchſtem

Auftrage zu sprechen wünsche. Er wurde sogleich vorgelassen, und überbrachte ein Schreiben. Sie trat seitwärts an ein Fenster, entfaltete das Schreiben, und las die Worte:

„Es freut mich sehr, daß Julius ** die erledigte Präfektenstelle erhalten hat, und ich glaube Ihnen ein Vergnügen zu bereiten durch die Bitte, das anliegende Ernennungsdekret dem Fräulein v. M* mit meinem Glückswunsche zu überreichen."

&c. &c.

Rosa fühlte wohl, daß sie nun in einer Verlegenheit sich befinde, der sie nicht entgehen konnte, weil alle Augen auf sie und das Schreiben gerichtet waren. Gerne hätte sie der H. v. B. den ehrenvollen Vollzug überlassen; allein sie war nun einmal dazu beauftragt, und somit mußte jede andere Rücksicht schweigen. Mit aller Bescheidenheit, alles Aufsehen vermeidend, näherte sie sich der H. v. B., übergab ihr das Schreiben zur Einsicht, und bat um ihre Beistimmung, dem Fräulein von M* das Dekret einhändigen zu dürfen. Diese zarte Form des Benehmens versöhnte einigermaßen

die H. v. B. mit der getroffenen Wahl, bei welcher doch irgend ein mächtigerer Einfluß als der ihrige eingewirkt haben mußte, den sie auch sogleich errieth.

Mit gewohnter Verstellung bewilligte sie augenblicklich Rosa's Bitte, welche das Fräulein auf die Stirne küßte, und der Hocherfreuten das Dekret überreichte.

Die übrigen Damen bestürmten nun das Fräulein mit den herzlichsten Glückwünschen, und betheuerten ihr, daß sie keine größere Freude genossen hätten, wenn selbst die Wahl nach ihren eigenen Erwartungen geschehen wäre. Das nennt man Hofton, Weltklugheit, Politik! Man scheint Jedermanns Freund, und schlägt zugleich Jedermann ein Bein unter. Honig auf den Lippen, Gift im Herzen; das ist der Welt Brauch.

Unter allen Damen fühlte sich die H. v. B. am schmerzlichsten betroffen. Ihr mächtiger Einfluß hatte bei dieser Gelegenheit einen empfindlichen Stoß erlitten. Sie zerbrach sich den Kopf darüber, aus welcher Donnerhöhe dieser Blitz entsendet wurde. Das Mittagsmahl war

äußerſt glänzend, und die H. v. B. gab dabei einen ſeltenen Beweis weiblicher Selbſtbeherrſchung, indem ſie einen Toaſt auf das Wohl des neuen Präfekten und ſeiner ſchönen Braut ausbrachte.

Frühere Zeiten.

Roſa, die ſich von den Ereigniſſen des Tages und von den Empfindungen mancher Art, die dabei unvermeidlich ſind, ergriffen und ſelbſt etwas unwohl fühlte, zog ſich am Abende in ihr Kabinet zurück, anſtatt die Oper oder das Schauſpiel zu beſuchen. Lerry ſaß ihr gegenüber, und ließ ſich die Leckerbiſſen trefflich ſchmecken, von denen Roſa nichts berührte.

„Was ſpricht man in Paris von mir, Lerry?“ fragte Roſa.

„„Alles Mögliche!““

„Wie ſo?“

„„Sie haben ſo viel Aufſehen gemacht, daß alle Salons allarmirt ſind.““

„Wodurch?“

„„Durch die Geschichte mit dem Präfekten. Davon hätten Sie mich früher in Kenntniß setzen sollen, ich würde in Wetten bedeutende Summen gewonnen haben.““

„Ich werde wohl die Taxe des Dekretes mit meinem Rufe bezahlen müssen.“

„„Ganz gewiß. Doch dieß hat in Paris nichts zu sagen, wenn man nur etwas gilt und durchsetzt.““

„Wie erklärten sich denn die Leute diese Präfekten-Wahl?“

„„Sehr einfach und natürlich. Darf ich die Wahrheit sagen?““

„Wie immer!“

„„Es hieß, Sie hätten in St. Cloud eine erlauchte Person bezaubert, und als Maitresse derselben, — Sie verzeihen diesen Ausdruck, — einen förmlichen Kontrakt unterzeichnet, der Ihnen den ersten Einfluß am Hofe verbürge.““

„Charmant!“

„„Man will sogar die verschiedenen Punkte des Kontraktes genau kennen, —““

„In der That, diese Personen wissen mehr

als ich selbst; ich weiß nichts von einem Kontrakte.“

„„— und ärgert sich besonders über jenen Punkt, wo Sie sich bedingen, die Einzige zu seyn, und keine Nebenbuhlerin zu haben, weil es Viele giebt, welche, an untergeordnete Rollen gewöhnt, auch als dritte und vierte Liebhaberin noch gerne Vortheile zögen.““

„Das ist zu viel! Es scheint, daß man in Paris die Ehre der Damen so leicht abschneide, wie einen Faden, und begreife sehr wohl, warum es unter den vornehmen Damen so wenige Tugendhafte giebt; denn wo man schon nach dem Scheine verurtheilt wird, ist es lockend, wirklich zu seyn, wofür man gehalten wird, und man hat obendrein die Feier des Erndtefestes. Ich habe Ihnen mein Vertrauen geschenkt, Lerry, weil ich Sie desselben würdig halte; daher nehme ich keinen Anstand, Ihnen mein Abenteuer in St. Cloud getreu zu erzählen; Sie können mir vielleicht manchen nöthigen Wink und Aufschluß geben.“

Rosa machte nun eine ausführliche Schil-

berung deſſen, was ihr in St. Cloud wieder-fahren war.

Lerry erwiederte:

„Sie finden mich minder erſtaunt, als Sie es vielleicht erwarten; allein ich habe ſchon Dinge hier erlebt, die allen Glauben überſteigen. Nur über die Freigebigkeit des Fremden, der Sie in der Nacht beſuchte, könnte ich wohl mich verwundern, weil ich weiß, daß er in ſeinen jüngern Jahren in dieſer Beziehung als ein wahrer Fils bekannt war; ich will ihn S* nennen, wenn ich Ihnen einige Hiſtörchen aus jener Zeit mittheile, womit Sie ihn gelegenheitlich necken können. Dieſe Verwunderung wäre aber jetzt nicht mehr an der rechten Stelle, ſeitdem die Verſchwendungen bekannt ſind, wozu ihn die Thorheiten der Liebe hinreißen.

Noch eins, bevor ich mein Hiſtörchen von dieſem S* auftiſche.

Sie werden ſich gütigſt erinnern, meine holde Gebieterin, daß Sie mir, als Sie mich zu Ihrem Secretär, Geheimenrath und Miniſter des Innern ernannten, die übermenſchliche

Aufgabe machten, Ihre jungfräuliche Reinheit mitten im Genusse zu bewahren. Es scheint, Sie wollten mir durch einen Versuch zuvorkommen, indem Sie sich gerade zur rechten Zeit von Marien ablösen ließen. Allein nicht Jeder möchte sich so leicht täuschen lassen, wie S*. Ihr Gedanke war glücklich, vom Drange des Augenblickes eingegeben, und helfend in der höchsten Noth. Im Grunde hätt' es vielleicht gar nicht Noth gethan; denn unter einem S* scheint mir die Tugend der reinsten Jungfrau sicher; die Natur hat wohl in solchen Fällen gar oft schon mit mütterlicher Sorgfalt alle nachtheiligen Eindrücke verhindert; inzwischen muß etwas Geniales auf alle ersinnlichen Fälle passen. Mit dem stolzen, triumphirenden Bewußtseyn eines Newton, als er das Gesetz von dem Streben der Körper nach dem Mittelpunkte der Erde ersann, kann ich Ihnen verkünden, daß ich jene schwere Aufgabe glücklich gelöset, und den Zaubergürtel der unzerstörbaren Keuschheit erfunden habe. Erlauben Sie mir jedoch, dieses Geheimniß bis zur Vollendung Ihres neunfachen Himmels

unter neunfachen Siegeln bewahren zu dürfen. Diese Erfindung soll für Sie ein Saugwerk werden, welches alle Goldbörsen der genußsüchtigen Pariser leert, und sie zu Thoren machen soll, welche in Seligkeiten zu schwelgen wähnen. Hätten Sie einen Verdienstorden zu verleihen, hohe Gebieterin, Sie würden mir das Großkreuz über die Schultern hängen; allein groß genug ist mir Ihre Zufriedenheit, Ihr Wohlwollen, und weil ich gerne theile, überlasse ich den Zahlenden das Kreuz, an welchem sie schwer genug werden zu tragen haben."

„„Ey, mein lieber Lerry, Sie sind für mich jene Henne, welche für mich goldene Eier legt; da ich aber viel Geduld habe, und auch etwas klug bin, so werd' ich mich wohl hüten, Ihnen, wie jene Geizige in der Fabel der Henne that, den Bauch aufschneiden. Vergessen Sie aber im Jubel ihrer Erfindung die Geschichtchen von S* nicht; wenn ich solche Geheimnisse weiß, so kann ich zur rechten Zeit mit Vortheil Anspielung machen.""

„Selten haben sich Kinder von hoher Ge-

burt einer guten Erziehung zu erfreuen. Sie erhalten zwar Lehren von allen Fächern des menschlichen Wissens, aber aus jedem Munde vernehmen sie nur Schmeicheleien, wodurch sie zu dem Wahne verführt werden, als seyen sie aus einem bessern und edlern Stoffe erschaffen, als andere Menschen, und würden sie nicht bisweilen durch Krankheiten und Sterbefälle irre gemacht, so müßten wir sie bald als Halbgötter verehren.“

Es kommt sehr viel darauf an, wie das Gemüth des Kindes in der Jugend ausgebildet wird; die jugendlichen Eindrücke haben eine ätzende Kraft. Daher kommt es, daß so selten wahrhaft große Männer, von tugendhaften Gesinnungen, auf den Thronen sitzen. Sie lernen die Menschen, über welche sie dereinst herrschen sollen, nur durch die Brillen heuchlerischer Pfaffen und ränkesüchtiger Hofmeister kennen, und wenn die Zeit kommt, die Zügel der Herrschaft mit kräftiger Hand zu fassen, üben Maitressen und ränkevolle Minister über solche Schwächlinge eine despotische Macht aus. Unter solchen Einflüssen, durch Jesuitenlüste

ſchon als Knabe entnervt, trat S* in das Jünglingsalter. Eine ungezügelte Neigung zur Jagd wechſelte mit der Jagd auf hübſche Mädchen, und es fehlte nicht an willigen Helfershelfern und Kupplern, die ihm täglich das zweibeinige Wild in das Garn trieben, das er mit dem Roſenkranze in der Taſche erlegte.

Unter den Tänzerinnen, welche damals die Pariſer entzückten, war Demoiſelle Dorville die intereſſanteſte, ſo eben erſt aus der Schule eines jungen, lüſternen, unermeßlich reichen Engländers hervorgegangen, welcher mit Vergnügen die pikante Mühe übernommen hatte, ſie in den Anfangsgründen des A B C der Liebe zu unterrichten.

Ich muß Ihnen offen geſtehen, daß von jeher Tänzerinnen auf der Stufenleiter meiner Neigungen den letzten Platz einnahmen.

Dieſe leichten Dingerchen ſind mehr Fuß als Gemüth; ihre Herzen ſind leer, ihre Phantaſie ragt nicht über ihre Fußſpitzen hinaus; ſie haben nichts gelernt, was den Verſtand ausbildet, und man iſt ſelten im Stande, auch nur ein einziges vernünftiges Wort mit

ihnen zu sprechen. Machen sie Thorheiten, und man will sie mit klugen Worten belehren, so stehen sie auf, drehen eine Pirouette, lachen den Redner aus, und zürnet er, so fallen sie ihm um den Hals, und versöhnen ihn durch Küsse. Kenner ziehen zwar im Genusse die Tänzerinnen allen andern öffentlichen Damen vor, und begründen ihre Ansichten durch die Beweglichkeit des Körpers, die man bei andern freilich vergebens sucht; allein wer einmal so tief gesunken ist, daß er den Genuß nur des Genusses wegen liebt, ohne die Würze geistiger Unterhaltung zu vermissen, hat nur ein sehr verdächtiges Stimmrecht bei der Beurtheilung.

S* gehörte zu den reinsinnlichen Menschen, welche an die Natur keine höhern Ansprüche machen.

Dorville machte einen so übermäßigen Aufwand, daß sie selbst ein Meer von goldenen Mutterpfennigen des verschwenderischen Engländers erschöpft hätte. Da er überdieß bald merkte, daß die leichtfüßige Tänzerin eben so leichtsinnig sey, gab er sie auf, unter dem

Vorwande, daß er nach London zurückberufen sey.

Mit Widerwillen mußte sich das lebenslustige Mädchen bald zu Einschränkungen entschließen, welche ihr ungemein schwer fielen. Nach allen Richtungen spannte sie nun ihr Garn aus, um einen reichen Anbeter zu fischen; aber so lockend auch der Köder war, es wollte doch kein fetter Fisch anbeißen. Anbeter meldeten sich freilich genug, aber für Dorville bei weitem zu arme. Dichter, welche auf ihre niedlichen Füßchen, so weit sie aufwärts reichten klangvolle Sonnette drechselten, wortreiche Schauspieler, und Lieutenantchen lagen zu ihren Füßen, und stammelten Liebe; aber Liebe ohne Geld galt ihr für baaren Unsinn.

Ein alter Ofenheizer im Hôtel des S*, früherhin in gleicher Eigenschaft bei dem Theater angestellt, wo er oft Gelegenheit hatte, Dorville zu sehen, und sich in ihre Reize zu verlieben, wenn er hinter dem Ofen unbemerkt Zeuge war, wie sie die Tricot-Beinkleider von den üppigen Schenkeln streifte, sann hin und her, ob er kein Mittel finden könne,

die höchste Gunst der Schönen zu erringen. Einen so verwegenen Gedanken wagte so mancher junge schöne Mann nicht, und diesem abgelebten, hagern, schmutzigen, vier und fünfzigjährigen Menschen entsank deßwegen dennoch der Muth nicht.

Vom bezahlen konnte bei ihm natürlich nicht die Rede seyn; er mußte mit andern Mitteln zum Zwecke schreiten.

Eines Morgens ließ sich der alte Thomas, so hieß er, bei Dorville melden, und wurde auch sogleich vorgelassen, weil Mädchen von diesem Schlage bisweilen gerne mit unbedeutenden Menschen sich unterhalten, und dabei oft Dinge erfahren, von denen sie sonst nie etwas hören würden.

Eben aus einem üppigen Traume erwacht, zog sie absichtlich die Bettdecke von ihrem Leibe so weit, daß Thomas selbst noch einen Theil des Verborgensten sehen mußte. Sie wollte sich an dem Eindrucke weiden, welchen dieser Anblick auf die Sinnlichkeit des Alten hervorbringen würde.

Thomas wünschte ihr einen herzlich guten

Morgen, nahm ohne weiters einen Stuhl, und ſetzte ſich dem Lockvögelchen wie ein Vogelſteller gegenüber, mit gierigen Augen die blendenden Reize beſchauend.

„Nun, Thomas, was bringſt denn Du mir ſo frühe ſchon Neues?“

„„Recht viel Gutes, wenn Sie Luſt dazu haben.““

„An der Luſt ſoll's nicht fehlen.“

„„Kann ich mit Ihnen aufrichtig ſprechen, wie mir's um's Herz iſt?““

„Wie Du willſt; wir kennen uns ja ſchon lange.“

„„Ja wohl, nur Schade, daß die Zeiten immer ſchlechter werden.““

„Da geht's dir, wie mir; ich könnte dir z. B. nicht zwei Francs leihen, wenn du mich auf den Kopf ſtelleſt; ich bin jetzt ſelbſt ſo arm, wie eine Kirchenmaus, ſeitdem die engliſche Beſtie mir entlaufen iſt.“

„„Vom Leihen iſt auch jetzt gar nicht die Rede; ich lebe mäßig, und habe gerade ſo viel als ich brauche, und das iſt immer mehr als

genug. Ich bin eigentlich gekommen, um Sie glücklich zu machen.““

„Nun, das ist einmal ein charmanter Einfall! Da bist du mir weit werther, als meine Anbeter, welche immer verlangen, daß ich sie glücklich machen soll, anstatt sie mich. Und wie willst Du dieses schwere Stück anfangen?“

„„Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen einen Liebhaber von hoher Geburt verschaffe, der jährlich mehr als eine halbe Million zu verzehren hat?““

„Was du verlangst, Thomas; er braucht auch nicht von hoher Geburt zu seyn, ich bin sogar zufrieden, wenn er gar nicht geboren ist, nur die halbe Million, Thomas, die halbe Million ist die Hauptsache.“

„„Sie haben schon so manchem Windbeutel Platz in Ihrem Bettchen auf ein halbes Stündchen gemacht, und nichts dabei gewonnen; wenn Sie also auch gegen mich nicht die Grausame spielen, und mir das Gleiche, aber gleich jetzt, gewähren, so können Sie noch heute Abend den reichen Anbeter in Ihre Arme schließen.““

„Verwegener Mensch, wie kannst Du mir einen solchen Antrag machen. Du neben mir,

das müßte ſich gut ausnehmen! Nein, mein lieber Freund, daraus wird nichts; ſo weit will ich mich nicht erniedrigen.“

„„Ja, wenn Sie nicht wollen, geh' ich wieder meines Weges. Die Tänzerin Fleury iſt gewiß auch ein wunderſchönes Mädchen, ſogar noch jünger, als Sie, und hat mir's doch ſchon zugeſagt, wenn ich ihr einen reichen Liebhaber verſchaffe. An Ihnen iſt eben auch nichts ſo Außerordentliches, daß ſie ſo viel Aufhebens damit machen dürfen, wie Sie ſo eben thun, und geſehen hab' ich mir nun auch ſchon genug; da geh' ich lieber zur Fleury; nur muß ich bitten, mich mit allen Vorwürfen zu verſchonen, wenn ſie dieſe innerhalb 3 Tagen in eigener Equipage fahren ſehen; denken Sie ſich dann nun, daß dieſes Mädchen zehnmal klüger iſt, als Sie, und daß ſie ſich auf ihren Vortheil verſteht. Adieu, Mamſell Dorville!““

„Nun, nun, nur nicht ſo raſch, Thomas; wir haben ja noch nicht ausgeredet, und ein Wort giebt das andere. Biſt du denn nicht auch zufrieden, wenn ich dir eine tüchtige Summe Geldes verſpreche?“

„„Nein, ich mag kein Geld, sondern ich möchte wissen, ob es denn wirklich der Mühe werth ist, so viel für Sie und Ihresgleichen aufzuwenden, wie es die großen Herren zu machen pflegen.““

„Wer steht mir aber gut, daß du Wort halten willst oder kannst, wenn ich jetzt den Handel eingehe? Ist es nicht ebenso möglich, daß du dich selbst täuschest, und vielleicht etwas durchzusetzen glaubest, woran jene Person gar nicht einmal denkt, von der du sprichst?“

„„Machen Sie sich keine unnöthigen Sorgen, Mamselle Dorville; der Herr, von dem ich spreche, hat mir den Auftrag gegeben, ihm etwas Solides zu verschaffen.““

„Nun wohl, Thomas, ich bin bereit, deinen Wunsch zu erfüllen, allein ich rechne auf deine völlige Verschwiegenheit, und auf dein diskretes Benehmen. Es wäre zum Verzweifeln, wenn ich einen Aschenhafen oder eine Ofenschaufel zur Welt bringen müßte.“

Mit derselben Gleichgültigkeit, womit ein Handelsmann jedem Käufer die gewünschte Waare gegen Bezahlung verabreicht, stellte oder

vielmehr legte sich Dorville zur Verfügung des alten Ofenheizers, durch nichts verführt, als durch die sehr entfernte Aussicht auf einen zugekuppelten Anbeter. Thomas benahm sich so, daß die Tänzerin merken konnte, er werde auch in der Erfüllung seines Versprechens das Möglichste zu leisten suchen.

„Aber jetzt darf ich doch den Namen des reichen Herrn erfahren, den du für mich bestimmt hast?

„„O ja, obgleich ich zu meiner Ehre wünschen muß, daß er einen andern Geschmack haben möge, als ich.““

„Wie meinst du dieß?“

„„Ich habe eben nichts Ausserordentliches an Ihnen gefunden, nehmen Sie mir's nicht übel. Da find' ich bei der alten Aschenursel, die häufig in's Hôtel kommt, weit mehr Zeitvertreib. Das verhält sich wie Rindfleisch und Bonbons; ich für meinen Theil halt's mit der derben Kost.““

„Laß dein albernes Geschwätz, und beantworte meine Frage. Wie heißt der reiche Herr?“

„„S°!““

„Ah!“

„„Nicht wahr, das wäre so ein Fang! Den verſchaff' ich Ihnen heute noch. Uebrigens zweifle ich nicht, daß Sie dann dankbar gegen mich ſeyn werden; was ich eben jetzt erhielt, betrachte ich als das Salz zum Fleiſche.““

„Ein ſchöner Vergleich, das muß ich geſtehen!“

„„Leben Sie recht wohl, Mamſelle; morgen früh frag' ich mich wieder an, und hoffe dann eine ordentliche Vergütung meiner Mühe zu erhalten.““

Dorville war nun ſehr erfreut, aber eben ſo verlegen. Erfreut, — indem ſie im Geiſte ſchon alle Wege ausſteckte, auf denen ſie den S° ſchnüren wollte, und verlegen, — weil es ihr an baarem Gelde fehlte, um für S° ein feines Abendeſſen zu veranſtalten, welches ſpäterhin der beglückte Anbeter freilich zehnfach wieder bezahlen ſollte.

Thomas wußte, daß S° gewöhnlich um 11 Uhr in ſein Billardzimmer ging, wo er mit einigen Freunden zu ſpielen pflegte. Er machte

sich also bei den Oefen des Corridors, der das Schlafkabinet des S* mit dem Billardzimmer verband, immer etwas zu schaffen, bis er diesen im türkischen Schlafrocke kommen sah. Dann kroch er bis zur Brust in den Ofen, und brummte für sich hin:

„Unser Herr Gott hat's doch nicht aufrichtig gemeint, daß er mich zum Ofenheizer machte; ich hätte ja ebenso gut der S* werden können; dann würde ich unter die Decke der Dorville schliefen, anstatt in dieses Rauchloch."

S*, der dieses Selbstgespräch hörte, erkundigte sich, wer denn diese Dorville sey, und nun entwarf ihm Thomas, der den Ueberraschten recht gut spielte, in seiner Art eine so reizende Schilderung dieses Mädchens, daß jener Lust bekam, mit ihr bekannt zu werden. Auf die Frage, woher Thomas wisse, daß Dorville so reizend sey, log dieser aus dem Stegreife, daß er sie, ehe er in die Dienste des S* getreten, bei der Entkleidung in der Garderobe heimlich belauscht, und seitdem seine Ruhe verloren habe.

S* lachte ihn aus, schickte aber noch in der-

ſelben Stunde zu Dorville, und ließ ihr melden, daß er ſie am nämlichen Abend zu beſuchen wünſche, was natürlich auch gleich zugeſtanden wurde. Die Tänzerin war indiskret genug, weil es ihr an Credit fehlte, einem der erſten Reſtaurateurs den vornehmen Beſuch, den ſie erwartete, zu nennen, um ihn zur Lieferung des Abendeſſens zu bewegen.

S* kam, und ſah ſich fürſtlich empfangen und bewirthet; das gewünſchte Deſſert reichte ſie ihm mit aller Grazie, und wußte es durch die Kunſt zu würzen; S* unterhielt ſich trefflich bis gegen 2 Uhr Morgens, dann entfernte er ſich, ohne jedoch einen klingenden Beweis ſeiner dankbaren Anerkennung zurückzulaſſen.

Er hatte ſo viel von einer dauernden Verbindung geſprochen, daß Dorville natürlich glauben mußte, ein Geldgeſchenk vertrüge ſich mit ſolchen Abſichten nicht; allein er kam ſehr oft, aß und trank ſehr viel, und ſprach kein Wort vom bezahlen. Der Reſtaurateur wollte nicht mehr borgen, ließ verfängliche Worte vom Auspfänden fallen, und Dorville ſah ſich genöthiget, ſich gegen S* deutlicher zu äußern.

Was that nun S*? Anstatt den Großmüthigen zu spielen, blieb er aus. Dorville wüthete. Bisher hatte sie nur einzelne Anbeter, welche sie förmlich unterhielten, oder wenigstens reichlich bezahlten; solche meldeten sich nicht mehr. Nun gab sie ihrem Geschäfte eine größere Ausdehnung, und verkaufte ihre Gunstbezeugungen um den Fabrikpreis.

Dieß lockte die Käufer; sie fand starken Absatz, und rächte sich nun an S* dadurch, daß sie Jedem sein schmutziges Benehmen schonungslos und in den stärksten Ausdrücken erzählte.

Vornehme Herren haben überall ihre Spionen und Zuträger. S* erfuhr bald alles, und schäumte vor Wuth; denn einige lose Vögel unter seinen Feinden veranstalteten Karrikaturen mit beißenden Spottversen auf sein filziges Benehmen. Er beschloß, Dorville exemplarisch zu bestrafen.

Zu diesem Zwecke nahm er eilf von seinen Anhängern zu einer geheimen Expedition, und erschien vor der Thüre der Tänzerin, als sie eben mit mehreren Herren und lockern Mädchen schamlose Spiele trieb, um 11 Uhr vor

Mitternacht. S* hatte der Dorville die Strafe zugedacht, zum Fenster hinaus geworfen zu werden.

Die saubern Zeisige schellten. Ein Mädchen vermuthete noch die Ankunft von zwei Herrn, welche angesagt waren. Wie erstaunte sie, eine so zahlreiche Gesellschaft, vor der Thüre zu finden!

„Mamsell Dorville möge die Güte haben, einen Augenblick herauszukommen."

Das Mädchen meldete dieß; die Tänzerin schien keine Lust zu haben, die verdächtige Einladung anzunehmen. Unter den anwesenden Herren befanden sich auch zwei Offiziere, Normänner, Männer vom kräftigsten Schlage, und Raufbolde von Profession. Diese, völlig unbekleidet, warfen ihre Mäntel um, nahmen die eisernen Scheiden ihrer Säbel, und geleiteten Dorville vor die Thüre hinaus; das Mädchen trug hinter ihnen Licht.

„„Hier bin ich, wer verlangt mich zu sprechen?"" fragte Dorville.

„Ich, Verrätherin!" erwiederte S*, und versetzte ihr eine so tüchtige Maulschelle, daß sie

an die Mauer seitwärts taumelte; zu gleicher Zeit drangen seine Gefährten mit gezogenen Degen auf die Normänner ein.

Kaum hatten diese den Angstschrei der Dorville: „Herr Jesus, das ist S*!" vernommen, als sie mit ihren riesigen Fäusten die schweren Scheiben schwangen, und, durch ihre Mäntel gegen Stiche geschützt, mit furchtbarer Kraft auf die Angreifenden losschlugen, die bald, mitunter schwer verwundet, wie Spreu im Winde zerstoben, und über die Treppe hinab die Flucht ergriffen.

S* hatte sich mit seiner bekannten Feigheit gleich nach der kühnen Maulschelle in ein Holzgewölbe versteckt, und die Thüre derselben hinter sich geschlossen, in der Hoffnung, nach beendigtem Kampfe aus seinem Schlupfwinkel unbemerkt entwischen zu können.

Die Normänner hatten die Feinde zum Hause hinausgeprügelt, und kehrten als Sieger zurück, um sich mit köstlichen Weinen zu laben.

Plötzlich stürzte ein Mädchen, welches in der Küche Punsch bereitete, mit der Meldung in

das Zimmer, daß es im Holzgewölbe lebendig sey.

„„Da hat sich einer versteckt, sagte Dorville, und ich wette darauf, kein Anderer als der feige S°. Ich werde mich stellen, als kenne ich ihn gar nicht.“

Die beiden Vertheidiger der Tänzerin zogen noch einmal in das Feld', den Gefangenen zu fangen. Als sie vor der Thüre des Holzgewölbes ankamen, gebot der Eine: Kamerad, ich glaube, es steckt noch so ein schlechter Kerl da d'rin; gieb Acht! Wenn ich die Thüre öffne, und er will entfliehen, so stoß ihm nur gleich dein Schwert in den Schurkenleib!“

Niemand ließ sich hören. Die Thüre wurde aufgeschlossen, und dicht vor dem Holzhaufen stand ein Mann, das Gesicht in seinen Mantel gehüllt.

„Da haben wir ja den Vogel! Stoß zu, Brentil!“

„„Wagt es nicht, Euch an meiner Person zu vergreifen; ich bin —““

Hier nannte er seinen Namen und Stand, in der Meinung, Respekt einzuflößen; allein er

wurde ausgelacht, mit der Aeußerung, daß es ein abgenütztes Mittel aller Spitzbuben sey, sich durch Annähme fremder Namen und Würden aus der Schlinge zu ziehen. Vergebens berief sich S* auf das Zeugniß der Dorville; sie zeigte sich über diese Frechheit höchst entrüstet.

Um förmlich über S* Gericht halten zu können, wurden ihm die Hände gebunden, und so brachte man ihn zu den Uebrigen in's Zimmer. Dorville nahm den Präsidentenstuhl ein, und das Verhör nahm seinen Anfang. S* läugnete zwar, daß er die Maulschelle der Tänzerin verliehen habe; allein seine Ausflüchte galten nichts. Daß er, wo nicht Anführer, wenigstens Mitschuldiger eines feindlichen Ueberfalles gewesen, war nun einmal klar, und somit wurden die Stimmen zum Urtheile gesammelt. Durchprügeln, Ohrfeigen, über die Treppe hinunter werfen, zum Fenster hinaus expediren, einsperren, nackt auf die Straße jagen, mit Ruthen streichen, die Haare abschneiden, u. dgl. wurde votirt; endlich entschied Dorville, daß er entmannt (kastrirt) werden sollte, um ihm auf immer die Lust und die Kraft zu nehmen, ordentliche Mäd-

chen zu verführen, sie durch Geiz um das Ihrige zu prellen, und zuletzt auch noch zu mißhandeln. Mit einstimmigem Beifalle wurde dieser Beschluß angenommen, und S* völlig entkleidet auf einen langen Seitentisch gelegt, wo nun die Mädchen ihn verhöhnten, und über allerlei die bittersten Glossen machten, während Brentil ein Messer schliff, um die Operation mit eigener Hand vorzunehmen. Die schreckliche Lage des S* kann sich wohl jede Leserin selbst vorstellen, am besten aber jeder Leser, der den drohenden Verlust in seinem ganzen Umfange zu würdigen weiß.

Kaum hatte er sein Urtheil vernommen, als er sich herabließ, um Gnade zu flehen, und jede Genugthuung zusicherte, welche man von ihm verlangen würde.

Die Normänner stellten sich, als ob sie von dem Beschlusse durchaus nicht abgehen wollten; Dorville aber erklärte als Präsidentin, daß er seine Begnadigung mit einer Summe von 100,000 Franken erkaufen könne.

„Unmöglich, rief S* aus, ich bin nicht im Stande, eine solche Summe aufzutreiben!“

„„Nun denn, Brentil, so schneiden Sie zu!““ versetzte Dorville. Schon fühlte S* Brentils Hand und die kalte Klinge an dem unentbehrlichsten Gute seines Leibes; ein Druck, und es wäre verloren gewesen; da willigte er ein. Er wurde losgebunden, und mußte auf der Stelle eine Anweisung, auf die geforderte Summe lautend, ausstellen, dem Vorzeiger sogleich zahlbar.

Dem S* wurde nun ein Seitenzimmer zur Nachtruhe angewiesen, wo er zu verbleiben habe, bis das Lösegeld eingetroffen.

Um 6 Uhr Morgens fuhr Dorville mit Brentil zu dem Banquier des S*, der ganz erstaunt über diesen ungewöhnlichen Geldbedarf die Summe ausbezahlte, welche Dorville in Gegenwart des S* mit den beiden Normännern theilte.

Nach diesem ziemlich ernsthaften Spasse schickte die saubere Gesellschaft den S*, um eine theure Erfahrung reicher, nach Hause. —

„„In der That, Lerry, so kurz diese Geschichte ist, so hat sie doch einen ganz eigenen Eindruck auf mich gemacht, weil ich denselben Herrn von einer ganz andern Seite kennen ge-

lernt habe. Es muß seitdem eine bedeutende Aenderung in seinem Charakter vorgegangen seyn.““

„Sie haben vollkommen recht. Die Zeit hat die Erfahrung in ihrem Gefolge, welche eine vortreffliche Lehrmeisterin ist, und dennoch häufig keinen Glauben findet. Allein jeder Zweifel an ihr wird streng bestraft. Mit den steigenden Jahren nimmt aber auch die Versuchung ab, und dieß erleichtert ein geregeltes Leben. Die Veränderung seines Standes machte ihm den Geiz entbehrlich, weil er nun seine Einnahmen nach seinen Ausgaben einrichten kann, was früher gerade der umgekehrte Fall war.“

„„Besonders auffallend in der ganzen Erzählung fand ich die Feigheit des S*, womit er sich versteckte. Warum schlug er sich nicht mit seinen Gefährten durch, und theilte nicht mit Ihnen das Schicksal einer schimpflichen Flucht, welche ihn wenigstens allen spätern Demüthigungen entzogen hätte?““

„Die Feigheit des S* ist eine natürliche Folge seiner pfäffischen Erziehung; sie klebt ihm auch jetzt noch an, obgleich er nicht wohl in den

Fall kommen kann, Muth zeigen zu müssen. Ein einziger Zug aus seinem Jugendleben soll Ihnen beweisen, daß er weniger Muth besitzt, als irgend eine alte Pfründnerin. Der Schluß dieses Histörchens wird aber überdieß ein widriges Licht auf seinen Charakter werfen, und Ihnen diesen Mann von einer Seite zeigen, welche ihn jedem edleren Gemüthe verächtlich machen muß.

S* machte einer Schauspielerin von sehr zweideutigem Rufe aber von blendender Schönheit den Hof. Um sie allein zu besitzen, wenigstens mit dieser albernen Hoffnung, gab er ihr eine monatliche Pension, welche jedoch kaum hinreichte, auch nur die Miethe zu bezahlen. Ihre Vorstellungen hierüber fanden kein geneigtes Gehör. Adelaide hätte ihm gerne den Laufpaß gegeben, allein sie legte keinen geringen Werth auf das Aufsehen dieser Bekanntschaft, und ergötzte sich ungemein an dem Neide anderer Damen und der Personen von ihrem Gelichter. Doch da sie weder vom Aufsehen noch vom Neide ihre Bedürfnisse bestreiten konnte, so erweiterte sie den Kreis ihrer Be-

kanntschaften, und es fehlte ihr bald nichts mehr, um ein glänzendes Leben führen zu können.

S* sah wohl ein, daß seine Pension sie nicht in diese angenehme Lage setzen könne, und machte ihr bittere Vorwürfe über Untreue. Sie entschuldigte sich mit dem Vorwande, diese Gelder seyen erborgt, in der Erwartung, daß er sie mit der Zeit wohl bezahlen werde, wenn er von ihrer unerschütterlichen Treue völlig überzeugt seyn würde.

In der That benützte sie auch die Meinung Vieler, daß S* sie mit der nöthigen Summe versehe, um auf diese Weise leben zu können, und S* stand in einem zu hohen Kredite, als daß irgend Jemand der leichtfertigen Adelaide ein verlangtes Darlehen verweigert hätte; man hielt die Bezahlung früher oder später für ganz gewiß.

Adelaide bestärkte die Leute in diesem Glauben treulich; so oft sie wieder irgend ein Kleinod oder kostbare Kleider und Meubles kaufte oder borgte, mußte es bei den Besuchen für ein Geschenk des großmüthigen S* gelten.

Eines Abends, da Adelaide ihren Anbeter auf einem fernen Jagdzuge vermuthete, trat er plötzlich in ihr Zimmer, wo sie mit einem Offizier von hoher Familie in mehr als vertraulicher Stellung auf einem Sopha ruhte. Das Kammermädchen, welches in der Nähe schnell etwas kaufen wollte, hatte in der Eile vergessen, die Hausthüre zu schließen. Erschreckt sprangen die Liebenden auf. S* war wie vom Donner gerührt, als er seinen finstern Argwohn also bestätigt sah. Er ergoß sich in den niedrigsten Schmähungen, und steckte ihr endlich zwei tüchtige Maulschellen.

Sie sehen, daß er ein besonderer Freund dieser empfindlichen Berührungen weiblicher Wangen war, und es in der Austheilung derselben zu einer gewissen Routine gebracht hatte. Der Offizier konnte dieß natürlich nicht gleichgültig mit ansehen; er machte ihm also zuerst die bittersten Vorwürfe über sein insolentes Betragen, und als S* ihm durch die Berufung seiner Würde imponiren, und durch verfängliche Droh- und Schimpfworte ihn einschüchtern wollte, da ergriff der Offizier seinen Stock, und prügelte

ihn vom Kopfe bis zum Fuße durch, ja er betheuerte sogar, ihn todt zu prügeln, wenn er nicht sein Ehrenwort geben würde, sich am nächsten Tage um 10 Uhr Morgens im Gehölze von Boulogne, mit ihm auf Leben und Tod zu schlagen, was S* in seiner Herzensangst wirklich zusagte, überglücklich sich aus einer so gefährlichen Nähe entfernen zu dürfen.

Der Offizier rief ihm nach: „Wenn Sie nicht zur bestimmten Stunde erscheinen, so sollen in Zeit von 8 Tagen alle englische Zeitungen Ihre erlittene Mißhandlung, und die Schande Ihres gebrochenen Ehrenworts der ganzen Welt verkünden!“

Damals war die Freiheit der englischen Presse in Frankreich noch gefürchtet, weil ein eiserner Zwang jeden freien Gedanken gefangen hielt. Den Schimpf, den ganzen Vorfall gedruckt zu wissen, konnte S* nicht mit Ruhe erwarten. Er kannte weder den Namen noch die nähern Verhältnisse seines Gegners, sonst wäre es ihm leicht gewesen, den steinernen Gast sich vom Halse zu schaffen.

Pünktlich erschien er also mit 2 Secundan-

ten, nach einer angstvollen schlaflosen Nacht, zur gegebenen Stunde.

Der Offizier stand schon auf dem Platze, in seinen dunkelblauen Mantel gehüllt, unbeweglich, wie eine Bildsäule. An einem Baume neben ihm lehnte sein Kamerad als erbetener Sekundant.

Nach den gewöhnlichen Begrüßungen sprach der Offizier:

„Mein Herr, Sie sind der Geforderte. Wie wollen Sie sich schlagen, auf Degen oder Pistolen?“

„„Auf Degen.““

„Gut!“

Das Duell begann, und schon auf dem ersten Gange flog der Degen des S*, der ihn vor Zittern kaum halten konnte, weithin seitwärts. Es lag blos an dem Offiziere, dem S* den Degen durch den Leib zu rennen; er that es aus großmüthiger Schonung nicht.

„Sind Sie zufrieden?“ fragte der Offizier.

„„Nein; wir wollen es nun mit Pistolen versuchen,““ erwiederte S* mit bebender Stimme,

weil er sich vor den anwesenden Sekundanten schämte.

„Wie's beliebt! Wollen Sie vielleicht eine von den meinigen versuchen?“

„„Ich schieße nur mit solchen, die ich kenne.““

„Auch recht!“

Mit den Degen wurden nun die Barrieren ausgesteckt, hinter welche jeder der Duellanten 8 Schritte zurück trat.

S* wendete sich zuerst um, schoß und fehlte.

Der Offizier schritt langsam gegen die Barrierre zu, maß lange den S* vom Kopfe bis zu den Füßen, und ließ ihn absichtlich in der peinlichen Ungewißheit, ob er ihm die Nase mitten aus dem Gesicht schießen, oder jenen Theil seines Leibes vernichten wolle, womit er am meisten gesündiget hatte.

S* glich einem Sterbenden; kaum trugen ihn seine Füße, Leichenbläße lag auf seinem Gesichte.

Da hörte man nicht mehr ferne Pferde traben.

„Mein Gott, sie kommen zu spät!“ rief er in englischer Sprache seinen Sekundanten zu.

Der Offizier schoß, und S* stürzte schreiend

zu Boden, jedoch nur aus Todesangst, von keiner Kugel getroffen; denn der Offizier hatte seine Pistole nur mit Hühnerfedern geladen, welche nun wie eine Wolke von Schneeflocken auf den umgefallenen Helden langsam herabgaukelten.

Um diesen Schimpf zu rächen, drangen die Sekundanten auf den Offizier und seinen Kameraden ein, wurden aber mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen, als plötzlich ein Rittmeister der Maréchaussée an der Spitze von acht Mann mit verhängten Zügeln auf die beiden Freunde losſprengten.

„Ha, ein Banditenstreich!“ schrie der Offizier; mit diesem Schlage entehre ich dich, nichtswürdiger Bube!“ indem er den S⁰ mit der flachen Klinge über den Rücken hieb.

Rücken an Rücken vertheidigten sich die beiden Freunde einige Zeit gegen die Uebermacht; als aber der Freund durch einen Karabinerschuß das Leben verlor, und der Degen des Offiziers brach, banden ihn die Reiter an den Schweif eines Pferdes, legten die Leiche des

Andern über einen Sattel, und jagten im Galoppe davon.

Dieß war der Ausgang eines Duells, welches bei größerer Eile der bestellten Reiter gänzlich unterbrochen worden wäre; denn S** war nie ernstlich gesonnen, sein Leben preiszugeben.

Adelaide, die noch am Morgen vor dem Duelle ihren Geliebten gebeten hatte, sich wohl vor Verrath zu hüten, und die Sache lieber, sollte es ihm auch den ersten Schritt kosten, gütlich beizulegen, erkundigte sich vergebens überall, wohin er gekommen sey.

S** war unverschämt genug, seine Besuche bei diesem Mädchen fortzusetzen, und ihr vorzulügen, er hätte den Offizier im Duell erstochen, und zur Vermeidung alles Aufsehens die Leiche heimlich begraben lassen.

Als aber die rächende Revolution ausbrach, welche die Schmach von Jahrhunderten austilgte, fand man in einem tiefen Kerker des Jesuitenklosters zu F*** zwei Skelette mit Ueberresten von Uniformen, an denen man die seit vielen Jahren vermißten Freunde erkannte. Nach aller Wahrscheinlichkeit ließ man den unglück-

lichen Offizier neben der Leiche seines erschlagenen Freundes vermodern.“

„„Dieser tragische Ausgang Ihrer Erzählung, Lerry, hat mich tief erschüttert. Himmel, welch' ein Geschöpf!““

„Solche Histörchen wüßte ich Ihnen noch manches Hundert zu erzählen; möge Ihnen dieser Charakterzug des S* ein warnendes Zeichen seyn! Alter schützt vor Thorheiten nicht, aber auch nicht vor Verbrechen. Darum rathe ich Ihnen alle mögliche Vorsicht!“

Fanny meldete ihrer Gebieterin, daß die Schauspielerin Lenchen bereits zweimal an diesem Tage vorgefahren sey, um ihr einen Besuch zu machen.

„Ey, die wird wohl eine Antwort auf ihren Brief holen,“ bemerkte Rosa.

„„Sie wittert Aufsehen,““ äußerte Lerry, „„und wo sich dazu eine Gelegenheit zeigt, fehlt sie nie. Sie scheint vor der Gewißheit zu erbangen, daß die Meisten ihrer Verehrer abtrünnig, und nun bald zu Ihren Füßen liegen werden. Um diesen Verlust an Mannschaft, in Folge einer wahrhaften Niederlage, zu mas-

kiren, spielt sie die Politische, nähert sich Ihnen, und will so die Huldigungen theilen, welche Ihnen gelten. Dieses Mädchen ist eine vollendete Kokette, und würde gefährlich seyn, wenn die Natur ihr mehr Verstand gegeben hätte. Sie ist sehr übel berathen; ihre Umgebungen taugen nichts; es ist kein Mann unter ihnen, der mit Freimüthigkeit sie auf die Blößen ihres Charakters aufmerksam macht, und ihre albernen Streiche bewacht; Jeder zerrt nur lüstern an dem Flitterstaate ihrer zusammengeflickten Reize, und kümmert sich wenig um das Ende.

Ich habe schon früher die Ehre gehabt, Ihnen eine sehr lebendige Schilderung von dem Charakter des Lenchen zu entwerfen; erst heute erhielt ich wieder die getreue Abschrift eines Briefes, den sie an eine vertraute Freundin in St. schrieb. Zufällig trag' ich diese Abschrift bei mir, und bin so frei, Ihnen einen ganz kleinen Auszug davon vorzulesen, der ganz geeignet ist, mein Urtheil zu bestätigen.

„Ihren Brief hab' ich erhalten, und ach! zwei Francs Porto dafür bezahlt. Daß die

St* in M* nicht besonders anspricht, ist bei der Kälte der dortigen Einwohner zu erwarten; von ihrer Schönheit spricht man aber dort mehr als hier, was mir übrigens sehr leid thut, denn ich weiß sie lieber in M* als in Paris. Besondern Vortheil erhielt ich eben nicht durch ihr Fortgehen. Hier trat unlängst eine gewisse Dlle. S* in zwei Rollen zum erstenmale auf. Sie gefällt den verliebten Claqueurs, sonst aber Niemanden. Der denkende Zuschauer muß aber finden, daß sie alles, was sie weiß, vergessen muß für das, was sie nicht weiß, und sie wird dabei nichts verlieren.

Durch mein artiges „Sie" hab' ich Dich in den ersten Zeilen meines Briefes auf einen Bruch unsers vertrauten Verhältnisses vorbereiten wollen; es ist jedoch nur ein Spaß von mir; mit Freundinnen darf man wohl Scherz treiben, denn Feindinnen gegenüber läßt sich so etwas nicht versuchen.

Ich fahre also wieder mit dem „Du" fort.

Besonderes wüßte ich dir wahrlich nichts zu erzählen, denn in dem mitunter sehr langweiligen Paris geschieht auch gar nichts Interessan-

tes, als daß jetzt so viele alte Jungfern sterben; nun können sie im Himmel die Leute quälen.

Zu meinem Namenstage erhielt ich eine schöne Nachtmusik; in meinem Salon wimmelte es von Grafen, Fürsten und Baronen; unter andern Geschenken empfing ich auch mein Dekret als erste Liebhaberin, welches ich aber nur pro forma annahm. Ich suche sobald als möglich Paris zu verlassen.

Wie steht es mit deinem Herzen? Noch immer verliebt? Was mich betrifft, ich habe seit der Zeit gewiß schon zwanzigmal, leicht gezählt, das lebhafteste Interesse an Menschenkindern genommen, (natürlich jedesmal wieder an Andern) und sie meiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Sobald ich aber merkte, daß sie verliebt in mich waren, habe ich sie, wie sich's von selbst versteht, tüchtig ausgelacht. So soll es jedes Mädchen machen, welches auch nur ein wenig Beruf dazu in sich fühlt. Wohlgemerkt: verliebt will ich nicht seyn; dieser Grundsatz schließt jedoch den Genuß nicht aus, den ich ausgezeichneten Vorzügen für gute Worte,

allen Uebrigen für gute Bezahlung wohl vergönne. Kürzlich ist mir doch ein ganz fatcler Streich begegnet, den ich dir, zur Warnung, erzählen muß.

Du weißt, daß ich gegen Durchreisende, englische Lords oder andere reiche Lüstlinge, nicht unerbittlich bin. Ich stehe auf den Listen der Lohnlackeyen in den ersten Gasthöfen von Paris oben an, und habe noch in Gesellschaft mit dir so manchen bedeutenden Fang gemacht. Was passirt mir? Ich werde für einen jungen Banquier's Sohn aus Brüssel in den Gasthof auf eine ganze Nacht bestellt. Der Lohnlackey dringt in mich, so reizend als möglich mich zu kleiden, indem der Fremde sehr darauf sehe, und einem solchen Mädchen nie weniger als 6 Louisd'or gebe. Was that ich? Ich zog das Costüm einer Fee aus einem Zauberspiele an, welches mir kurz zuvor ein Graf hatte machen lassen, warf den Mantel mit der Kaputze über, und flog in das Gasthaus, in das Zimmer Nr. 2.

Dort traf ich einen alten Mann von mehr als sechzig Jahren an einem runden Tischchen, das ganz mit Goldstücken bedeckt war, die er eben

in Rollen brachte. Mit einer artigen Entſchuldigung wollte ich zurücktreten, da ich das unrechte Zimmer geöffnet zu haben glaubte; er aber ſtand auf, ergriff mich freundlich bei der Hand, und bat mich um Verzeihung, daß er ſein Alter zu verläugnen ſich erlaubt habe, um des Vergnügens und der Ehre meines Beſuches deſto gewiſſer zu ſeyn.

Natürlich wurde der Alte in meinen Augen ſogleich um mehr als die Hälfte ſeiner Jahre jünger, als ich das Goldmeer funkeln ſah, ſuchte alle ſchönen Redensarten hervor, womit man Greiſe tröſtet und zu Jünglingen lügt, nahm neben ihm auf dem Sopha Platz, ſpeiste und trank köſtlich und viel, und zählte ſchon heimlich die noch nicht verdienten Goldſtücke. Ich muß dir ſogar im Vertrauen geſtehen, daß mich die Luſt befiel, Nachts, wenn der Alte im tiefen Schlafe liegen würde, eine Handvoll dieſer blanken Dingerchen als Zugabe in ein breites Papier zu wickeln, und in einen meiner Stiefel zu verſtecken.

Nach dem Mahle wurde der Alte immer zärtlicher, und ſeine zahlloſen Küſſe, deren frei-

willige Erwiederung er verlangte, schmeckten mir wie Galläpfel. Aber das Gold, das verfluchte Gold verblendete mich, und ich machte die beste Miene zum schlechtesten Spiele.

Endlich geleitete er mich zum Bette, entkleidete mich, und musterte mit einer Brille auf der Nase alle meine Reize, erschöpfte sich zuerst in unendlichen Lobeserhebungen, und zuletzt in vergeblichen Bemühungen, bis ich mich seiner erbarmte. Eine unvergeßliche Nacht, die ich doch so gerne vergessen möchte!

Von Viertelstunde zu Viertelstunde belauschte ich seine Augenlieder und das Gold; jene schloßen sich nicht, und das Gold schien vor meinen Augen, wie ein verwünschter Schatz, immer tiefer zu versinken. Ich war in Verzweiflung. Nach seinen Forderungen zu urtheilen mußte die Bezahlung fürstlich werden. Das Frühstück nach der schlaflosen Nacht stärkte mich wieder. Drei Küsse drückte er auf meine Lippen, steckte eine ganze Goldrolle in meinen Ridicül, und nahm Abschied von mir, indem er in einer halben Stunde abreisen wolle. Bei dem Portier erfuhr ich, er sey ein reicher jüdischer

Goldmäckler aus Warſchau. Ich eilte auf ſelten beſuchten Straßen, meines Erwerbes mich erfreuend, nach Hauſe.

Unter Weges ſann ich darüber nach, welchen Todes ich die Goldſtücke ſollte ſterben laſſen. Nach tauſend Einfällen beſchloß ich, mir einen neuen Pelzmantel zu kaufen, womit ich die vornehmſten Damen in den Schatten ſtellen wollte.

Haſtig riß ich in meinem Kabinette die Rolle aus meinem Ridicül, zerreiße ungeduldig das Papier, und — fünfzig Kupfermünzen liegen in meiner Hand.

Ich ſtand da, wie vom Donner gerührt! Eine ſo niederträchtige Prellerei war mir in meinem ganzen Leben noch nie vorgekommen. In dem nämlichen verhängnißvollen Augenblicke keuchte athemlos der Lohnlackey in das Zimmer, um ſich den verfluchten Kuppelpelz zu holen. In der größten Wuth warf ich ihm die Kupfermünzen in's Geſicht, und überhäufte ihn mit allen Schmähworten, die ich nur in der größten Eile auftreiben konnte.

Da haſt du mein verwünſchtes Abentheuer!

Seitdem bin ich so klug geworden, mich gar nicht mehr zu geniren, und die Münzsorte zu prüfen, bevor ich das Zimmer verlasse. Mach es auch so!"

„Was sagen Sie zu diesem Geschöpfe, welches bei einer zahlreichen Partei Alles gilt, und von ihr abgöttisch verehrt wird?"

„„Ich finde dieß sehr natürlich, weil schöne Mädchen, wenn sie tugendhaft sind, nur den kleinen Kreis der Guten interessiren können, während leichte Waare durch leichte Sitten alle Genußsüchtigen gewinnen, deren Zahl Legion heißt. Aber erklären Sie mir doch, Lerry, wie es zugeht, daß Sie Alles erfahren, und selbst in den Besitz der geheimsten Papiere gelangen?""

„Durch gute Verbindungen, auf dieselbe Weise, auf welche manche Handelsleute Adressen von Fabriken und andern Bezugsquellen sich zu verschaffen wissen, die tausend Andern immer ein Geheimniß bleiben."

Rosa und Lerry sprachen noch so Manches über die Angelegenheiten der nächsten Tage,

und jene zog sich mit Fanny und Betty, ihren Gefährtinnen in das Schlafgemach zurück.

Die gefährliche Nachbarschaft.

Die verschiedenen Abenteuer, welche Rosa während ihres noch so kurzen Aufenthaltes in Paris erlebt, und die interessanten Mittheilungen, welche sie von L'erry vernommen hatte, boten ihr so reichen Stoff zum Nachdenken, daß sie in ein tiefes, schweigendes Sinnen versank, als die Mädchen beschäftigt waren, sie zu entkleiden.

Da nun diese öfter leise zusammenflüsterten, fragte Rosa, was denn ihre Zungen heute so ungewöhnlich in Bewegung setze.

Lange wollte keine mit der Sprache heraus rücken, endlich faßte Betty den Muth, zu beichten:

„Während Sie nicht zu Hause waren, ließ sich ein Mädchen melden, welches als Kammer-

jungfer in Ihre Dienste zu treten wünsche. Wir machten uns den Spaß, mit dem Mädchen zu sprechen, und fanden an ihr ein junges, herzlich gutes, verständiges Mädchen: das arme Kind ist eine Waise, ohne alle Unterstützung, da es von einem hartherzigen Vormund, dessen schnöde Lüste es nicht befriedigte, verstoßen wurde.

Wir kennen Ihr edelmüthiges Herz, welches den Unglücklichen so gerne hilft, und ob wir gleich nicht wußten, in wie weit Sie geneigt seyn möchten, sich des armen Geschöpfes anzunehmen, so glaubten wir doch im Geiste Ihrer Gesinnungen zu handeln, indem wir dem Mädchen eine Nachtherberge anboten, mit dem Versprechen, Ihnen vorgestellt zu werden. Belieben Sie nun, was wir eigenmächtig gethan, zu verzeihen, und zu bestimmen, was mit dem Mädchen geschehen soll."

„„Ich billige euer Benehmen. Von meiner Schwelle soll Niemand ungetröstet gehen. Bringt mir das Mädchen; ich will es sehen und prüfen; sie soll mich entkleiden, und meine Haare zur Nachtruhe ordnen, damit ich beurtheilen

kann, ob sie in dieser Art von Bedienung wohl erfahren ist.""

An Fanny's Hand erschien das Mädchen, dürftig aber reinlich gekleidet, und verneigte sich anständig und bescheiden.

„Wie heißt du?"

„„Emilie!""

„Von Paris?"

„„Zu dienen, ja!""

„Wer sind deine Eltern?"

„„Mein Vater war ein Tuchweber; ach, ich verlor meine guten Eltern vor zwei Jahren, und bin nun eine arme von Gott und der Welt verlassene Waise!""

„Nicht von Gott, mein liebes Kind, wenn auch von der Welt; Gott verläßt Niemand, wer sich nicht selbst verläßt. Wie alt bist du?"

„„Sechzehn Jahre.""

„Hast du schon einmal gedient?"

„„Ja, im Hause meines Vormundes.""

„Warum hast du diesen Dienst aufgegeben?"

„„Weil — ach, ich wag' es nicht zu gestehen!""

„Sprich!"

„„Weil er Forderungen an mich ſtellte, die kein ehrliches Mädchen erfüllen darf.““

„Das gereicht dir zur Ehre. Was haſt du gelernt?“

„„Manches, womit ich mein Brod mir redlich zu verdienen hoffe, kochen, fein nähen, alle Arten von Kleidern machen, Spitzen klöppeln, friſiren, auch zeichnen, ſingen und Klavier ſpielen.““

„Da biſt du in der That eine Tauſendkünſtlerin. Ich möchte deine Stimme hören; ſetze dich ans Klavier, und ſinge ein Liedchen; die Wahl überlaſſe ich dir.“

Emilie ſpielte mit großer Fertigkeit, und ſang mit einer ſehr angenehmen Mezzo-Sopranſtimme ein Lied voll des innigſten Gefühles, die Klagen unglücklicher Liebe.

„Du ſingſt recht brav, Emilie, und mit ſo viel Seele, daß ich beinahe glauben möchte, du ſangſt die Leiden deines eigenen Herzens. Iſt's ſo?“

„„Ja,““ ſeufzte Emilie leiſe.

„Armes Mädchen, ſo jung, und ſchon von

Liebespein gequält. Darf ich das Geheimniß deiner Liebe wissen?"

„„Wer sonst, als Sie, meine Wohlthäterin, meine zweite Mutter! Doch erlauben Sie, daß ich Ihnen die Erzählung meiner unglücklichen Liebe allein anvertraue.""

„Recht gerne. Du wünschest in meine Dienste zu treten?"

„„Das ist meine höchste Bitte, deren Erfüllung mich überaus glücklich machen würde.""

„Was verlangst du für deine Dienste?"

„„Betrüben Sie mich nicht mit dieser Frage, gnädige Frau; betrachten Sie mich als Ihr Kind, das mit dem zufrieden ist, was es von seiner geliebten Mutter erhält. Ich habe keine Bedürfnisse.""

„Welch ein Beweggrund führt dich gerade zu mir? Paris ist groß, und mit deinen Kenntnissen würdest du in jedem vornehmen Hause willkommen seyn."

„„Eine unnennbare Sehnsucht zieht mich zu Ihnen hin; es ist mir, als habe der Geist meiner guten seligen Mutter diesen Entschluß in meine Seele gehaucht.""

„In meinen Dienſten wirſt du aber bald deine Vaterſtadt verlaſſen müſſen, und ſie vielleicht nie wieder ſehen.“

„„Mit Ihnen zieh ich auf eine wüſte Inſel; mit Ihnen würde ſie mein Himmel, ohne Sie der Himmel ſelbſt meine Hölle werden!““

„Sonderbares Mädchen! Nun wohl, ich nehme dich an, und will dich halten, wie mein eigenes Kind; Fanny und Betty ſollen dich unterweiſen, damit du die Sitte meines Hauſes kennen lerneſt. Ihr zwei Mädchen könnt jetzt zu Bette gehen; Emilie entkleidet mich völlig, und ſchläft heute zum erſtenmale in meinem Zimmer. Gute Nacht!“

Fanny und Betty entfernten ſich, und Roſa überließ ſich den Händen Emiliens, welche die neue Gebieterin mit großer Gewandtheit bediente.

Als ſie die Buſenſchleife öffnete, und mit den Fingern an die in Milch getauchten Roſenhügel ſtreifte, bebte ſie ſichtbar zuſammen.

„Was fehlt dir, Emilie?“

„„Ach, ich bitte für meine Unbehülflichkeit ſehr um Vergebung; die Angſt, bei dem erſten

Verſuche mich linkiſch zu zeigen, entzieht mir den beſonnenen Gebrauch der Finger!“ “

Gleich einem der erſten Friſeure von Paris ordnete Emilie die Haare Roſa's, während dieſe wiederholt das Geſpräch auf des Mädchens unglückliche Liebe zu lenken ſuchte, und ſie aufforderte, ihrer Zuſage gemäß, das Nähere nun zu erzählen.

„„Ich liebe ein Weſen, das alle Vorzüge des Geiſtes und Herzens in ſich vereinet, welche in dieſer Vollendung die Natur ſelten an ein einziges ihrer Kinder verſchwendet. Aber ach! dieſes herrliche Weſen weiß nicht einmal, daß ich es liebe, anbete!“ “

„Armes Kind!“

„„Nie hab' ich es gewagt, meine Liebe zu geſtehen; wag' ich es einſt unerhört, ſo löſch' ich die Flammen unglücklicher Liebe, in den Wellen der Seine aus!“ “

Einige glühende Thränen Emiliens fielen auf die blendend weißen Schultern Roſa's.

„Du weinſt, mein Kind? Thu das nicht; der Gram könnte dein junges Herz brechen! Denke auch nicht an Selbſtmord; du würdeſt

Gott beleidigen, und dein Seelenheil verſpielen!"

„„Erlauben Sie, daß ich dieſe Thränen unglücklicher Liebe von Ihrem Nacken wegküſſe!""

Emilie küßte die feuchte Stelle, und in dieſem Augenblicke brach ein Strom bitterer Thränen aus ihren Augen, welche glühend heiß über Roſas Buſen hinunterrollten.

Roſa erhob ſich raſch von ihrem Sitze, und ſchloß Emilien zärtlich an ihren Buſen, indem ſie einen tröſtenden Kuß auf ihre roſigen Lippen drückte.

„Um Gott, Emilie, mäßige deinen Schmerz! Du biſt in einer gereizten Stimmung, die mir für deine Geſundheit bange macht; zieh dich aus, liebes Kind, und lege dich ein Stündchen zu mir; wir wollen noch eins plaudern; vielleicht gelingt es mir, dich aufzuheitern."

Im blanken Hemdchen ſtand Roſa vor Emilien, die jedoch mit jungfräulicher Schüchternheit ihr Buſentuch und letztes Röckchen nicht ablegte, ſondern, Roſa's himmliſche Formen laut bewundernd, neben der Gebieterin Platz nahm.

„Gute Emilie, du bebst ja, wie vom Fieberfroste geschüttelt; schmiege dich fest an mich, und lege dein Köpfchen an meinen Busen, damit du dich erwärmest. Morgen wollen wir nach einem Mittel umsehen, dein liebekrankes Herz zu heilen; wenn Verwendung und Gold dich zum erwünschten Ziele führen können, so rechne auf mich!"

Arm in Arm, Busen an Busen, entschliefen sie nach einer halben Stunde, und als der Tag graute, entwand sich Emilie den Armen der zweiten Mutter, um ihre Dienste im Hause zu beginnen.

Rosa erwachte; mit Verwunderung vermißte sie das Mädchen; sie schellte; Fanny und Betty versicherten, Emilien seit dem Abende nicht mehr gesehen zu haben. Sie war im ganzen Hause nicht mehr zu finden, und erschien auch bei dem Frühstücke nicht.

Rosa's erste Vermuthung und bange Besorgniß war, das unglückliche Mädchen möchte vielleicht im Uebermaße der Liebesqualen ihrem Leben ein gewaltsames Ende bereiten wollen, oder vielleicht schon bereitet haben.

Sie trug dem Lerry auf, sogleich einen Anzeigebericht an den Polizeipräfekten zu schreiben, und während dieser hiemit beschäftigt war, brachte ein Hofbedienter, der sich sogleich wieder entfernte, ein Briefchen an Rosa, worin diese zu ihrem größten Erstaunen Folgendes las:

„Von Gott gesendeter Engel!

Sie besitzen alle Tugenden, Sie werden auch verzeihen können. Ihr edles Herz läßt mich vermuthen, daß Sie gewiß um das Schicksal Emiliens bekümmert seyn werden, welche Sie gestern mit so zärtlicher Mutterliebe aufnahmen, und sogar des unaussprechlichen Glückes würdigten, Ihr Bettchen theilen zu dürfen. Emilie ist für immer verschwunden, und bedient in diesem Augenblicke als Hofpage Seine Majestät den König. Ja, ich hab' es gewagt, von der reinsten und innigsten Liebe ermuthigt, in Mädchenkleidern mich Ihnen zu nähern, und eine kurze Zeit in der Phantasie eines plötzlich in den Himmel versetzten Jünglings zu schwelgen; mit welcher Selbstbeherrschung ich dabei gelitten habe, ein wahrer Tantalus der Liebe, kann keine menschliche

Zunge aussprechen. Wenn Sie auch mein kühnes Wagestück verdammen, so werden Sie doch der Reinheit meiner anbetenden Liebe Gerechtigkeit wiederfahren lassen, indem ich am Rande des Himmels die Qualen der Hölle standhaft erduldet habe. Bis in den Tod

Ihr unglücklich liebender
L. v. B."

„Unerhörte Kühnheit! Wahnsinn der Liebe!" dachte Rosa, und konnte doch im Augenblicke da sie zürnen wollte, ein leises Lächeln nicht unterdrücken.

„Lassen Sie das Schreiben," sagte sie zu Lerry, „Emilie hat mir so eben Nachricht von neuen Schritten gegeben, die sie zur Verbesserung ihres Schicksals gethan hat."

Sie merkte bald, daß auch die beiden Mädchen von dem hübschen Schelm getäuscht worden seyen, dessen jugendlich zartes Gesichtchen sie für ein jungfräuliches hielten, und erinnerte sich des von demselben Pagen erhaltenen Briefchens. Dieses Geheimniß bewahrte sie jedoch vor Lerry und den beiden Mädchen in ihrem Busen, überzeugt, daß alle drei ihren Betheurungen des

keuſcheſten Beiſammenliegens nicht geglaubt hätten.

Schreiber dieß aber hat alle Urſache, der Wahrheit dieſes Vorfalles zu glauben, da er ein ähnliches Ereigniß aus ſeinem eigenen Leben erzählen kann. Zwei Beweggründe machen ein ſolches Benehmen möglich und wahrſcheinlich: das Ehrenwort und eine bis zum Enthuſiasmus geſteigerte reine Liebe; dieſe beſeelte den Pagen, jenes lähmte des Erzählers verwegenſte Wünſche.

Von einer Reiſe nach Norddeutſchland in die Heimath zurückkehrend, beſuchte ich in N* einen Jugendfreund, der ſeit zwei Monaten mit einem höchſt liebenswürdigen Weſen vermählt war. Er zählte damals erſt 23 Jahre, ſeine Frau noch nicht 18, ich kaum 20 Jahre.

Zu jener Zeit war ich ein romantiſcher Schwärmer, ſchwebte immer in den Sternenräumen, und ſprach mit den weiblichen Geſchöpfen auf der Erde in einer ſo unnatürlichen, geſchraubten, unpraktiſchen Bilderſprache, daß ich von Niemand verſtanden, und von den meiſten Da-

men wo nicht für verrückt, wenigstens für überspannt gehalten wurde.

Die Berufsgeschäfte fesselten meinen Freund den ganzen Tag hindurch an sein Amt; er überließ mir das angenehme Geschäft, seine Amalie so gut als möglich zu unterhalten.

Glücklicherweise hatte Amalie selbst einen kleinen romantischen Sparren im blonden Lokkenköpfchen, und lustwandelte gerne an Sommerabenden an den freundlichen, malerischen Gestaden des stattlichen Stromes, welcher unweit der Stadt vorüberrauschte, wenn des Mondes bleiche Strahlen auf den schaukelnden Wellen schwammen, und leise Abendlüftchen mit den lispelnden Blättern schlanker Pappeln spielten. So lange mein Aufenthalt in N* dauerte, war ich auf solchen Spaziergängen stets Amaliens Begleiter; kamen wir nach Hause, so hatte sich's der Gemahl schon bequem gemacht, und für ein gutes Abendessen in der Fliederlaube seines Gärtchens gesorgt. Amalie beehrte mich mit ihrem unbedingten Vertrauen; ich erfuhr bald, daß ihre Eltern, um einer aussichtlosen Bekanntschaft ein Ende

zu machen, zu dieſer Heirath ſie überredet hatten; der Geliebte ihres Herzens war aus Gram nach Amerika gegangen, und hatte ihr ſeitdem nie geſchrieben. Sie achtete ihren braven, zärtlichen Mann, erfüllte gewiſſenhaft alle Pflichten ihres Berufes als eine redliche Gattin, allein ſie konnte ihn nicht lieben. Und was iſt die Ehe ohne Liebe? Ich hatte mich in ihren Charakter ganz hineinſtudirt, und da alle meine Geſinnungen mit den ihrigen übereinſtimmten, da ich mit ihr ſchwärmte, mit ihr weinte, ſo gewann ich in kurzer Zeit ihr Wohlwollen in ſolchem Grade, daß ſie mir geſtand: nach ihrem verlorenen Franz wär' ich wohl der Einzige, den ſie lieben könnte, wenn keine andern Pflichten ſie bänden.

Wer an meiner Stelle, welcher Jüngling, dem das Herz für alles Schöne glühte, wie mir, würde ſo günſtige Verhältniſſe nicht benutzt haben? Ich nicht! Die Hinneigung zur reinen Liebe war in mir ſo vorherrſchend, daß ich gar keine Verſuchung fühlte. Manchmal ſchien mir's, als ob ſich Amalie ſelbſt darüber wundere, und ſolche Augenblicke waren

mir stets die gefährlichsten. Auf welche Probe jedoch das Schicksal in kurzer Zeit mich stellen würde, davon hatte ich damals noch gar keine Ahnung.

Briefe luden mich zur schleunigen Heimkehr ein. Mein Freund bedauerte, daß ich so bald schon sein Haus verlassen wolle, zu dessen Genossen er mich bereits gezählt habe. Er half mir meine Koffer packen, schenkte mir noch eine sehr hübsche Tabakspfeife zum Andenken, und drang mir mein Ehrenwort ab, in Jahr und Tag längstens ihn wieder zu besuchen, dann aber wenigstens zwei Monate bei ihm zu verweilen.

Am Abende vor meiner Abreise, — es war ein trüber Regentag — stand ich mit Amalien sinnend am Fenster, an welches die dichten Tropfen schlugen. Wir sprachen kein Wort. Sie schnitt mit ihrem Brillantringe meinen Taufnamen in das Glas.

„Mein Gott, Amalie, was haben Sie gethan? Wie leicht könnte Ihr Gemahl dieß mißdeuten!“

Immer die niedlichen Züge betrachtend, ge-

wahrte ich lange nicht, daß zahlloſe Thränen über ihre Wangen floßen.

„Amalie! Sie weinen?“

„„Ach,““ ſchluchzte ſie, „„ſollte ich nicht weinen, da ich Sie verliere, das einzige Herz, das mich verſteht, das noch tröſtende Worte und mitfühlende Thränen für meinen Gram hat.““

Ich war in keiner geringen Verlegenheit, und bot Allem auf, ſie zu beruhigen.

„„Sie reiſen alſo wirklich ab?““

„Ja, Amalie!“

„„Bald?““

„Morgen!“

„„Morgen ſchon? Ach Gott!““

„Sie haben den Verluſt des Geliebten ertragen, Sie werden auch den Freund noch vermiſſen lernen.“

„„Schwer, ſehr ſchwer! Jetzt fühl' ich erſt den Schmerz, Sie zu verlieren, in ſeiner ganzen Größe, weil der Augenblick des Scheidens gekommen iſt. Ach, warum hab' ich Sie nicht früher kennen gelernt; es wäre jetzt ſo Manches anders!““

„Amalie, darf ich dieſe Worte zu meinen Gunſten deuten?“

Ein leiſes „Ja“ wand ſich über ihre Lippen.

„Himmliſches Weſen, dieſes einzige Wort ſpricht meine Vernichtung aus!“

Ich zog ſie ſanft an meine Bruſt, und drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

„Darf ich noch eine Bitte wagen?“

„„Sprechen Sie!““

„Eine Locke von Ihrem Haupte!“

Raſch nahm ſie eine Scheere aus ihrem Arbeitstiſchchen; die ſchöne Locke fiel, und ich verbarg ſie in meinem Buſen.

„Amalie, mein Name darf nicht allein in der Scheibe ſtehen; fügen Sie noch den Ihrigen und den Namen Ihres Gatten bei.“

Sie that nach meinem Wunſche; aber als ſie den Namen des Gatten einſchnitt, floſſen ihre Thränen wieder.

Die häuslichen Geſchäfte trennten ſie von mir; ſie bat mich, inzwiſchen ſo gut als möglich mich zu unterhalten.

„Ja wohl, ſo gut als möglich! Sie füh-

len gleich mir, wie unmöglich mir dieß ſey, fern von Ihnen.“

In meinem Zimmer ergriff ich die Klarinette, und blies das ſeelenvolle Lied aus der „Schweizerfamilie“:

„Wer hörte wohl jemals mich klagen u. ſ. f.“

Die ſchwellenden Töne des kräftigen Inſtrumentes drangen durch alle Gemächer des freundlichen Landhauſes, welches mein Freund bewohnte, durch den Garten bis hinüber zum jenſeitigen Ufer des Stromes.

Kaum vernahm Amalie ihr Lieblingslied, das ſie einſt ſo oft ſchon am Klavier geſungen hatte, wenn ihr Geliebter mit der Flöte accompagnirte, als ſie in das Zimmer ſtürzte, an meinen Hals flog, und in Thränen zerfloß.

„„Wollen Sie mich mit Erinnerungen tödten?““ ſchluchzte ſie, und ſchien alles Troſtes bar und ledig.

An der Hausthüre wurde geſchellt; mein Freund kam.

Amalie flog in die Küche.

„Nun, ich bringe wichtige Neuigkeiten, mein Freund! Wo iſt Amalie?“

„„Vor wenigen Augenblicken ging sie über den Corridor.““

„Ah, sie wird in der Küche seyn. Amalie! Amalie!“

Sie kam.

„Ueberlaß heute die Küche der Köchin, und packe nur gleich deine Siebensachen zusammen; du mußt morgen mit meinem Freunde nach N° reisen, wohin ihn der gerade Weg führt. So eben erhalte ich diesen Brief, worin mir mein Onkel, der Obersteuerrath, — Du kennst ja den alten Hagestolz, — melden läßt, der Schlagfluß habe seine ganze rechte Seite gelähmt, und der Arzt ihm erklärt, daß eine Wiederholung ihm den Garaus machen werde. Das ist ganz die Schreibart des jovialen Mannes, der den Tod als einen nothwendigen Gast, früher oder später, mit guter Laune empfängt. Er will uns beide zu Universalerben seines großen Vermögens einsetzen, und wünscht, daß wir ihm die Augen zudrücken möchten. Sollte ich, was er wahrscheinlich finde, der Geschäfte wegen nicht kommen können, so hoffe er, daß ich Amalien schicken werde, deren zarte Finger er zum

Zudrücken seiner Augen für passender halte, als meine langen, womit ich ihm als Studentchen in den Ferien so oft die Aprikosen aus dem Garten gestohlen habe. Du siehst, der gute Humor verläßt ihn selbst am Rande des Grabes nicht. Gute Amalie, nicht wahr, du bist so gefällig, diese Reise zu machen?"

„„Wenn du es wünschest, gerne. Wird sich's aber schicken, mit einem fremden Herrn zu reisen, ohne weibliche Begleitung?""

„Unser bester Freund ist ja kein Fremder. Gebt euch nur für ein Ehepaar aus, um kein Aufsehen zu machen; das wird euch Jedermann glauben, denn ihr seyd schmucke Leutchen, die ganz zusammenpassen."

Diese Worte preßten mir das Herz zusammen.

„Die Hauptsache hätte ich beinahe vergessen. Ich habe dich nicht einmal gefragt, lieber Freund, ob du nichts dagegen einzuwenden hast. Nun, das hab' ich einmal recht hübsch gemacht!"

Ich versicherte ihn, daß ich es mir zur größten Ehre schätze, wenn er mir seine Frau anvertrauen wolle.

„Anvertrauen! Wie kommt dir denn die-

ſes tolle Wort in den Mund? Ich nehm's für eine Redensart hin. Das wäre ſchön, wenn ein Freund dem Freunde ſeine Frau nicht anvertrauen dürfte! Eine Frau, die ihre Ehre nicht ſelbſt bewacht, hütet kein Gott vor dem Falle, und ein Freund, der ein ſolches Vertrauen mißbrauchen könnte, wäre ein Verräther an der Freundſchaft. Weg mit ſolchen Gedanken! Morgen um 5 Uhr früh reiſet ihr ab, um noch zu guter Stunde die Nachtherberge in L** zu erreichen. Der einzige Gaſthof daſelbſt iſt eine elende Kneipe, wo ihr ſchlecht aufgehoben ſeyd; ich werde für Wein ſorgen, Amalie mag einigen Capaunen die Hälſe brechen laſſen, denn ſie ſelbſt kann kein Blut vergießen ſehen. Verlaßt euch nur auf mich; ich werde euch mit Vorrath verſehen, als hättet ihr eine Reiſe nach Amerika zu machen."

Er verließ das Zimmer.

Das Wort „Amerika", vom Freunde unwillkührlich ausgeſprochen, da er von den frühern Verhältniſſen ſeiner Gattin nichts wußte, riß die alte Wunde in Amaliens Herzen auf, und ein tiefer Seufzer ſchnitt durch ihre Seele.

Aber keine Thräne floß. Sollte die Reiſeluſt, der Gedanke: mit mir zu reiſen, die Thränenquelle mit einem Steine überwölbt haben? Dieſe Frage ſtellte meine Eitelkeit an den Verſtand. Ich wagte nicht, ſie nach meinem geheimen Wunſche zu beantworten. Wir tranken auf fröhliches Wiederſehen noch manches Gläschen Weinpunſch, und ehe wir das letzte leerten, flüſterte Amaliens Gatte ihr ſchnell einige Worte zu. In demſelben Augenblicke entfiel ihm ein Meſſer, und während er ſich bückte, um es aufzuheben, warf ſie mir einen bedeutungsvollen Blick zu, und ſchaute dann ſtumm ſeufzend nach oben, als wollte ſie ſagen: „Der Ehe Pflicht gebietet es; ich muß, — zürne nicht!“

Als ich am Morgen mein Gepäck in den Hofraum bringen ließ, fand ich meinen Freund und Amalien bereits beſchäftigt, den Wagen mit allen Erforderniſſen zu einer bequemen Reiſe zu verſehen. Ich erkundigte mich, wie meine Reiſegefährtin in der Abſchiedsnacht geſchlafen habe, und mußte wahrſcheinlich den Ton etwas malitiös gewählt haben, denn ſie antwortete

hocherröthend: „Gut!“ Jede andere Antwort, von einem unruhigen Schlafe, u. dgl. hätte mir nicht minder gefährliche Waffen in die Hände gegeben, sie zu necken. Hiefür war ich jedoch zu ernst gestimmt.

Nach dem Frühstücke folgten die Abschiedsküsse, und als die vier Postpferde vorgespannt wurden, reichte ich Amalien den Arm, sie an den Wagen zu führen.

Vom Sitze aus rief ich dem Freunde noch zu: „Leb wohl, mein theurer Freund! Mit meinem Ehrenworte verbürge ich dir, daß deine Frau unter meinem Schutze stehen soll, als wärest du selbst bei uns; sey also ganz unbekümmert.“

„„Schon recht, schon recht, das versteht sich alles von selbst! Glückliche Reise! Amalie, schreibe mir ja recht bald, was der Onkel macht!““

Im scharfen Trabe lenkten die Pferde auf die Landstraße ein, und nun ging's gar fröhlich durchaus; der Postillon blies recht fertig das Waldhorn.

Noch jetzt, so oft ich von meiner einsamen Schreibstube aus ein Posthorn schmettern höre,

gedenke ich jener unvergeßlichen Fahrt, und schwelge in Erinnerungen. Es ist doch etwas Herrliches um das Reisen mit Extrapost in angenehmer Gesellschaft; wär' ich ein König, ich glaube, dieß würde meine einzige Leidenschaft seyn. An einem heitern Sommermorgen, oder im Herbste, wenn die Frühnebel nach und nach wie Phantasiegebilde vor der blitzenden Sonne weichen, sitzt man so gemüthlich im Wagen, oder vielmehr man liegt darin, wenn es die Umstände erlauben, und schmaucht ein Pfeifchen ächten Varinas, und greift bisweilen nach dem Strohfläschchen mit ächtem Maraschino di Zara, oder nach der Burgunderflasche, um einen stummen Toast auf irgend etwas Liebes auszubringen. Liegt man allein im Wagen, freilich etwas Langweiliges, dann überläßt sich der Geist süßen Träumen, die um so unerschöpflicher sind, wenn man nach dem Orte steuert, wo das Herz seine Seligkeit findet; in Begleitung eines vertrauten Freundes fehlt es nicht an Stoff zu frohen Gesprächen; Heil aber dem dreimal Glücklichen, der mit seinem Liebchen reiset! Er führt die ganze Welt und seinen Him-

mel im engen Raume seines Wagens, was keine Postanstalt auf der ganzen Erde im Stande wäre, und baute sie auch aus einem Welttheile eine Diligence. Dann sprechen selbst die Bäume auf den Straßen, und alles Leblose wird lebendig. Jeder Reiz der Natur wird doppelt genossen durch Theilung; keine schlimme Ahnung trübt das Herz, das himmelhoch jauchzet in seinem Glücke!

Ich war nicht allein, hatte keinen Freund, und auch mein Liebchen nicht bei mir, und doch war mir so wohl, daß ich lange Zeit kein Wort sprechen konnte, weil ich zuerst mich abmühen mußte, die Last meines geheimen Glückes tragen zu können. Ein holdes Wesen saß neben mir, das ich liebte, und das mir gut war; ach, zwischen lieben und gut seyn liegt eine so weite Kluft, und dennoch baut der Zauber der Liebe oft so schnell eine kühn gewölbte Brücke über sie!

Die ganze Natur lag im Brautschmucke vor uns; sie hatte sich im Regen der vergangenen Nacht gebadet, und stieg nun hell leuchtend wie die Meeresgöttin aus der Fluth hervor.

Zur Mittagszeit hielten wir bei einem Posthause, das uns nichts bieten konnte, als freundliche Gesichter, welche ich aber oft den köstlichsten Gerichten vorziehe.

Fünf Kinder, wie aufsteigende Orgelpfeifen, umgaukelten uns, als wir unter einer dichtbelaubten Kastanie im Garten die Proviantkammer des Freundes rühmten, und verließen uns gar nicht mehr. Amalie reichte jedem Kinde ein Stück Kuchen, und die kleinen Mühlen mit den Stampfzähnchen blieben in beständiger Bewegung.

Sie schien meine herzliche Liebe zu den Kindern mit Vergnügen zu bemerken, und hier erfuhr ich auch durch fein gestellte Fragen, daß sie auch dem Mutterglücke entgegen sehe.

Ich weiß nicht, warum dieses Geständniß, dem ich die innigste Theilnahme durch einen Glückswunsch heuchelte, mich betrübte, anstatt zu erfreuen. Wahrscheinlich, weil dieser werdende Mutterstand Amaliens mich nur um so bitterer in meinen thörichten Träumen störte.

Das Wasser eines Wildbaches war in Folge

der ſtürmiſchen Nacht ausgetreten, und hatte eine ziemliche Strecke der Landſtraße unfahrbar gemacht. Wir kamen alſo auf beträchtlichen Umwegen erſt in ſpäter Nacht in unſerer Herberge an, deren Erbärmlichkeit noch bei weitem des Freundes Schilderung übertraf.

Die ſchmutzige Wirthin führte uns in das einzige Zimmer hinauf, worin ſie Fremde beherbergen konnte; ſtatt des Zimmers fanden wir aber eine alte Rummelkammer, worin alle möglichen Geräthſchaften aufgeſpeichert waren. Ein einziges, jedoch ſehr reinliches Doppelbett, verſöhnte mit den übrigen Unannehmlichkeiten.

„Machen ſich's Euer Gnaden ſo bequem als möglich, und wenn die gnädige Frau Gemahlin vielleicht Jemand zum Ausſchnüren brauchen, ſo ſteh' ich zu Dienſten.“

„„Ich ſchnüre meine Frau ſchon ſelbſt aus,““ erwiederte ich, um die Wirthin zu beruhigen, welche mich ſo aufmerkſam betrachtete, als wollte ſie nach meinem Aeußern beurtheilen, ob ich denn wirklich ſchon ein Ehemann ſeyn könnte, und um das Vergnügen zu haben, Amalien als meine Gattin begrüßen zu können.

Auf die Frage, was uns zu speisen beliebe, fragte ich: „Frau, was magst du?“

„„Was du willst; es ist mir ganz gleich, das weißt du schon,““ entgegnete der blonde Satan, um mir das Blut in's Gesicht zu jagen, denn ich schüchterne-Seele gerieth in keine geringe Verlegenheit. Wir überließen diese Anordnung der Wirthin, die auch in kurzer Zeit mit einer großen Schüssel geräucherten Fleisches erschien, bedauernd, daß sie mit nichts anderem versehen sey.

Zum zweitenmale pries ich meinen Freund, der uns so gut versorgt hatte. Wir aßen und tranken miteinander mit dem größten Appetite, erzählten, was uns in den Schnabel kam, und zum Schlusse bereitete ich mit Spiritus-Feuer Weinpunsch.

„Das gestrige Dessert zum Weinpunsche werden Sie heute vermissen,“ bemerkte ich lächelnd.

Ganz unbefangen, in ihrem netten Nachthäubchen und Bettspencer, erwiederte sie: „„Ich bin schon satt!““

Als es auf einer alten Schwarzwälderuhr 11 Uhr schlug, sagte sie: „Jetzt dürfen wir uns

wohl zu Bette legen; wir müssen früh heraus, und wenn ich nicht genug geschlafen habe, bin ich gewöhnlich in böser Laune.“

„„Wie es beliebt. Wenn sie es erlauben, werde ich den Strohsack und den Strohpolster aus dem Bette nehmen, und neben Ihrem Lager auf dem Boden Ihren Schlaf bewachen.““

„Warum nicht gar! Wie leicht könnten Sie sich erkälten und krank werden! Nein, nein, Sie schlafen bei mir!“

Nun frage ich jeden guten Christen, wie ihm bei dieser Antwort zu Muthe gewesen wäre! Es wäre unschicklich gewesen, auf irgend eine Gefahr für sie anzuspielen; sie hätte meinen Eigendünkel und meine geringe Meinung von ihrem Charakter derb zurechtweisen, vielleicht mit Verachtung mir begegnen können.

Amalie trank aus, und wollte nun in's Bett gehen. Vergebens versuchte sie, die zentnerschwere Federdecke aufzuziehen; obgleich sie, sich vorwärts beugend, daß ich die schönsten Waden von der Welt bis über die Kniekehle bewundern konnte, alle Kraft anstrengte, gelang es ihr doch nicht, bis ich ihr Hülfe lei-

ſtete. Ich hob ſie ſanft hinein, löſchte das Licht aus, entkleidete mich bis auf das Unterbeinkleid, und ſtieg nun hinein zu ihr. Meine ſchönen Leſerinnen, Sie werden ſelbſt wiſſen, daß Weinpunſch kein Eibiſchthee iſt, alſo brauche ich Ihnen keine Vorleſung über die himmelweit verſchiedenen Wirkungen dieſer Getränke zu halten; genug, ich lag nun einmal neben dem liebenswürdigſten Weibchen von der Welt. Sie fing ein Geſpräch an:

„Wer von uns beiden hätte ſich geſtern noch träumen laſſen, daß wir heute ſo nahe beiſammen ſeyn würden!“

„„Wahrhaftig, ich würde dieſen Einfall für einen Traum, oder für den kühnſten Wunſch gehalten haben.““

„Mein Mann wird lachen, wenn ich ihm dieſes Abenteuer ſchreibe.“

„„Gewiß!““

In dieſem Augenblicke ſtellte ich mir lebhaft vor, wie ich gelacht haben würde, wenn Amalie als meine Gattin ein ſolches Abenteuer mir geſchrieben hätte. Mein Lachen würde wahrſcheinlich ganz grün geweſen ſeyn.

„Himmel, hören Sie nichts?“

„„Was denn?““

„An der Bretterwand ſtreift etwas auf und ab.“

Sie rückte ſo nahe zu mir, daß unſere Leiber ſich berührten.

„„Ich höre nichts. Wahrſcheinlich ſchläft Jemand in der Nebenkammer, und hängt vielleicht die Kleider auf.““

Ich glaubte nie an Geſpenſter, und erklärte mir daher auch den Umſtand als ganz natürlich, daß etwas die Bettdecke auf meiner Seite leiſe in die Höhe hob; ich wollte jedoch Amalien nichts davon ſagen, um ihre Ruhe nicht zu ſtören; ſie hätte doch den Muth nicht gehabt, zu unterſuchen, was dieſe Bewegung hervorbrachte. Späterhin gewöhnte ich mich daran.

Zwiſchen Furcht und Müdigkeit entſchlummerte Amalie; ihr Köpfchen ruhte zur Hälfte an meiner Bruſt; ihr weicher ſüßer Odem wehte durch die verſchobenen Falten des Hemdes über mein Herz hin, das mit Fiebereile ſchlug. Ohne ſie im Schlummer zu ſtören, konnte ich nicht einmal mein Haupt neigen, um ihre Locken zu

küſſen, und keine Hand ausſtrecken, um zu prüfen, ob die Bettdecke auf Amaliens linker Seite gegen Luftzug ſchließe.

Weit ſchwerer als die Bettdecke, ja, als eine ganze Welt, lag das Vertrauen meines Freundes und mein Ehrenwort auf meiner Seele. Vergebens wollte ich mit König Salomo mich tröſten, welcher einſt geſagt haben ſoll: „Alles iſt eitel!“ Der gute Herr hatte gut reden in ſeinem Serail von 3000 Frauen und 7000 Kebsweibern; aber ich armer Jüngling, verliebt bis über die Ohren, an der Schwelle des Paradieſes liegend, ohne es betreten zu dürfen, ich war in der härteſten Lage von der Welt, und habe durch Satans vereitelte Verſuchung in jener Nacht alle ſpätern Sünden, die ordinären und die himmelſchreienden, ſchon zum Voraus abgebüßt.

Vom Schlafen war bei mir keine Rede, und als Amalie am ſpäten Morgen erwachte, ſcherzte ſie mit teufliſcher Unbefangenheit, daß ich ſo bleich ausſehe, wie ein Wachsbild.

Immer noch wagte ich es nicht, meine ausgeſtandenen Leiden zu geſtehen, als ſie aber bei

dem Frühstücke über mein verstörtes Wesen schadenfroh lachte, schilderte ich ihr meinen Zustand, während sie schlief, mit den natürlichsten und lebhaftesten Farben.

Sie lachte hell auf.

„Sie können lachen?“

„„Warum nicht?““

„Fühlen Sie kein Mitleid mit mir?“

„„Ey, warum nicht gar! Wenn Ihnen so schrecklich zu Muthe war, warum haben Sie mich nicht geweckt, und mir Ihre Leiden anvertraut?““

„Ist es möglich, Amalie, Sie hätten dann —“

„„Nun ja, ich hätte gethan, was Sie von jeder fühlenden Dame erwarten konnten.““

„Heiliger Gott, ich habe also meine Rettung selbst vereitelt?“

„„Allerdings; ich hätte Sie gebeten, nach Ihrem frühern Antrage, den Strohsack und den Strohpolster zu nehmen, und neben dem Bette ungestört und unversucht der nöthigen Ruhe zu pflegen.““

In meinem frühern Leben hatte ich oft schon von einem gewissen Zustande der Menschen ge-

hört und geleſen, worin ihnen zu Muthe ſeyn ſoll, als ob ſie aus allen Himmeln ſtürzten, ohne mir einen klaren Begriff davon machen zu können. Jetzt hatte ich dieſen Zuſtand los.

Seit Chriſti Geburt wurde ſicher kein ſo einfältiges Geſicht gemacht, als meines war, da ich dieſe Antwort Amalien's vernahm. Ich erwartete eine ganz andere, mächtig genug, um den Tag in eine zweite Nacht zu verwandeln, und nun dieſe grauſame Enttäuſchung! Das war zu viel, und dennoch machte ich eine gute Miene zum böſen Spiele, und lachte mit ihr aus vollem Halſe. Aber wie lachte ich? Daß mir die Verzweiflungsthränen in den Augen ſtanden.

Von jener Zeit an hab' ich mir ſelbſt das Ehrenwort gegeben, durch kein Ehrenwort in ähnlichen Fällen mich jemals wieder zu binden. Noch zur Stunde weiß ich nicht, ob ich jene Entſagung bereuen ſoll, oder die Möglichkeit dieſes Zweifels.

Oeffentliche Triumphe.

In ganz Paris war von nichts mehr die Rede, als von dem Auftreten Rosa's in der italienischen Oper. Die Anhänger der verschiedenen Partheien hielten geheime Sitzungen, wozu die Redakteure und Recensenten der gelesensten Tagblätter gezogen wurden. Hier wurden Pläne geschmiedet und Intriguen gesponnen, um die Erfolge zu vereiteln, welche das Publikum von Rosa's außerordentlichen Talenten mit Recht erwartete.

Die ersten Sängerinnen waren in Verzweiflung. An dem Schiffchen ihrer Hoffnungen spannten sie statt der Segel ihre Unterröckchen auf, und überließen das Steuerruder der willkürlichen Lenkung aller Federhelden, welche ihnen für diese Gunst die goldenen Berge einer schimpfenden Kritik versprachen. Auf diese Weise landeten selbst alte Herren, die früher für eine gefällige Ueberfahrt das Gold händevoll gespendet hätten, glücklich im ersehnten Hafen,

der bisweilen Raum genug für alle Reisende enthielt.

Das waren goldene Tage für die Herren von der Feder, welche sie auch trefflich zu benützen wußten. Keiner speiste mehr zu Hause; die Einladungen drängten sich.

Weil aber Rosa's Schönheit, ihre grenzenlose Freigebigkeit, und die Nachricht von dem großen Festballe für das Kunstpersonal, schon allgemein bekannt waren, so verschwendeten die Sängerinnen ihre Gunstbezeugungen und ihre Goldstücke vergebens; die Herren waren so klug, auf zwei Seiten zu fischen, und was bei einem solchen Diner verabredet wurde, erfuhr nach demselben Rosa immer ganz genau.

Endlich brach der ersehnte Tag an. Rosa wollte die Desdemona in „Othello" zur ersten Rolle geben. Der Director hatte die Eintrittspreise verdreifacht; Niemand achtete darauf. Der Zudrang war so ungeheuer, daß die Sicherheitswache um das Vierfache verstärkt werden mußte.

Hell beleuchtet war das Haus; der ganze Hof anwesend, in allen Logen funkelten präch-

tige Uniformen und Juwelen aller Art; die Damen wetteiferten im Glanz des Anzuges; der reiche Blumenflor der schönsten Frauen und Mädchen von Paris ergötzte das Auge des Zuschauers.

Der König hatte durch sein Urtheil über Rosa's Gesang in St. Cloud die Meinung des ganzen Adels schon zum voraus bestimmt, als er sie für Europa's Nachtigall erklärte, und die Großwürdenträger am Hofe richten ihr Urtheil in Geschmackssachen immer nach der Ansicht des Regenten, wie die Planeten sich nach der Sonne richten.

Die intriguirenden Sängerinnen saßen mit ruhiger Zuversicht in ihrer Loge, und erwarteten, nach der getroffenen Verabredung, daß Rosa ausgezischt und ausgepfiffen werden würde.

Rosa erschien.

Man muß die Franzosen kennen, in allen Dingen enthusiastisch, um sich einen Begriff von dem Jubelsturme machen zu können, womit sie empfangen wurde, der einem Alpendonner glich, wenn er von zehnfachem Echo zurückgebrauset wird. Aus der königlichen Loge flog

der erste Lorbeerkranz auf die Bühne, von gediegenem Golde, mit Perlen und ächten Steinen durchflochten, ein Meisterwerk von der Hand des ersten Juweliers von Paris.

Es regnete nun Kränze, Blumen und Gedichte von allen Seiten, daß die Vorderseite der Bühne der reichen Niederlage eines Kunstgärtners glich. Der Sturm dauerte sieben Minuten. Rosa konnte nicht zum Worte kommen; sie verneigte sich fortwährend nach allen Richtungen, und trocknete sich die Thränen des Dankes und der innigsten Rührung aus den Augen.

Wo blieben die Zischer und Pfeifer? Sie verhielten sich stumm, aus Angst, zerrissen zu werden, wenn sie auch nur den geringsten feindlichen Versuch gewagt hätten.

Rosa sang.

Die unermeßliche Menge war stummer als ein Leichensaal; kein Athem wagte es, sich zu regen.

Majestätischer als Domglocken, und zarter als Aeolsharfenklänge, wogten Rosa's zauberische Klänge durch die weiten Hallen; sie sang und spielte die ersten Talente neben ihr in den

Staub. Eine solche Gluth der Liebe, aller überströmenden Gefühle, schien nicht im Raume eines Menschenherzens walten zu können.

Daß man das Gebet in dieser Oper so vortragen könne, hatten die ersten Kunstkenner bisher für unmöglich gehalten. Schade, daß es keine Aufruhrakte für ein Theaterpublikum gibt; hier wäre es zweckmäßig angewendet gewesen, denn vor Bravorufen hörte man das eigene Wort nicht mehr.

Nach jeder Nummer wurde Rosa drei- und viermal gerufen, und am Schlusse wieder mit Kränzen überhäuft, so daß die Gardine nicht mehr fallen konnte, ohne den Wall der Huldigungen zu verletzen.

Der Corridor, durch welchen Rosa zu ihrem Wagen mußte, war mit Enthusiasten wie vermauert. „Weg mit dem Wagen!“ hörte man tausend Stimmen tosen.

Und als sie nun hervortrat, bescheiden in ihren Mantel gehüllt, eine Kapuze über den Kopf gezogen, um wo möglich nicht erkannt zu werden, erschallte der Jubelruf von Neuem.

Cavaliere vom höchsten Adel führten sie an

einen eigens hiezu erbauten prachtvollen Triumphwagen, hoben ſie auf ihren Händen hinein, und zogen ſie, von mehr als tauſend Fackeln geleitet, in das Hotel, wo Roſa den außerordentlichſten Feſtball veranſtaltet hatte, den jemals in Paris eine Privatperſon geben konnte.

Der Feſtball.

Ein Verzeichniß von Speiſen und Weinen, ſo köſtlich, als die Umſtände ihre Beiſchaffung nur immer erlaubten, würde meine ſchönen Leſerinnen ermüden, welche weit mehr Intereſſe am Tanze und ſüßer Intriguen eines Balles zu nehmen pflegen. Die Feinſchmecker freilich könnte ich dadurch mir verbindlich machen, indem ihre Leckermäulchen allerlei delikate Gerichte fänden, die ihnen zufällig noch nie zu Ohren kamen; allein da ich von der Liebe ſpreche, darf ich die edle Zeit nicht mit Küchenzetteln vergeuden.

Der Hof beehrte den Ball mit ſeiner Gegen-

wart, und ſein großes glänzendes, hochadeliges Gefolge, war über alle dieſe Herrlichkeiten nicht wenig erſtaunt. Gewohnt, von reiſenden Künſtlerinnen ſonſt um Abnahme von Logenplätzen erſucht zu werden, ſahen ſie ſich nun plötzlich in Gäſte einer ſolchen verwandelt, und ließen ſich's wohl ſchmecken.

Am thätigſten zeigten ſich die Herren Redacteure und Recenſenten, die in Maſſa einen Tiſch belagerten, den ſie nach allen Regeln der Kunſt aushungerten, indem in zwei Stunden auch nicht eine einzige volle Schüſſel mehr auf demſelben zu ſehen war; der Wein in den Flaſchen ſchien bodenlos zu verrinnen.

Dieſen gegenüber ſaßen die getäuſchten Sängerinnen, welche ſich nun aus Wuth über ihre vereitelten Hoffnungen an den Speiſen und Getränken rächten; o, die Rache iſt mächtig! Sie leiſteten wirklich Wunderbares, und ihre Verſenkungen beſchämten die künſtlichſten Arbeiten der Theatermaſchiniſten. Hoch über dieſem Getriebe, wie ein himmliſches Weſen, ſchwebte Roſa, mitten unter den großen des Reiches, bei den feinſten und zarteſten Huldigungen die

irdiſchen Genüſſe vergeſſend. Der reiche Lord W., ein bekannter Verſchwender, nahte ſich ihr.

„Roſa, ich wollte mich ſchon längſt erſchießen; da hörte ich Sie heute ſingen, und habe das Leben wieder liebgewonnen. Gewähren Sie mir nun auch eine kleine Bitte.“

„„Gerne, wenn ich ſie gewähren kann.““

„Auf Ehre?“

„„Auf Ehre, wenn die Erfüllung der Bitte nicht ſelbſt gegen die Ehre wäre.““

„Gewiß nicht! Schicken Sie mir morgen gefälligſt die Rechnung über die Koſten dieſes Balles!“

„„Wo denken Sie hin, Milord?““

„Ich habe Ihr Ehrenwort, und kann keine Entſchuldigung mehr annehmen.“

Solche Lords könnte man bei vielen Theatern recht nothwendig brauchen. Wie manche Sängerin oder Schauſpielerin könnte gar nicht begreifen, daß man bei einem ſolchen Antrage noch zögern möchte! Sie würden es gewiß nicht bis zum Verlangen des Ehrenwortes kommen laſſen.

Warum wendete ſich der Lord mit ſeiner

Großmuth nicht an Lenchen, die, gleich einer Nymphe des Palais-Royal gekleidet, an einer Ecke zwischen Sängern, Schauspielern, Offizieren und jungen Bonvivants saß, und mit Champagner sich so berauschen ließ, daß ihre Augen starr wurden, wie von geschliffenem Crystall. Der Kühnste unter den Anbetern brachte dem Gürtel der Venus eine Libation, indem er ein Glas Champagner in ihren bereits verwelkenden Busen goß, und ein zweiter, um ihn zu überbieten, maß, ob sie von der Fußspitze bis zum Gürtel gerade so lang sey, wie vom Scheitel bis dahin. Wie weit die Meßkunst dieses unternehmenden Jünglings ging, darüber schweigen die Memoiren; sie erwähnen nur, daß Lenchen so vernünftig war, einen lebhaften Streit zwischen Beiden über ihren niedlichen Fuß dadurch zu beendigen, daß sie den Fuß auf den Tisch legte. Welch ein edles Gemüth, lieber einen geringen Verstoß gegen die Festball-Etiquette zu begehen, als zwei Freundesherzen durch einen Zank entzweien zu lassen, den vielleicht hundert Andere, über weit gehei-

mere Differenzen, durch Zeugschaft hätten entfernen können.

An diesem Abende wurde Lenchen auch der Rosa vorgestellt, welche schon aus ihren ersten fünfzig Worten eine Bestätigung von Lerry's Urtheile über sie schöpfte.

Waren die vornehmen und gemeinen Millionäre vor und nach dem Feste von St. Cloud schon im höchsten Grade ungeduldig, weil sie die Hoffnung der verwünschten Annäherung an Rosa noch im fernen Dämmerlichte erschauten, so schienen sie jetzt vollends verrückt. Sie wurde mit zahllosen Fragen bestürmt, wann denn endlich einmal die Stunde der Erlösung schlagen würde; Rosa vertröstete, wie ein guter Seelenhirt im Beichtstuhle, die Zudringlichen auf den Himmel, dessen Bau bereits im vollen Gange sey, und in längstens zwei Monaten vollendet werde, wenn das Geld nicht versiege.

„Was Geld?“ hieß es dann immer; „gebieten Sie über die nöthigen Summen nach Belieben.“

Besuche bei Rosa und der Genuß ihrer fortgesetzten Gastrollen, entschädigte die Unge-

duldigen einigermaßen für die verzehrende Sehnsucht.

Lerry war inzwischen mit seltener Hingebung Tag und Nacht mit dem Baue des Paradieses, oder der neun Himmel beschäftigt; die Arbeiter wurden dreifach bezahlt, um nur die Vollendung des Werkes zu beschleunigen, wodurch das ganze, von Rosa unter so vortheilhaften Verhältnissen erkaufte Schloß, eine völlige Umgestaltung erhielt.

Eines Morgens trat er freudigen Antlitzes vor sie hin, und sprach: „Hohe Gebieterin, das Paradies ist fertig; bestimmen Sie gefälligst den Tag Ihres feierlichen Einzuges!“

Das Paradies.

Rosa wäre in der Freude ihres Herzens über diese ersehnte Botschaft, beinahe dem Lerry um den Hals gefallen.

Sie fuhr noch in derselben Stunde mit ihrem Vertrauten hinaus, um sich zuvor von der

innern Einrichtung des Ganzen zu überzeugen, fühlte sich jedoch im höchsten Grade bezaubert von der äußerst geistvollen Ausführung des genialen Gedankens.

Sogleich setzte sie jene erlauchte Person, die meinen schönen Leserinnen als S* bekannt ist, so wie sämmtliche Aktieninhaber von der Vollendung des Baues in Kenntniß.

S* schrieb unverzüglich zurück, daß er heute noch mit ihr im Paradiese zu seyn wünsche.

Ich benutze diese Gelegenheit, um die holden, neugierigen Leserinnen, so wie die schmunzelnden Leser mit jenem beispiellosen Baue bekannt zu machen; denn es bleibt doch immer ein origineller Gedanke, sinnlichen Menschen ein Paradies hinzuzaubern, welches ihren überspanntesten Anforderungen an ein irdisch-seliges Paradies genügen soll.

Zwei Pagen erwarteten S* am Portale, wo er aus dem Wagen stieg, und führten ihn seitwärts in eine Vorhalle, deren Boden unter ihm wich, und ihn rasch in eine Kapelle hinab trug, wo auf dem Hauptaltare Rosa's wohl-

getroffenes Bildniß als Venus in Lebensgröße thronte, umgeben von den drei Grazien.

In der Mitte der Kapelle befand sich eine Erhöhung, und auf dieser ein reich mit Blumen von allen Gattungen geschmückter Nachen, mit einer dreifarbigen Flagge, blau, roth, und weiß, andeutend, Treue, Liebe und Reinheit des Bewußtseyns.

Nach einer freundlichen Begrüßung des Bildes der Venus, mußte sich S° der Länge nach in den Kahn legen, über welchen sich schnell ein dünner, durchsichtiger Schleier wölbte. Zwei Genien, wovon einer ruderte, und der Andere das Steuer lenkte, brachten den Nachen rasch in Bewegung, welcher über den in schiefer Richtung abwärts führenden Boden durch eine Höhle in die Fluthen glitt, die durch eine unsichtbare Beleuchtung einem rothen Feuermeere glichen. Die Felsendecke ruhte so nahe auf dem Wasserspiegel, daß S° sich nicht aufrichten konnte, um die überraschenden Gegenstände näher zu beschauen.

Vor dem schönen Portale einer im italienischen Style gebauten Rotunde landend, die mit-

ten in einer dichten Gruppe von Kaſtanienbäumen ſtand, mußte S* mit einem ſilbernen Hammer dreimal an die eherne Pforte klopfen. Sie ſprang auf, und vier reizende Nymphen im Gewande der Natur, begrüßten knieend aber ſtumm den Ankömmling, und entkleideten ihn ganz, um ihn durch das Coſtüm eines altgriechiſchen Jünglings in das Land entſchwundener Zeiten zu verſetzen.

Sie führten ihn dann auf einer Treppe von dreißig Stufen zu einem geländerloſen Balkon, auf welchem er nach wenigen Schritten in tiefer Dunkelheit in einen Abgrund zu ſtürzen wähnte; allein ein zartes und dennoch feſtes Netz umfing ihn, und ſo ſchwebte er frei in der Luft, als plötzlich eine künſtliche verborgene Beleuchtung die ſcheinbare Nacht in den hellſten Tag verwandelte.

Unter ſich erblickte er ein großes marmornes Baſſin von ſaalweitem Umfange, und in dem ſüß duftenden Waſſer die ſchönſten Mädchen, welche theils fröhlich plätſchernd auf dem Rüken und auf dem Bauche umherſchwammen,

theils auf den schmalen Gittergallerien zu beiden Seiten allerlei Possen trieben.

Das Netz senkte sich, und tauchte den S° in die aromatische, stärkende Fluth, und nahten sich die holden Nymphen, um ihn neckend mit Wasser aus hohler Hand zu bespritzen, so hob sich das Netz wieder in die Höhe. Dieser Wechsel von Annäherung und Entfernung dauerte vielleicht eine Viertelstunde.

Nun öffnete sich die Decke, durch welche S° in ein von Wohlgerüchen aller Art erfülltes Gemach schwebte. Dort beeilten sich vier Sclavinnen von auserlesener Schönheit, mit leichter Verhüllung des Gürtels, den S° aus dem Netze zu nehmen, völlig zu entkleiden, auf schwellende Kissen zu legen, und nach türkischer Sitte alle Gelenke mit köstlichen Salben zu reiben.

Hierauf hüllten sie ihn sorgfältig in einen ungeheuern Shawl; jede ergriff eine Ecke desselben, und so trugen sie ihn langsam in einen festlich geschmückten Speisesaal, wo auf einer Erhöhung von vier Stufen unter einem weißen mit silbernen Lilien übersäeten Baldachine, die Tafel für ihn gedeckt war. Eine unsichtbare

Musik spielte die beliebtesten Tonweisen der berühmtesten Meister, und dreißig Mädchen, in Größe und Farbe der Haare verschieden, boten ihm die köstlichsten Gerichte, und Weine von überseeischen Reben und seltenem Alter, wohl auch noch andere künstlich bereitete Getränke, Lebensnektar, der die schlummernden Kräfte der Natur zu nie geahneten Wirkungen aufweckte. Während des kurzen Mahles wurden vor seinen Augen lüsterne Tänze ausgeführt, darstellend die oft so reizenden Mythen der griechischen Fabelwelt, z. B. Venus in der Umarmung des Mars, vom hinkenden Vulkan überrascht, Jupiters goldenen Regen, u. s. w.

Von einem rauschenden Festmarsche geleitet, umgaukelt von den lieblichen Gestalten, die so eben seine Sinne berauschten, wandelte er zwischen reich beleuchteten Säulengruppen in einen wunderschönen Garten, der alle erdenklichen Anlagen in sich vereinte, ohne deßwegen allzu ausgedehnt zu seyn. Schäumende Cascaden, Springquellen, doch überall weißer und rother Wein statt des Wassers, schlagende Nachtigallen auf den Bäumen, Blumen und Gewächse

von wunderbaren Formen und Farben aus den heißen Zonen anderer Welttheile, ergötzten im unfaßbaren Wechsel die entzückten Augen des Beschauers, bis irgend ein Geräusch hinter einer Rosenhecke bisweilen den Anblick bot, wie ein Faun eine Nymphe haschte, und die scheinbare Spröde auf grünen Natur-Ottomanen besiegte.

Durch die Fenster täuschender Einsiedeleien, von einem Nothrufe angezogen, sah er eisbärtige Eremiten, wie sie andächtige Nonnen von der Jugend eines nur scheinbaren Alters überzeugten; überall bezauberte Leben und Liebe, und die geistige Macht unsichtbarer Musik.

Also fortwandelnd in den süßen Träumen eines Seligen, der einging in einen türkischen Himmel, gelangte S° an ein Portal, welches auf dorischen Säulen ruhte.

Windschnell und lautlos sprangen die beiden riesigen Flügel auf, und sein Auge erblendete fast von dem überirdischen Glanze, der ihm entgegen strahlte.

Der Zauberer Merlin, unsterblichen Andenkens, schien sich hier verewiget zu haben,

durch ein Meisterstück, desgleichen die Welt noch nicht gesehen hatte, durch ein noch unbekanntes Weltwunder. Vertraut mit dem Herrlichsten, was nur immer von Menschenhänden kann geschaffen werden, blieb S^{o} dennoch in unverhehlbarer Ueberraschung staunend stehen.

Der Boden war eine Rosenflur, auf welcher hohe Lilien die Wandelpfade wiesen. In der Mitte stieg von wohlriechenden Wassern, mit dem vorherrschenden Geruche des griechischen Rosenöles, dreißig Fuß hoch eine fünfarmige flüßige Säule empor, auf deren fünf Spitzen eben so viele Goldkugeln funkelnd tanzten.

Die Wände bestanden aus crystallenen Pfeilern, zwischen denen keine Tapeten von Lyonersammt oder Goldstoff, keine Gemälde von Raphael oder Rubens um das Lob des Eintretenden buhlten; sondern in fünf bogenförmigen Absätzen, jeder von Manneshöhe, waren die interessantesten Liebesabentheuer der Götter Griechenlands von lebendigen, völlig unbekleideten Jünglingen und Mädchen, an deren musterhaften Gestalten selbst ein Praxiteles und Thorwaldsen sich ergötzt hätten, in Tableaus

dargestellt; rings umher an den Wänden bis hinauf zum Spiegelplafond, der die zahlreichen üppigen Figuren in's Unzählbare vervielfältigte. Ein solcher Anblick würde selbst die Flugschritte des Achilles, Hektor, und der leichtfüßigen Atalanta verzögert haben. Ohne Unterbrechung sangen 300 unsichtbare Menschenkehlen das Glück der Liebe in süßen Liedern, ohne Instrumental-Begleitung; denn die leisen Aeolsharfenklänge, welche fernher von einer Insel der Seligen zu athmen schienen, konnten nur für den Odem der Himmelsluft gelten.

'Auf Händen und Füßen ruhend, dicht aneinander gereiht, bildeten die makellosen Leiber kräftiger Jünglinge, unter welchen die Mädchen frei von jedem Drucke, das Antlitz aufwärts, querhin die crystallene Treppe bedeckten, die lebendigen Stufen, über welche hinauf S* zum geweihten Liebeslager der Venus schritt, die über demselben in einer Crystallnische nur mit den Reizen der Natur prangte, auf dem Haupte einen einfachen Kranz von Rosen tragend. Diese Venus war — Rosa, wie in himmlischer Verklärung strahlend.

Huldvoll lächelnd, wie jene unsterbliche Göttin, die mit ihrem Ruhme einst ganz Griechenland erfüllte, sprach sie von ihrer Strahlenhöhe:

„Fremdling! wähle unter allen Gestalten, die in diesem der Liebe geweihten Tempel der Venus athmen!“

„„Ich wähle dich, Unsterbliche!““

Sie stieg herab auf das Götterlager und sank in den weichen, schwellenden Pfuhl.

„Venus erwartet Dich!“

Diese Worte wirkten mit Zauberkraft; denn plötzlich wölbte die Nacht ihren dichten Sternenmantel über das Lager, welches nun auch S*, von überseligen Wonnen berauscht, bestieg.

Er fühlte nur die Angebetete in seinen Armen; er sah nichts, als die Lichtgestalten an den Wänden, welche sich plötzlich zu regen begannen, und die Geschichten ihrer Darstellungen vollendeten. — Das leise Lispeln der Lippen, die sich in Küssen berauschten, und das lockende Stöhnen mischte sich in die weichen Töne zahlloser Flöten.

Die Nacht des Lagers wich dem eindringen-

den Lichtmeere; und den Armen des in den neunten Himmel entrückten S* entwand sich Venus-Rosa, und bestieg wieder die leuchtende Nische:

„Fremdling! Du warest im Tempel der Venus; sey dankbar und schweige! Auf Wiedersehen!“

Ein dichter Schleier sank über die Nische herab, und in demselben Momente herrschte die geheimnißvolle Nacht im ganzen Tempel.

Als S* sich erheben wollte, um nach den entzückenden Gestalten zu schauen, da lag er auf einem reichen, breiten Divan in einem niedlichen Salon des Schlosses, und vor ihm standen zwei Mohren in prächtiger Livree, welche seine Kleider auf ihren Armen trugen, womit sie ihn bekleideten.

Ich muß hier bemerken, daß, im Falle eine Dame das Paradies zu besuchen wünschte, mit Ausnahme der Gestalten im Tempel der Liebe, alle andern Gestalten den schönsten Jünglingen angehörten; eben so stand es jedem

Besucher, männlichen oder weiblichen Geschlechtes, völlig frei, durch eine Maske, welche das Gesicht verhüllte, für die Mitwirkenden unkenntlich zu bleiben, ein Mittel, welches von Vielen gewählt wurde, welche, von Eifersucht bedroht, einen möglichen Verrath befürchteten, oder auf diese Weise ungezwungener, aller Rücksichten ledig, der unmittelbaren Beschauung so vielfältiger Reize sich überlassen wollten. Als aber bald darauf auch Lenchen in's Paradies kam, verbat sie sich ausdrücklich eine Maske, da sie eine solche auch nicht im gewöhnlichen Verkehre des Lebens zu tragen gewohnt sey. —

Die H. v. B. war unter den Damen die fleißigste Besucherin des Paradieses, ja, es ereignete sich nicht selten, daß sie täglich zweimal erschien, aber stets mit der Maske vor dem Antlitze, die sie nur im Dunkel des Ruhebettes abzulegen pflegte.

Meine Leser werden wohl schon errathen haben, woher Rosa so schnell die zahlreichen Gestalten erhielt, mit denen sie die mythologischen Gruppirungen ausführte, nämlich aus den Ba-

zars für Damen und Herren, welche Lerry aus dem täglichen Verkehre vor seiner Anstellung bei Rosa sehr wohl kannte.

Schon am nächsten Tage, trotz dem von der Venus gebotenen Schweigen, (vielleicht geschah dieß nur der Form wegen) wußte man in ganz Paris von nichts Anderem zu reden, als von dem Paradiese, und nach wenigen Wochen gehörte jede achtbare Person, welche das Paradies nicht besucht hatte, gar nicht zum guten Ton. Die Aktieninhaber genossen monatlich für jede Aktie einen einzelnen freien Eintritt; jede andere Person mußte jeden Besuch mit 1000 Franken bezahlen. Natürlich sollte man meinen, es wären nur reiche, oder wenigstens sehr wohlhabende Damen und Herren erschienen, die eine so bedeutende Summe unbedenklich für ein seltenes Vergnügen opfern konnten; allein dieß war keineswegs der Fall; denn es meldeten sich auch sehr Viele, bei denen man eine solche Summe gar nicht gesucht hätte, namentlich alte Hagestolze, und runzelreiche Jungfrauen, trostlose Wittwer und Wittwen, die ihr Erspartes auf den Altar der Freude

niederlegten, anstatt es nach der ursprünglichen Bestimmung zum bessern Lebensunterhalte für den Rest ihrer Tage zu verwenden.

Freilich, wenn diese Alten, die selten ohne Maske erschienen, ihre abgemagerten Glieder durch die leuchtenden Räume zur Schau trugen, mochte wohl so mancher griechischen Gottheit, oder den Faunen und Nymphen in den Gruppen das Herz gar ängstlich gepocht haben, aus Besorgniß, gewählt zu werden; allein die reiche Bezahlung versüßte ihnen die bittere Pille. Sie waren ja auch außer dem Paradiese an alle möglichen Formen gewohnt, und konnten sich daher um so leichter in ihr Schicksal fügen.

Eines Tages trat ein Jüngling von blendender Schönheit, das Antlitz von der schwarzen Sammtmaske verhüllt, durch den Tempel der Venus an die Stufen des geheimnißvollen Lagers, kniete vor der meermuschelförmigen Nische, worin Rosa stand, nieder, und schien in der leidenschaftlichsten Anschauung ganz verloren. Seine Glieder waren voll, aber mädchenhaft zart.

Er versank in ein Meer von Wonnen.

Als wie gewöhnlich, das Licht die Nacht verscheuchte, und Rosa sich aus seinen Armen wand, denn sie hatte er gewählt, da lüftete er die Maske, und flüsterte:

„Kennst du mich noch, holdselige Rosa? Ich bin der kühne Page, der kürzlich als Kammermädchen in reiner Unschuld dein Lager theilte, was mir damals das Schicksal versagte, weil mein Flehen zu leise war, jetzt hat es das Ersehnte mir gewährt; ich bin ein Gott geworden; gedenke dieses Momentes, welcher für Rosa eine Rose brach, und will lieber sterben, als jemals noch eine Andere berühren. Reiße dich los, Rosa, von diesem Leben, das in wenig Monden deine Frühlingsblüthen abstreifen wird, wie es bereits den Schmelz deiner Ehre weghauchte mit giftigem Odem, und flieh mit mir, wohin du willst, in jeden Winkel der Erde; denn wo du verweilest, mich liebend, dort ist mein Vaterland, dort ist mein Himmel!"

Erstaunt hörte ihn Rosa an, und hätte bedauert, was so eben geschah, wäre nicht die Erinnerung an ihren treuen Fritz in der deut-

schen Heimath so eben wieder in ihrem Herzen lebendig geworden.

„„Mein Herz ist nicht mehr frei, edle Seele; doch das Geheimniß meiner Liebe sollst du erfahren, du allein, bevor ich Paris verlasse.““

Einen tröstenden Kuß drückte sie auf die Lippen des zwischen Seligkeit und Verdammniß Schwebenden, und erhob sich; der Jüngling aber verschwand, wie alle seine Vorgänger.

Die H. v. B., Großmeisterin des Amazonenbundes, wechselte in ihrer Wahl nach den Geschlechtern; ihre zur zweiten Natur gewordene Neigung zog sie gewöhnlich zu arkadischen Nymphen hin.

Ein spekulativer Bilderhändler verkaufte bald heimlich den Tempel der Venus, und der geniale Zeichner, den er auf seine Kosten hingesendet hatte, besaß neben der höchsten Gewandtheit ein so glückliches Gedächtniß, daß die Figuren der Wandgruppen fast lauter leicht kennbare Portraite wurden. Der Absatz dieser Bilder war ungeheuer; denn Jeder, der den Tempel besucht hatte, wünschte eine bleibende Vergegenwärtigung des wunderbaren Anblicks

und wessen Finanzen eine solche Ausgabe nicht bestreiten konnten, der ergötzte sich an dem getreuen Bilde, und genoß das Uebrige in der Phantasie.

Vier Monate lang dauerten die Besuche ohne Unterbrechung täglich fort. Glücklicherweise wurden die beliebtesten Opern, worin Rosa zu singen hatte, zwanzig- und dreißigmal wiederholt, daher sie den Proben nicht beizuwohnen brauchte; dann aber, weil der Zudrang durch Neugierige, welche der Ruf aus fernen Departements herbeilockte, in's Ungeheure stieg, mußte Rosa nur bestimmte Tage in der Woche zum Besuche des Tempels festsetzen, und die Eintrittspreise verdoppeln.

In jedem Monate überließ sie zwei Tageseinnahmen dem Lokalarmenfonde, der keine reichhaltigere Quelle der Unterstützung hätte finden können. Selten werden reiche Leute von dem Elende der Armuth gerührt, und selten öffnen sie ihre Börsen zu wahrhaft großmüthigen Spenden; wer also zu solchen edlen Zwecken sie zu gewinnen suchen will, muß zunächst ihren Leidenschaften huldigen. Daher kommt

es, daß in Paris für grenzenlosen Jammer getanzt wird, um die Eintrittspreise oder die Geldsammlungen von freudetrunkenen Tänzern, in die Gemächer des Elendes senden zu können.

Der Geist beherrscht die Welt, und wer die schwere Kunst besitzt, sich selbst zu beherrschen, sich selbst zu verläugnen, und nur den zahllosen Schwächen der Menschen zu fröhnen, um sie, ohne daß sie es gewahren, zu seinen eigenen Zwecken zu benützen, der ist ein mächtiger Herrscher, wenn auch keine Krone auf seinem Haupte lastet; denn gekrönte Herrscher sind oft am meisten diejenigen, welche von Andern beherrscht werden, die ihre Blößen durchschaut haben.

Das Geheimniss der unbefleckten Jungfräulichkeit.

Daß es der Rosa nicht an Neiderinnen fehlen konnte, läßt sich bei so glänzenden Erfolgen wohl von selbst voraussetzen. Wer von den zahllosen Damen in Paris, die von den

Gelüsten reicher, lebenslustiger Jünglinge, Männer und Greise ihre Prozentchen ziehen, hätte nicht wünschen sollen, an Rosa's Stelle die Hunderttausende einzustreichen, welche ihr von allen Seiten, gleichsam als wären die Leute verrückt, zu Füßen gelegt wurden?

Unter denjenigen Damen, welche sich am meisten über Gewerbsbeeinträchtigungen beklagten, stand Lenchen oben an, die schon von Natur aus dem Neide sehr zugänglich war, und diesen Charakterzug in ihrem Berufsleben durch Rollenneid zur Genüge verrieth.

Lenchen war so klug, wie andere hübsche Mädchen in Paris, das kleine Capital ihrer kleinen Reize, wo möglich zu Wucherzinsen, zu verinteressiren. Allein Capitalien solcher Art, wie sie deren zu verleihen hatte, gab es in Paris in Menge; die dienstliche Stellung ließ ihr noch einen Schein von Ehrbarkeit, womit sie die widerliche Seite ihres Nebenerwerbes übertünchte, und zugleich für diejenigen den Schein rettete, welche sie als Schauspielerin besuchten.

Die Schauspielerinnen in Paris, ohne Un-

terschied des Zweiges ihrer Kunst, gehören dort zu den öffentlichen Personen, die man ohne weiteres besuchen kann, ohne sie je zuvor gesprochen zu haben, oder ihnen vorgestellt worden zu seyn; sie stehen gleichsam in einem permanenten Verhältnisse zum Publikum, und diese leichte Ansicht von jenen Damen erinnert an das popäische Gesetz der Römer, nach welchem an einer Schauspielerin nicht einmal das Verbrechen der Schändung konnte begangen werden. Liegt uns doch die Zeit noch nicht gar ferne, da sie nach ihrem Tode auf keinem Kirchhofe, in keiner geweihten Erde begraben wurden.

Lenchen durfte aber keine zu hohen Preise machen, eine Folge der großen Concurrenz, und die geringen Preise reichten nicht hin, die Kosten eines übertriebenen Aufwandes zu decken. Gleich den Schacherjuden, die sich mit einem geringen Profitchen begnügen, wenn sie nur die Waare oft umsetzen können, mußte auch Lenchen den Absatz zu vervielfältigen suchen, wobei freilich die Waare an innerer Güte und äußerem Scheine bedeutend verlor. Ihre Kunden, die theils kleine Geldspenden, theils Bi-

joux opferten, wurden auf einmal Knauser, um die nöthige Summe zum Besuche des Tempels zu erübrigen, und somit sah sie plötzlich alle Quellen versiegen, aus denen sie sonst zu schöpfen gewohnt war. In dieser verzweiflungsvollen Lage entschloß sie sich zu dem demüthigenden Schritte, an Rosa zu schreiben, und sie um Verwendung in ihrem Tempel zu bitten.

Der Brief war fertig, und dennoch überlegte sie noch eine volle Stunde lang, ob sie ihn absenden sollte, oder nicht. Ein einziger Blick auf ihre leere Chatouille war hinreichend, ihren Entschluß zu bestimmen, und das Kammermädchen mußte ihn augenblicklich forttragen. Ich habe eine Abschrift dieses geheimnißvollen Briefes erhalten, und theile ihn hier mit, als einen Beweis, wie tief ein weibliches Wesen fallen könne, wenn es sich einmal von der Bahn der guten Sitten entfernt hat.

„Gekrönte Meisterin!

In diesen zwei Worten liegt die Meinung, welche ich von Ihrem Geiste und von Ihrer Liebenswürdigkeit hege, so wie von den glän-

zenden Erfolgen derſelben, worüber das entzückte Paris erſtaunt.

Eigentlich ſollte ich zürnen über Sie, da Sie mir ſelbſt meine wenigen Anbeter geraubt haben. Ich glaubte anfangs, an dieſen wenig oder gar nichts verloren zu haben, weil ſich ihre ganze Liebe auf ziemlich werthloſe Geſchenke beſchränkte, die ſie ſich überdieß von mir auf andere Weiſe theuer genug vergüten ließen; allein mit Ueberraſchung muß ich bemerken, daß dieſe Herren, wie ich vernehme, keineswegs die bedeutenden Ausgaben ſcheuen, den Tempel der Venus zu beſuchen; Einige unter ihnen, wovon ich perſönlich mich überzeugte, hielten es ſogar keineswegs unter ihrer Würde, ſogar als Wandfiguren auf Nebenerwerb zu ſpeculiren.

Es gelang mir, einen Krautjunker aus der Provinz, der zum erſtenmale nach Paris kam, kürzlich zufällig kennen zu lernen, und ihn ſo ſehr in mein Netz zu verſtricken, daß ich ihm einige tauſend Franken abjagen konnte.

Ich verwendete hievon tauſend, um Ihr herrliches Paradies zu beſuchen, und machte mir den Spaß, aus den Figuren einen Redakteur

zu wählen, den mir die Artikel seiner Zeitschrift über mich, und die Versicherungen meiner Vertrauten, längst schon als meinen erbittertsten Gegner bezeichneten. Ich glaubte ihn durch diese Verlegenheit unfähig zu machen, — — ferner mein Feind zu bleiben, und in der That hab' ich nie eine eindringendere Ueberzeugung gewonnen, wie sehr ich diesen Mann mißkannt habe; wir sind nun völlig miteinander ausgesöhnt. Allein durch den freilich etwas unüberlegten Besuch des Paradieses hab' ich auch die ohnehin schon sehr verbreitete Meinung, daß ich unter günstigen Umständen momentan veräußerlich sey, über allen Zweifel bestätiget, und den Rest von Achtung auf das Spiel gesetzt, der mich bisher von gewöhnlichen Dirnen schied. Seltener als sonst werde ich anständige Besuche erhalten, um so seltener, je mehr meine Lebensblüthen von Tag zu Tag erbleichen und hinwelken.

Ein gemeines Sprichwort sagt: „bei Nacht sind alle Kühe schwarz;" man könnte aber eben so gut sagen: „bei nächtlichem Kerzenlichte ist eine Dame gewöhnlich schöner, als bei Tages-

helle;“ daher hoffe ich, unter den Wandfigu-ren Ihres Tempels noch immer eine ehrenvolle Stellung einnehmen, und selbst für schön gel-ten zu können. Ich weiß, daß Sie diese Per-sonen mit königlicher Großmuth bezahlen, und wünschte nun, auf diese Weise den Mehrbedarf meiner Ausgaben erwerben zu können.

Ich bitte Sie also dringend, mich in Ihre Dienste zu nehmen, und bemerke Ihnen über-dieß, daß ich mich gerne zu allen Anforderun-gen im Tempeldienste verwenden lasse, sohin auch zu jenen, welche, wie es heißt, die H. v. B. gewöhnlich zu stellen pflegen soll.

Indem ich um baldige gütige Rückäußerung bitte, verbleibe ich mit unbegrenzter Hochachtung

Ihre ergebenste Dienerin

Lenchen.“

Rosa las lächelnd diesen Brief, und nahm die demüthig Flehende in ihre Tempeldienste.

Die ungeheuern Summen, welche Rosa durch dieses geniale Unternehmen sammelte, verwan-delte sie immer in gute Wechsel auf deutsche Banquierhäuser, und sendete sie in ihre Hei-math, um durch keinen Schlag des Schicksals

plötzlich Alles zu verlieren. Denn sie sah sehr wohl ein, daß früher oder später ein unerwarteter Zufall gegen sie siegreich auftreten könnte. Mit der Zahl der Neider wuchsen ihre Feinde wie Kornähren aus dem Boden. In vielen Familien, wo die Männer oder Frauen ihr Vermögen in den Tempel trugen, entstand Zwist und Unfriede; milchbärtige Jünglinge, noch an der elterlichen Tafel unselbstständig gefüttert, machten Schulden ohne Ende, um dort ihren unreifen Lüsten zu fröhnen.

Das größte Aufsehen machte folgender Fall.

Der Staatsrath P* besaß ein außerordentlich großes Vermögen, deren Erbin einst seine einzige Tochter, ein wunderschönes Mädchen von 17 Jahren seyn sollte, die er, wider ihren Willen, an einen alten Divisionsgeneral von 67 Jahren verlobt hatte.

Jedermann, der fünf gesunde Sinne hat, muß einsehen, daß zwei solche Wesen nicht zusammenpassen, und daß eine solche Ehe unmöglich im Himmel geschlossen werden kann.

Leonore fühlte sich aber durch diese Bestimmung um so unglücklicher, als sie bereits

einen jungen, liebenswürdigen Maler, aus Bologna gebürtig, liebte. Natürlich durfte sie es nicht wagen, ihrem Vater diese Neigung zu gestehen; er hätte sie bis zu ihrer Vermählung, ohne weiteres in ein Institut gethan, das jeden ihrer Athemzüge bewacht haben würde.

Eine Zusammenkunft der beiden Liebenden schien unmöglich, da eine alte Gouvernante das Fräulein wie ein Drache umgab, und keinen Augenblick aus den Augen ließ.

Allein was ist einem liebenden Mädchen unmöglich? Weiberlist geht über Männerklugheit, sagt ein altes gutes Sprichwort.

Sie fuhr also mit dem Drachen zu ihrer Tante, die am entgegengesetzten Ende von Paris wohnte, um ihr einen Besuch zu machen. Die Gouvernante blieb wie ihr Schatten an ihrer Seite; dieß hatte sie vorausgesehen. Wie zufällig nahm sie den auf dem Tische liegenden Ridicül der Tante, bewunderte die Farbenwahl an demselben, und praktizirte heimlich, daß es die Tante sah, aber nicht die Gouvernante, ein Briefchen hinein.

Bald darauf fuhr sie wieder nach Hause.

Unterwegs kam sie an der Bildergallerie vorüber, wo sie ihren Antonio zum erstenmale gesehen hatte; dort pflegten die jungen Maler nach Meisterwerken ihre Studien zu machen.

Auf ihr Verlangen hielt der Wagen, und Beide traten in den Gemäldesaal.

Auf den ersten Blick gewahrte sie den Geliebten, und erröthete bis in den Busen, als sein Auge sie traf; bisher konnten sie nur immer an der Kirchthüre im Gedränge Briefchen austauschen, worin sie einander ihre Liebe bekannten; noch hatten sie kein Wörtchen auf andere Weise gewechselt.

Leonore, die selbst zeichnete und malte, und stets eine leidenschaftliche Liebe zu Gemälden gezeigt hatte, ging nach der Sitte anderer Damen von einem Maler zum andern, beschaute, prüfte, lobte und rügte, wie es eben kam, ihre Arbeiten.

Als sie mit bebendem Herzen Antonios Zeichnung betrachtete, schob sie unbemerkt folgende Zeilen unter sein Ueberschlagpapier:

„Wo kann ich Dich, geliebter Antonio, morgen Nachmittag um 4 Uhr treffen?“

Rasch ging sie an ihm vorüber, und betrachtete in geringer Entfernung scheinbar die Himmelfahrt Mariä von Guido-Reni, während sie auf den Maler hinüberschielte.

Antonios Antlitz schien von innerer Seligkeit verklärt, als er Leonorens Zeilen las, und schnell schrieb er einige Worte auf den leeren Rand seiner Zeichnung.

Kaum vermochte sie es über sich, noch einige Gemälde zu beschauen; die Neugierde zog sie gewaltsam zu Antonio zurück.

Da las sie: „Besuche um 4 Uhr Rosa's Tempel, und wähle Hektor in der letzten Nacht bei Andromache!“

Leonore hatte schon im väterlichen Hause, mehr und deutlicher noch bei der geschwätzigen Tante von diesem Tempel und dessen geheimnißvollem Innern vernommen; unter andern Umständen würde sie um keinen Preis der Welt diesen Besuch gewagt haben; allein es galt den Besitz des Geliebten, dessen Verlust auf immer ihr jetzt so nahe stand.

Sie winkte ihm ein verschämtes „Ja!“ zu, und fuhr, mit ihrem kühnen Plane beschäftiget,

an der Seite des Drachen nach Hause. Hier war das an die Tante geschriebene Briefchen schon in volle Wirkung getreten. Es lautete, wie folgt:

„Liebe Tante!

Sie haben seit sieben Jahren Mutterstelle an mir vertreten; ich wäre höchst undankbar, wollte ich falsch gegen Sie handeln, und Ihnen einen wichtigen Schritt verhehlen, den ich zu thun fest entschlossen bin, und dessen Folgen, wie verderblich sie auch seyn mögen, mein Vater verantworten muß, der mich durch eine mir verhaßte Verbindung dazu zwingt. Ich liebe seit langer Zeit einen jungen, schönen Gardeoffizier von ausgezeichnetem Charakter, der jedoch kein Vermögen, und sohin auch keine Hoffnung besitzt, die Einwilligung meines Vaters zu erhalten. Ich entfliehe mit ihm nach England; Zeit und Bitten werden meinen Vater, wenn noch ein Funke von Liebe für seine einzige Tochter in seinem Herzen glüht, versöhnen, und zur Verzeihung bewegen. An der Barriere gegen den Montmartre erwartet mich mein Geliebter mit Eilpferden morgen Nachmittags

vier Uhr; wie glücklich würde ich seyn, könnte ich Sie dort noch einmal umarmen, und mit Ihrem mütterlichen Segen von meiner Vaterstadt scheiden, bis glücklichere Zeiten mich wieder zurückführen.

Versagen Sie nicht diese letzte Bitte

Ihrer Sie ewig liebenden, dankbaren

Leonore."

Das junge schlaue Mädchen hatte den Charakter des Vaters und der Tante genau studirt, und darauf den fein angelegten Plan gebaut.

Die Tante, ein ängstliches Weib, um Leonorens Wohl und Ehre besorgt, hatte kaum diese für ihr Ohr so schrecklichen Zeilen gelesen, als sie ihren Wagen vorfahren ließ, und zum Schwager eilte, den sie mit Thränen in den Augen von diesem Vorhaben in Kenntniß setzte, zugleich aber auch mit kräftigen Worten gegen die beabsichtigte Verbindung mit einem alten Manne, bei dem die Tochter in einer freudenlosen Ehe verkümmern müsse, protestirte, und sein väterliches Herz bei der Seligkeit seiner vorausgegangenen Gattin zu rühren suchte.

Alles vergebens. Er sagte ihr bloß: „Frau

Schwägerin, kommen Sie bis 4 Uhr Nachmittags morgen dahin, wo meine Tochter Sie zu sprechen wünscht; das Uebrige wird sich finden. Inzwischen bitte ich Sie, insofern Sie Antheil an Leonore nehmen, gegen Jedermann, auch gegen meine Tochter, über diese Angelegenheit zu schweigen.«

Ziemlich getröstet fuhr die Tante nach Hause, die noch nicht aller Hoffnung entsagt hatte, Frieden und Versöhnung zu stiften.

Leonore wurde nach ihrer Heimkehr vom Vater mit herzlicher Liebe empfangen, um sie recht sicher zu machen. Zur Gouvernante sagte er:

„Morgen speise ich nicht zu Hause. Sollte morgen Nachmittag meine Tochter ausgehen, oder ausfahren wollen, so lehnen Sie unter dem Vorwande des Unwohlseyns die Begleitung ab, lassen Sie aber Leonore ganz allein dahin gehen, wohin sie mag. Daß ich Ihnen aber dieß gesagt habe, davon schweigen Sie gegen Jedermann, auch gegen meine Tochter.«

Der alte Drache war über diese Eröffnung ganz verdutzt; Leonore ohne Aufsicht aus dem

Hause lassen zu dürfen, schien ihr etwas völlig Unbegreifliches.

Der verhängnißvolle Nachmittag erschien, der Vater aber nicht an der Zweiuhrtafel. Der Drache meldete, er sey zu Tisch geladen. Leonore merkte, auf welchen Fang dieser angebliche Gast ausgezogen war, und äußerte nach 3 Uhr, sie wünsche eine Freundin zu besuchen; die Gouvernante möge sie begleiten.

Was Leonore erwartete, geschah; die Alte bat, mit der Begleitung verschont zu werden, da sie heftige Kopfschmerzen fühle; sollte jedoch das Fräulein Lust haben, allein den Gang zu machen, so wolle sie für diesen einzelnen Fall gerne bei dem Papa die Verantwortlichkeit übernehmen.

Der Plan Leonorens war also vollkommen gelungen; der Vater wollte sie sicher machen, um den Entführer am bezeichneten Orte zu verhaften. Sie verließ also das Haus, warf sich in den geschlossenen Wagen eines Fiackers, und fuhr zum Tempel der Rosa, wo sie bei dem ersten Portale für den Eintrittspreis einen kostbaren Brillantring verpfänden wollte; zu

ihrem Erstaunen hieß es aber, Rosa würde schon selbst die Ehre haben, über diesen Punkt mit ihr zu sprechen.

Mit der Maske vor dem Antlitze durchwanderte sie alle Grade des Paradieses, bis sie im Tempel der Venus den Hektor wählte, der von seiner Gattin Andromache Abschied nahm; gleich darauf nahm auch Leonore Abschied — von dem jungfräulichen Kränzchen.

Bis zur Nacht erwartete der getäuschte Vater die Flüchtlinge; Leonore lag schon, ziemlich unwohl, zu Hause in ihrem Bette.

Der Vater meinte, Leonore habe mit der Tante nur scherzen wollen, und schämte sich, zu gestehen, wie er getäuscht worden sey; allein das Gestehen wurde bald bei Leonore nöthig, denn der scheidende Hektor hatte für einen Erben und Thronfolger in Troja gesorgt.

Der Herr Staatsrath wüthete, aber ohne die Besonnenheit zu verlieren, die ihm rieth, die Schande seines Hauses nicht zum Spottgespräche der Salons zu machen. Antonio, der die einzig mögliche Hülfe Rosa's uneigen-

nützlicher Güte zu verdanken hatte, wurde Leonorens glücklicher Gatte.

Mehr aus gereizter Rache, als um andere Väter vor ähnlichen Unfällen zu bewahren, bot der alte Herr allen seinen Verbindungen und Einflüssen auf, von Staatspolizei wegen die Schließung des Paradieses zu bewirken. Alle Versuche scheiterten an dem Willen des aus dieser Geschichte genügend bekannten S*, und vielleicht hätte Rosa mit diesem Unternehmen noch alle Capitalisten von Paris zu Bettlern gemacht, würde nicht ein kaum geträumtes Weltereigniß, Paris, Frankreich, ja die ganze Welt in ihren Angeln erschüttert haben.

Am 1. März 1815, landete der Einsiedler von Elba, Napoleon mit 1200 Veteranen zu Cannes, und der Schrecken seines Namens stürmte wie eine Windsbraut ihm voran. Die Bourbonen flohen mit ihrem ganzen Anhange nach Gent, und am 20. März, am Geburtstage des Königs von Rom, da der größte Mann, den je die Welt getragen, unter dem Jubelrufe von Hunderttausenden, fast erdrückt von

den Liebkosungen seiner getreuen, in die Tuilerien einzog, auf welchen wieder die siegreiche dreifarbige Fahne wehte, die nach der Juliusrevolution von 1830 noch einmal aus der Asche der Völkerschlacht bei Waterloo wie ein hellleuchtender Phönix emporstieg, zerstäubten die Wandgestalten im Tempel der Venus, um sich den jubilirenden Parisern anzuschließen, und Rosa fuhr mit Fanny und Betty, so wie mit Lerry, beladen mit dem Reste ihrer Schätze in die deutsche Heimath, wo sie ihrem geliebten Fritz, wie schon früher in ihren Memoiren gemeldet wurde, vor dem Altare die Hand reichte, als reine, unberührte Jungfrau!

Dieß verdankte Rosa der genialen Erfindung Lerrys. Das aus zwei eingerahmten, mit schwellenden Stahlfedern durchwebte Venuslager im Tempel war beweglich, und schlug durch einen leisen Druck an einer Feder um, wie man die Volte schlägt. So wie sich Rosa auf die erste Abtheilung des Bettes legte, und das tiefe Dunkel herrschte, wendete das Bett

die Kehrseite hervor, auf welchem bereits, an den Füßen und an der Brust durch weiche Bänder an das Bett befestiget, entweder Fanny oder Betty lagen, so oft Rosa gewählt wurde, die mit dem zurückkehrenden Lichte jederzeit wieder zu sehen war, als hätte nur die Dunkelheit sie unsichtbar gemacht; traf die Wahl eine männliche oder weibliche Wandfigur, so blieb das Bett unbeweglich. Durch denselben Mechanismus verschwand in ein abgesondertes Gemach, „wenn der Scherz zu Ende war,“ der Besucher oder die Besucherin, auf weiche Ottomanen hinuntersinkend. Den sonst so schlauen Parisern ist diese feine Täuschung bis zu dieser Stunde unbekannt geblieben. — Nach einem Jahre erfuhr Rosa durch einen Pariser-sänger, der sie auf einer Reise nach Wien besuchte, daß Lenchen, in Folge ihres zügellosen Lebens im Hospitale der Unheilbaren gestorben sey. —

Königsblumen.

Eine Auswahl von Festgedichten zur
Verherrlichung
der
Allerhöchsten Königl. Familie
von Bayern.

Zum Besten der Kleinkinderbewahranstalten unter
dem besondern Schutze
Ihrer Majestät der Königin
Therese von Bayern.

Von
Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Mit dem wohlgetroffenen Bildnisse des Verfassers.

Passau, 1844.
Gedruckt und in Commission in der Pustet'schen
Buchhandlung. (C. Pleuger.)

BIBLIOTECA
REGIA
MATRITENSIS

„Und wer ein solches Kind in meinem Namen
aufnimmt, der nimmt mich auf.“

Matth. c. 18. v. 5.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK

Vergißmeinnicht. *)

An Ihre Majeſtät die Königin Thereſe von Bayern.

Es ſind in den deutſchen Gauen,
Vom Blümchen Vergißmeinnicht,
Wohl ſechszehn Arten zu ſchauen,
Aus denen man Sträußchen flicht.

Sie blühen beſcheiden und niedlich,
Am Bächlein, in Waldesgrund,
Und nippen vom Morgenthau friedlich,
Mit zartem, farbigen Mund.

Sie blühen, aber vergehen,
Mit flüchtigem Lebenshauch,
Wenn rauhere Winde wehen,
Wie andere Blümchen auch.

Doch eine ſchönere Sorte
Vom Blümchen Vergißmeinnicht,
Verkünden Dir Dankesworte,
Als jemals die Liebe bricht.

*) Erſchienen zur Feier des Allerhöchſten Namensfeſtes Ihrer Majeſtät im „bayeriſchen Landboten“ vom 15. Okt. 1838.

Du haſt es in Kinderſeelen
Gepflanzet mit Engelshuld;
Auf himmliſche Zinſen darfſt zählen,
Von dieſer heiligen Schuld.

Mit Dankesthränen begoſſen,
Wird dieſes Vergißmeinnicht,
Von frommer Kindheit Genoſſen,
Und blüh'n bis zum jüngſten Gericht.

Und Gott wird ſagen: „Die Kleinen,
Die laſſet kommen zu mir!“
Sie werden Alle erſcheinen,
Die Alles verdanken Dir.

Dann werden die Blümchen gewoben
In eine prächtige Kron';
Die wird auf's Haupt Dir gehoben,
Vor Gottes ewigem Thron!

Burghauſen.

Königsblumen.

Gefühle bei der Geburt

Seiner Königl. Hoheit des Prinzen

Maximilian von Bayern.

Am 28. Nov. 1811. *)

Holde Blüthe! Sprößling erlauchten Stammes,
Troſt der kommenden Jahre, ſey willkommen!
Fühlende Herzen jubeln Dir entgegen,
Trunken vor Wonne!

Aetherreine Gluth der Verehrung zeuget
In der Tiefe der Buſen heil'ge Wünſche;
Gab doch der Schöpfer Dich zur Wonne ſeinen
Glücklichen Bayern!

Selbſt der Mutter zärtlicher Buſen athmet
Nie wohl herzlicher dem geliebten Kinde,
Als ſich der Bayern Biederſinn ob Deinem
Daſeyn entzückt fühlt!

---

*) Bayer. Nationalzeitung von 1811, Nr. 284. S. 1151.

Werde gut und groß, wie Dein Vater! Pflanze
Kühn mit Heldenmuth einſt die Siegesfahnen,
Voll Deiner Würde, auf die Städtemauern
Feindlicher Völker!

Und im Frieden führe die Palme, wie Dein
Angebeteter Ahnherr — ſegnend — und Dir
Bauet Dein frohes Volk im treuen Herzen
Dankesaltäre!

Lächle mit dem Reize der Unſchuld auf die
Treuen Bayern herab, und ſchenke Deine
Lohnende Gnade denen, die ihr Blut und
Leben Dir weihen!

München.

Zum Allerhöchſten Geburtsfeſte

Sr. Majeſtät des Königs

Maximilian Joſeph.

Am 27. Mai 1813.

Divis orte bonis!
Horat.

Fürſt, — Dem hoch für's Vaterland glüht die große
Königs-Seele, welchen des Himmels Mächte
Einſt des Hauſes herrlichem Stamme, und dem
Volke geſendet!

Ein Auguſtusalter erſchuf Dein Scepter,
Hieß die gold'nen Jahre des Uraniden,
Hellas Flor in Künſten und Wiſſenſchaften,
Wieder emporblüh'n!

Du regiereſt weiſe, gerecht, voll Milde, —
Wie einſt Titus herrſchte; des Thrones Säulen
Trotzen allen Stürmen der Zeit, auf Volkes-
Liebe gebauet!

Volkes-Stimme kündet die Stimme Gottes; —
Darum bist Du, Einziggeliebter Deiner
Braven, treuen Bayern, der auserwählte
Liebling der Gottheit!

Denn des Gottes schirmende Hand hält ferne
Von dem frommen, glorreichen Hause düstre
Tage, und sein heiliger Segen schützt die
Ruhe der Laren!

Dich umfah't mit Liebe Dein Reich, Dein treues,
Lebt in Dir, und betet Dich an, und jeder
Stürbe freudig zwei Mal für Dich und für die
Vaterlandsfluren!

München.

Prolog*)

zur Feier des Allerhöchsten Namensfestes
Seiner Majestät des Königs

Maximilian Joseph.

Am 12. Okt. 1816.

Was hebt mein Herz, wenn ich vom Vaterland,
Wenn ich vom König', unserm Vater spreche?
Wer nennet mir das unauflöslich Band,
Das die Natur, damit es niemals breche,
Um Fürsten und um ihre Völker wand?
Die Liebe ist's, ja eine solche Liebe,
Daß ohne sie ein Volk verachtet bliebe.

Ich sah in jammerschwerer Zeit den Krieg
Im wilden Donnersturm vorüberrollen;
Erkämpfen endlich den Befreiungs-Sieg,
Damit an einen Gott wir glauben sollen;
Und überall, wo Bayerns Banner stieg,

*) Gesprochen in der Gesellschaft des Frohsinns in München.

Den Heldenmuth um blut'ge Lorbern werben:
Es galt, für Maximilian zu ſterben.

Auf Volksliebe iſt Sein Thron gebaut,
Von Freiheit und Gerechtigkeit getragen;
Und wer auch nur Sein huldvoll Antlitz ſchaut,
Fühlt froher ſchon das Herz im Buſen ſchlagen,
Fühlt ſich ergriffen, und bekennet laut:
„Es iſt unmöglich, daß auf dieſer Erde,
Ein König inniger geliebet werde.“

Dem König', der als Vater uns regiert,
Baut einſt die ſpäte Nachwelt noch Altäre,
Damit den Fürſten, der Sein Reich geziert,
Auch würdig noch der Dank des Enkels ehre,
Den Lieb' und Andacht in den Tempel führt.
Dem König Heil! Dieß ſey der Ruf der Freude,
Mein letzter Wunſch, wenn ich vom Leben ſcheide.

München.

Huldigung

zur Feier des höchsten Namensfestes

Seiner Königlichen Hoheit

Karl Ludwig Augusts,

Kronprinzen von Bayern. *)

Am 25. Aug. 1818.

Scene.

(Garten. In der Mitte ein blumenbekränzter Altar mit der Büste Sr. k. Hoh. des Kronprinzen. Links weht die Nationalfahne, blau u. weiß, mit Lorber geschmückt, zwischen Helm, Panzer und Schwert. Rechts liegen die Attribute der Künste und Wissenschaften. Im Vordergrunde links eine Laube. Die Frühlichter der Sonne rufen den schlummernden Sänger aus seligen Träumen in das erwachende Leben.)

Der Sänger,

(träumend, in der Linken die bekränzte Lyra)

So lebt denn wohl, Ihr herrlichen Gestalten,
Ihr schaut so freundlich grüßend noch herab;
Ich kenne sie, die himmlischen Gewalten,
Uns aufwärts führend aus dem stummen Grab; —
Sie rufen Euch nach ewigen Gesetzen,
Ihr müßt zurück, Ihr dürft sie nicht verletzen.

---

*) Seit dem 13. October 1825 regierender König von Bayern. Diese Huldigung wurde auf der Gesellschaftsbühne des Frohsinns im Gasthofe zum goldenen Storche in München gebracht, am 29. August 1818.

Ich folge Euch, auf des Geſanges Wogen —
(Der Sänger greift in die Saiten, und erwacht.)
Wo bin ich? — O, das war ein ſchöner Traum!
Die Helden Bayerns ſind herabgezogen
Von dort — aus lichtbekränztem Himmelsraum',
Zu ſegnen, eh' des Feſtes Morgen graute,
Mein Heiligthum, das Lieb' und Andacht baute.

(Begeiſtert)
Von Ludwig ſoll zuerſt mein Lied ertönen,
Dem Bayer, der das Landrecht uns verlieh,
Und Oeſtreichs Herzog, Friederich dem Schönen,
Mit deutſcher Treu' und Zuverſicht verzieh.
Ich ſah, wie er den Prinzen zärtlich grüßte,
Mit leiſem Hauch die Heldenſtirne küßte.

Und Ludwig auch, der hohen Schule Gründer
Zu Ingolſtadt, der vierte Wilhelm dann,
Den „ſtandhaft" noch die Nachwelt rühmt, nicht minder
Der fünfte Albert, dieſer edle Mann,
Den ſeine Zeit genannt den Großmuthvollen,
Und Bayerns Dichter laut lobpreiſen ſollen.

Sein Sohn, der fünfte Wilhelm, — als den Frommen
Kennt die Geſchichte dieſes ernſte Bild, —
War im Verklärungslicht' herangekommen,
Hell leuchtend, ruhig lächelnd, engelmild;

Ihm folgte Max der Erſte, dem gelungen,
Was früher nicht Jahrhunderte bezwungen.

Und Ferdinand Maria, der zum Segen
Des Volkes ſelbſt die Kaiſerkrone mied,
Dem ernſt am Wohl des Landes war gelegen,
So daß er leicht von dieſer Lockung ſchied, —
Noch ſchau' ich Ihn, Max Joſeph Ihm zur Seite,
Der edle Fürſt, des Todes frühe Beute.

Mein hoher Prinz, aus dieſem Heldenblute,
Hat Dich der Fürſten Herrlichſter gezeugt;
Und wie die Hand der Ahnen auf Dir ruhte,
Und wie Ihr Haupt auf Dich ſich hingeneigt,
Sind auch die Tugenden in Dir vereinet,
Womit Dein Bild im Strahlenglanz erſcheinet.

Wo Jubelthränen aus den Augen brechen,
Da waltet auch des Herzens Huldigung;
(Er nimmt den Kranz von der Lyra, und krönt die Büſte knieend)
Und gilt es einſt, das Vaterland zu rächen,
Wird ſelbſt der Greis am Stabe wieder jung;
Den Feinden Bayerns drohe ſtets Verderben,
Für Bayerns Freiheit will ich freudig ſterben!

München.

Zum Allerhöchſten Geburtsfeſte
— 27. Mai 1820 —
Seiner Majeſtät des Königs.

Pro quo bis patiar mori.
Horat.

Mag die große, huldreich ſchaffende Natur,
Andern Ländern Paradieſeswonne,
Xenien*) der Muttergüte jeder Flur,
Jubelfrucht, — gereift am Strahl der Sonne,
Mit der ewig unerſchöpflich jungen Kraft,
In verſchwenderiſcher Fülle reichen;
Liebe nur, wie ſie Dein frommes Herrſchen ſchafft,
Iſt mit keinen Schätzen zu vergleichen.
Aufgeſchloſſen hat uns Deine Vatermilde,
Nie verſchollner Menſchenrechte heil'ges Buch;
Ja mit ehernem Verfaſſungs-Schilde,
Opferwerth, zermalmt der Zeiten alten Fluch.
So beherrſcheſt Du ein Volk mit Liebesmacht,
Ein beglücktes, das ſich treu bewähret;
Preis Dir, ſegnendes Geſtirn in öder Nacht!
Heil Dir, Den Unſterblichkeit verkläret!

München.

---

*) Geſchenke.

Zum
Allerhöchſten Namensfeſte
Ihrer Majeſtät der Königin Caroline.

— 28. Jan. 1822. —

Doppelſonnett.

Frei herrſcht der Geiſt im Zauberland des Schönen,
Räng' auch mit ihm die Nacht gemeiner Sünde;
Ihn darf die Welt nicht ungeſtraft verhöhnen,
Er trägt das Licht, damit er Licht verkünde!
Denn er vermag, als Anker edler Bünde, —
Erſchaffender in Worten, Bildern, Tönen, —
Regent der Welt, wenn auch allein er ſtünde, —
In eigner Kraft die Schläfe ſich zu krönen!
Kein Maaß der Zeit begränzt die kühnen Flüge;
Ein Janushaupt — umleuchten die Gedanken,
Was war und iſt, und künftiges Geſtalten!
Ja ob auch ſchwacher Menſchenglaube trüge,
Lohnt Wahrheit ihn, wo über Weltenſchranken,
Hoch in dem Licht' — die ew'gen Götter walten!
Ein freundliches Aſyl, ihn zart zu pflegen,
Lieh' Kronenhuld! Im Wittelsbacherlande,
Mag er ſich groß und lebenskräftig regen,
Ihn hemmen keine nachterzeugten Bande.
Nicht blüht ein Reich, ſey's auch am fernſten Strande,
Ein Reich von geiſtesfreiheitreicherm Segen!

Kann, — wie der Sturm die Fluth am Meeresrande
Aufthürmet, — ſich der ächte Geiſt bewegen?
Reich' Ihr, Unſterblichkeit! die Sternenkrone,
Ob Geiſtesſchirm und Pflege jeder Tugend;
Leg Ihr noch zu die Halbſcheid meines Lebens!
Im Wort', im Bild', im zauberiſchen Tone,
Nährt Sie die Götterflamme ew'ger Jugend,
Ein Muſter wahrhaft königlichen Strebens!

München.

Die Nacht des 16. Aprils 1823.

An den Prinzen Eugen,
Herzog von Leuchtenberg, und Fürſten von Eichſtädt.

Was verkünden all' die Thränenblicke,
Und der Diener wankend leiſer Gang?
Welchen Blitz, geſchleudert vom Geſchicke,
Dem das Furchtbar-Gräßliche gelang?
O ihr ſchwieg't nicht mehr,
Wüßtet ihr, wie ſehr
Euer Schmerz mir in die Seele drang!

Schau' ich doch, wie aufgerollte Wogen,
Von dem Sturm' der Todesangſt gejagt,

Durch die Nacht das Volk herangezogen,
Forſchend, ob ein Hoffnungs-Schimmer tagt;
Tritt und Lippe ſtill,
Denn geſtehen will
Keiner, was ihm ſchwer am Herzen nagt.

„Hört, des Grabes inhaltdunkle Pforte
Ruft dem Herzog!“ — Einer zwar nur ſprach;
Doch die jammerſchweren Donnerworte
Dröhnten bald auf tauſend Lippen nach;
Und zu Tod erbleicht,
Wen der Ruf erreicht:
Daß des Helden Herz auf ewig brach!

Zwar vergeht nach ewigen Geſetzen,
Alles Lebende im Reich' der Zeit;
Keine Macht vermag ſie zu verletzen,
Und kein Bündniß hat ſie noch entzweit.
Arm nun, oder reich,
Tod macht Alle gleich,
Vor den Schranken dunkler Ewigkeit.

Aber wehe, wenn zu den Geſtaden
Fremder Welten ſchon das theure Haupt
Edler Fürſten, ernſte Stimmen laden,
Eh' die Winternacht den Stamm entlaubt;
Dann iſt Klagen — Pflicht,
Und die Thräne bricht
Aus dem Herzen, das an Tugend glaubt!

Von der Lampe düſterm Licht umfloſſen,
Ein Achill, vom Todespfeil durchrannt,
Liegt der edle Herzog hingegoſſen,
Bald nun den Unſterblichen verwandt;
Und der Aerzte Mund,
Macht durch Schweigen kund,
Was erbebend noch kein Laut genannt!

Darf ein großes, ruhmgekröntes Leben,
Das die ſpäte Nachwelt ehren muß,
Keine Rechte auf das Daſeyn geben,
Auf des Friedens friedlichen Genuß?
Soll die ſchöne Frucht,
Eh' der Herbſt ſie ſucht,
Reifen für des Pflückers Scheidekuß?

Fromm als Menſch, und hochbeglückt als Gatte,
Gottes Liebling in der Väter Zahl!
Schlachten, die der Held gewonnen hatte,
Schmücken noch den Fürſten und Gemahl;
Tauſend Armen reicht,
Die Sein Herz erweicht,
Spenden Seiner Milde kluge Wahl!

Aufgelöſ't von namenloſen Leiden,
Wie noch keine Heilige ſie trug,
Sieht die Fürſtin den Gemahl verſcheiden,
Die entſetzenvolle Stunde ſchlug;

Mit dem letzten Hauch',
Stirbt die Hoffnung auch,
Und der Geiſt beginnt den Siegesflug!

Auf den Knieen fleht nun um Erbarmen,
Zu dem gnadenreichen Mutterbild,
Die geliebte Tröſterin der Armen,
Mit den Engelskindern fromm und mild;
Nur der Glaube flößt,
Aller Hülf' entblößt,
Noch Vertrauen ein auf dieſen Schild!

„Heil'ge Jungfrau, Hochgebenedeite,
Himmliſche, erhör' mein heißes Fleh'n,
Der ich betend Mich zum Opfer weihte,
Laß Ihn rettungslos nicht untergeh'n!
Sende Hülfe Ihm,
Durch die Cherubim,
Daß die Menſchen Gottes Allmacht ſeh'n!" —

Und durch Thränen leuchtet das Vertrauen,
Süſſer Hoffnung zartes Himmelslicht;
Und die troſterfüllten Herzen ſchauen
Tief erſchüttert auf das Welt-Gericht:
Denn in dieſer Nacht
Brach des Todes Macht,
Und ein Cherub wich vom Herzog nicht!

München.

Prolog, *)

zur Feier der glücklichen Heimkehr Ihrer Königl. Majeſtäten des Königs und der Königin von Bayern

von der Reiſe nach Sachſen.

— 1823. —

Noch rauſchen an der königlichen Elbe,
Die Wiederklänge von dem Feſtgeſang',
Der jubelnd an des Himmels Prachtgewölbe,
Mit Dankgebeten für den König drang,
Für unſern Max, der, huldreich ſtets Derſelbe,
Das Band der Liebe um zwei Völker ſchlang:
Für Den in Lieb' erglühend alle Herzen ſchlagen,
Und Seinen Ruhm hoch an die Sterne tragen!

Nicht mit dem Lorber ſtolzer Ueberwinder,
Nicht auf Ruinen von zertret'nem Glück',
Und doch an königlichem Ruhm nicht minder
Unübertrefflich, kehret Er zurück,
Mit väterlicher Huld für treue Kinder;
In Freudenthränen ſpiegelt ſich Sein Blick;
Ihm iſt der Siege herrlichſter gelungen:
„Er hat die Herzen überall bezwungen!"

*) Geſprochen am 10. Juny 1823 in der Geſellſchaft des Frohſinns.

Nicht in der Worte enggezognen Schranken,
Bewegt ſich der Gefühle ſchönes Reich;
Nur wenn in Staub für Ihn wir betend ſanken,
Ward feucht das Auge, und das Herz ſo weich;
Wir fühlten dann, daß Bayern nimmer wanken,
Und ſtürzt die ganze Welt in Trümmern gleich;
Laut jubeln wir, als ob ein Gott erſchiene:
Dem König Heil, und Heil Dir, Caroline!

München.

Zur Weihe
des 13. Juli 1823.*)

I.

In lichtgewobner Farben Prunkgewande,
Taucht aus der Wogen golddurchblitztem Schaume,
Verkläret von des Aethers Purpurſaume,
Ein Jubeltag dem theuern Vaterlande,
Wo ſanft des Daſeyns und der Liebe Bande,
Dem Müden rufen aus dem Morgentraume
Zum Hochgenuße in der Schöpfung Raume,
Zu ihres Segens ſchönſtem Unterpfande.

*) Geburtstag Ihrer Majeſtät der Königin Caroline.

Wohl ſchau' ich Tauſende zum Tempel wallen,
Um für die Anmuthſtrahlende zu beten,
Geladen von dem feſtlichen Geläute:
Die Knaben, Männer, Greiſe, Mütter, Bräute,
Die andachtvoll das Heiligthum betreten,
Wo ſchon der Orgel ernſte Töne ſchallen.

II.

Kühn nach der Dichtung reichem Zaubergarten,
Spannt ſchon das Flügelroß die edlen Schwingen,
Der Blumen wunderſchönſte zu erringen,
Die farbenprangend nur des Pflückers warten,
Die goldgerändert-ſilberblauen, zarten,
Wo Chryſolithe mit Saphiren ringen,
Smaragde der Rubine Licht durchdringen,
Als ob ſich Millionen Farben paarten:

Doch mit der Pracht der Paradieſesblume,
Die Schwelle des Pallaſtes neu zu ſchmücken,
Iſt wohl des Sängers Liede nicht beſchieden;
Die Wunderblumen blüh'n im Heiligthume
Des Königlichen Hauſes, und entzücken
Der Eltern Herzen wie mit Himmelsfrieden!

III.

Ein Vorbild alles Guten, Wahren, Schönen,
Soll wie ein Stern den frommen Sänger leiten,
Durch Licht und Nacht, durch Luſt und trübe Zeiten,
Mit ſüßer Macht, mit wohlbekannten Tönen;

Soll mit dem Irdiſchen den Geiſt verſöhnen,
Wenn Fluch und Segen in dem Innern ſtreiten,
Ihn mahnen an die dunklen Ewigkeiten,
Wo Recht und Wahrheit ihre Sieger krönen.

Wohl leuchtet dieſes Vorbild meinen Tagen, —
Der „Carolinen-Stern," — in ew'ger Klarheit;
Ich aber gleiche nun der Sonnenwende;
Denn ſternwärts nur will ich mein Antlitz tragen,
Dem Vorbild treu in Huldigung der Wahrheit,
Bis zu des letzten Hauches leiſem Ende!

München.

Zur Feier der Anweſenheit
Ihrer Königlichen Hoheiten
des Kronprinzen von Preußen,
Friedrich Wilhelm
und der Prinzeſſin von Bayern,
Eliſe Louiſe.

— 1823. —

Ein Vorbild alles Guten, Wahren, Schönen,
Liebreizend, anmuthſtrahlend, mild,
Iſt die Gefeierte in allen Tönen,
So ganz der Mutter Ebenbild:
Ein Stern auf irdiſchem Gefild!

Lies, edler Prinz! im Herzen aller Bayern,
Ob die Natur sie fühlend schuf,
Und jede Lippe wird entzückt betheuern:
Ihr gilt und Ihm der Jubelruf!
So möge denn des Himmels reichsten Segen
Ein guter Gott auf Ihre Pfade legen!

Für deutsche Freiheit und für deutsche Ehre,
Rang muthvoll einst der Preußen Rächerschwert
Im Freiheitskrieg, damit sich ächt bewähre
Ein Heldensinn, der Siegeslorbern werth;
Drum in der Brust, die goldne Sterne schmücken,
Rein, wie der Mütter Reinste es gebar,
Ist auch ein Herz, um Welten zu beglücken,
Cäsaren-Geist, im Sturme der Gefahr
Hochglühend, wie Sein Ahn und Vater war!

Wie reich hat mit der Fülle schöner Gaben,
Ihn überströmt die liebende Natur,
Liebkosend Ihm, vor Allen die erhaben,
Heilbringend Seiner heimathlichen Flur!
Erfüllen wird, o daß ich's würdig priese, —
Lebendig fühlt es der Erlauchte nur, —
Mit Lieb und Huld Sein höchstes Glück — Elise!

München.

*) Am Octoberfeste 1823 allerehrfurchtsvollst überreicht von einigen Mädchen der Stadt München.

Gefühle der Huldigung und Liebe. *)

Zur Vermählungsfeier
Ihrer Königlichen Hoheit, der Prinzeſſin
Eliſabeth Ludovika
mit Seiner Königlichen Hoheit
Friedrich Wilhelm,
Kronprinzen von Preußen.

— 1823. —

I.

Wohin entzückt das Auge ſchauet, flammen
Zur Feier des beſeligenden Bundes
Altäre; Feſtgeſänge rauſchen hoch
Empor zu Gott, zu den Kryſtall-Gewölben
Des ew'gen Domes, den das Licht der Sterne
Verklären, deſſen räthſelhafte Thore
Den Eingang ſchließen zur Unſterblichkeit.
Die Liebe nur, die allgewaltige, —
Die Mutter und zugleich das ſchönſte Kind
Der Schöpfung, — jetzt mit ſüßer Macht im Herzen
Die zarte Gluth entzündend, jetzt den Sternen
Unwiderſtehlich ihre Bahn bezeichnend,
Die Liebe nur trägt heilige Empfindung,
Das heiße Flehen der bedrängten Bruſt,

*) Ausgeſprochen in der Geſellſchaft des Frohſinns am 22. November 1823.

Und aller Bitten überreiche Fülle,
Hinauf zum Thron des Schöpfers aller Welten.
Sie iſt die Himmliſche, der wir vertrauen,
Die an der Wiege ſchon dem Kinde lächelt,
Den Knaben ſchirmet auf der Blumenflur,
Den Jüngling für das Göttliche begeiſtert,
Den Mann mit Kraft beſeelet, daß für Wahres,
Für Schönes und für Gutes raſtlos wirke
Sein Geiſt, und die zuletzt zur ſüßen Ruh,
Dem Greiſe drückt die müden Augen zu.
Lieh' auch die Sonne ihre reinſten Strahlen,
Den Demantſchimmer uns der Morgenthau,
Wir könnten doch das Zauberbild nicht mahlen
Der holden, roſenlichtgewobnen Frau!
Doch was wir tief in unſern Herzen tragen,
Für Sie und für das Königliche Haus,
Spricht jetzt und in der Zukunft ſpäten Tagen,
Ein unbeſchreiblich-froher Jubel aus!
Sie zog dahin, die Liebliche, zum Norden,
Wo Ihr der Liebe höchſtes Glück geworden;
Drum ſey mit lautem Lebehoch geprieſen,
Der Liebe Bund von Friedrich und Eliſen!

München.

II.

Ein Loos, ſo ſchön, daß Ihm Sich Engel Neigen,
Wird, Liebliche, die Liebe Dir bereiten
Im Schooß des Glückes, reich an Seligkeiten,
Gegrüßt von Millionen Jubelzeugen!

Huldvolle, der ſich alle Herzen beugen,
Erhabene, die ſegnend wir geleiten
Im Geiſt', laß an die heimathlichen Zeiten
Lebendige Erinnerung nie ſchweigen!

Uns Allen, die geſegnet von Dir ſcheiden,
Nur Eins verheißen: „Frohes Wiederſehen,"—
Du Lichtgebild der Herrlichſten der Frauen!

In Zauberklängen jauchzt von Himmelsauen
Herab, der Echoruf aus Liedeshöhen
Mit uns: „ELISEN EWIG HEIL, HEIL BEIDEN!" —

München.

Seiner Majestät

MAXIMILIAN JOSEPH.

König von Bayern.

Zur Jubiläums-Feier

25jähriger Regierung.

1824.

Huldigungs-Sonnett

Die Waffen ruhn; die Saat von großen Thaten,
Gedieh zur goldnen Frucht in reichen Garben,
Der Friede leuchtet mit der Freude Farben,
Und glücklich ist das Vaterland berathen!

Dem König Heil! Dieß war's, um was wir baten,
Als Bayerns Söhne, hochgeschmückt mit Narben,
Im Freiheitskampf um Bayerns Freiheit warben,
Und siegend in des Ruhmes Tempel traten.

Nach fünfundzwanzig Segensjahren feiern
Des Vaterlandes Vater Jubellieder,
Für Den wir Alle dankerglühend sterben;

Zum Segen gab der Himmel Ihn den Bayern,
Und Er den Bayern einen Himmel wieder;
Dem König Heil! Heil Seines Thrones Erben!

München.

Zum 16. Februar 1824. *)

Feſtlich geſchmückt ſind des Landes Altäre,
Himmelan rauſchet des Volkes Gebet:
Daß er der Könige Beſtem gewähre,
Was nur die heiligſte Liebe erfleht!

Doch im Haine, ſtill und traut,
Iſt ein Altar aufgebaut,
Einfach, um nach alter Sitte,
Wunſch und Sehnſucht, Gruß und Bitte,
Höhern Weſen auszudrücken,
Die geneigt ſind, zu beglücken.
Schon rauſcht die goldne Fluth von ſüßen Tönen,
Vom hohen Götterthron' herab,
Und die Unſterblichen, die ewig Schönen,
Die uns des Himmels Liebe gab,
Sie nahen feſtlich dem Altar,
Und bringen reiche Opfer dar:
Die Göttin Ceres mit den Jahreszeiten,
Die Blüthen, Blumen, Früchte uns bereiten;
Und Mars, der Waffengott der Krieger,
Der Freiheit Schild und kühne Sieger;
Apollo mit den reinen Muſen,

*) Erklärung des Feſtſpieles zur Feier der fünf und zwanzigjährigen Regierung Seiner Majeſtät des Königs Maximilian Joſeph, gegeben auf dem k. Theater am Iſarthore in München.

Die Göttliches entzünden in den Buſen
Der Menſchen; Clio, Muſe der Geſchichte,
Calliope, heroiſche Gedichte
Der Welt verkündend, die Beſchützerin
Der Könige; Euterpe für die Töne,
Terpſichore, die Tanz-Camöne!
Und wie nach feſtgeweihten Tänzen
Den Altar opfernd ſie bekränzen,
Da öffnet ſich ſein Schooß,
Und hell und groß,
Flammt uns ein Stern entgegen,
Mit der Verheißung Segen,
Und aus des Sternes Mitte,
Mit zephyrleichtem Schritte,
Winket der Liebe geflügelter Gott!
Da wandelt ſich in Wolkenhöhen
Der ganze zauberiſche Hain,
Und was wir dort anbetend ſehen,
Wird ewig unſer Höchſtes ſeyn.
Umleuchtet von den fünf und zwanzig Zeugen
Der Vatergüte, lächelt uns Sein Bild,
Dem ſich in Liebe alle Herzen beugen,
Von heiliger Begeiſterung erfüllt!
Für Liebe, für das kindliche Vertrauen,
Womit wir auf der Gottheit Segen bauen,
Indem wir froh den beſten König feiern,
Wird ſie die Zukunft lohnend uns entſchleiern,

Und um des Feſtes Jubel zu vollenden,
Im Sternenlichte die Verheißung ſenden.*)

München.

Zum Allerhöchſten Geburtsfeſte
Seiner Majeſtät des Königs
MAXIMILIAN JOSEPH.
— 27. Mai 1824 —

Vom zarten Morgenlichte goldumfloſſen,
Grüßt uns vertraut des Hochlands Alpenhaupt:
Die Schätze der Natur ſind aufgeſchloſſen,
Der Berge Gürtel wieder neu belaubt;
Die Blüthen prangen, bunte Blumen ſproſſen,
Und jede Bruſt, die hoffet, liebt und glaubt,
Begrüßt das Herrlichſte von Bayerns Feſten,
Fromm betend für der Fürſten Allerbeſten!

Viel tauſend Wünſche, die zum Himmel ſteigen,
So weit ſein Dom das Land der Bayern ſchmückt,
Sind ſeiner Vatermilde ſchönſte Zeugen,
Wo nur die Wonne jedes Herz entzückt,
Daß Gram und Sorge jetzt verſöhnet ſchweigen,
Daß Ihn ein nahes, neues Feſt beglückt, **)

*) In Brillantfeuer erſchien die Verheißung: „Nach fünf und zwanzig Jahren wie heute!“

**) Die Vermählung J. K. H. der Prinzeſſin Sophie.

Und daß der Ring von dieſem Lebensjahre,
So würdig ſchließt an einem Brautaltare!

Wohl künden dort die hohen Feuerzeichen,
Das große Feſt, das Feſt der Nation,
Als müßt' der Tag vor ihrer Gluth erbleichen,
Als böten ſie dem Sonnenlichte Hohn;
Doch niemals werden ſie die Gluth erreichen,
Die für den König wir, und für den Thron,
Für's Vaterland tief in den Herzen tragen,
Bis ſie, treu bis zum Tode, nicht mehr ſchlagen!

München.

Ihrer Königlichen Hoheit
Sophie Friederike,
Prinzeſſin von Bayern.

Volkslied. *)

— 3. October 1824. —

Wem gilt das Lied, ſo wohlgemeint,
Das uns zur Huldigung vereint?
Der Bayern Herzen jubeln laut:
„Es gilt der wunderſchönen Braut!“ —

---

*) Geſungen am 3. October 1824 bei dem landwirthſchaftlichen Feſte in München.

Wie heißt die Braut, die fromm und mild,
Ein Engel iſt, der Mutter Bild?
Sophie, — ruft das Herz entzückt,
Die überall durch Huld beglückt!

Wie heißt der Fürſt, den Deine Hand
Beglückt im neuen Vaterland'?
Franz Carl begrüßt Ihn Oeſterreich,
An Geiſt und Huld dem Vater gleich!

Und fern von uns, am Donauſtrand',
Denk an Dein liebes Vaterland,
Wo treue Bayern jubeln laut:
„Heil Dir, Du wunderſchöne Braut!"

München.

Huldigung,

womit Seiner Majeſtät dem **Könige**, Ihrer Majeſtät der **Königin**, und Ihrer Königl. Hoheit der Prinzeſſin **Sophie**,

am Tage des Octoberfeſtes, den 3. October 1824, Blumen in allertiefeſter Ehrfurcht überreicht wurden.

(Die Blumen ſprechen:)

Dem Blumenbande, das uns zart umſchlinget,
Iſt Deine hohe Herrſchermilde gleich;
Wohin der Segen Deiner Thaten dringet,
Durchrauſchet Dankesruf das Königreich,

Der jubelnd ſich zum Sternendome ſchwinget,
Wenn Du als Vater ſprichſt: „Ich liebe Euch!“
Für Bayern iſt das Seligſte auf Erden,
Vom beſten Könige geliebt zu werden!

Uns Blumen ſendet huldigend zum Feſte,
Des Vaterlandes reich geſchmückte Flur;
Wir ſind wohl zarte, anmuthvolle Gäſte
Der ſchönen, unerſchöpflichen Natur;
Jedoch der Blumen Herrlichſte und Beſte,
Gedeiht im Sonnenlicht des Thrones nur,
Und an des Königszeltes heitern Schwelle,
Begrüßen wir die hohe Immortelle!

Nimm in die Kaiſerſtadt am Donauſtrande,
Wo bald die Myrthe ziert den Lockenbau,
Und wo, beglückt durch Hymens ſüße Bande,
Ein edler Fürſt begrüßt die hohe Frau,
Der Blumen Bitte aus dem Vaterlande:
„Wo Du auf Blumen wandelſt, o da ſchau
„Mit zarter Huld verheißend auf ſie nieder:
„„Die Heimath ſieht im Frühlingsglanz Mich wieder!““

München.

Apollo und der Sänger.

Zum 13. July 1825. *)

I.

Schon lenken, auf den zarten Purpurſäumen
Der Morgenwölkchen, leichtgeſchürzte Horen
Den Sonnenwagen aus den goldnen Thoren,
Apollo's flammendes Geſpann zu zäumen.

Umgaukelt noch von jungen, bunten Träumen,
Erwacht der Sänger, der den Hain erkoren
Zur Wiege des Geſanges; neugeboren
Begrüßt er ſeinen Gott in höhern Räumen.

Und aus der Lyra ſtrömen Wundertöne,
Und aus der Bruſt gar ſeelenvolle Lieder;
Des Gottes Nähe ſcheint ihn zu verklären.

Apollo neigt das Haupt zum Sänger nieder,
Und ſpricht: „Ich will, was du verlangſt, gewähren;
„Der iſt mein Sohn, dem heilig iſt das Schöne!“

II.

Mit Wonnenthränen auf den Frühlichtwangen,
Empor zum Himmel faltet er die Hände:
„Erhabener, der Dichtkunſt Gott, o ſende
„Erfüllung meinem einzigen Verlangen!

*) Geburtsfeſt J. Maj. der Königin **Caroline** von Bayern.

„Wie oft auch Bitten ſchon zum Himmel drangen
„Daß er von theuern Herzen Schlimmes wende,
„Daß er des Lebens ſchönſtes Glück vollende,
„Wie heiß ſie auch nach Götterhülfe rangen:

Doch mit der Andacht kann ſich nichts vergleichen,
„Wovon ſich meine Seele fühlt durchdrungen,
„So oft ich meiner Königin gedenke!

„Unſterblichkeit verleih Ihr zum Geſchenke,
„Das Herrlichſte iſt mir ſodann gelungen;
„Denn weiter hab' ich nichts mehr zu erreichen!" —

III.

„Zu ſpät, mein Sohn! Sie hat ſich ſelbſt gegeben,
„Um was du bateſt, die Unſterblichkeit!
„Sie iſt kein Kind des Raumes und der Zeit,
„Sie iſt der Preis von einem ſchönen Leben!

„Ich ſelbſt bin Zeuge von dem edlen Streben
„Nach jeder Tugend, von der Innigkeit
„Der reinſten Liebe, der Sie ſich geweiht,
„Und ſchirmend will ich immer Sie umſchweben!"

Und alſo ſprechend, lenket er den Wagen,
Noch einmal freundlich lächelnd, zu der Flur
Der Heimath Ihrer Jugend Sie geleitend!

Lobpreisend, seine Arme weit ausbreitend,
Gelobt der frohe Sänger der Natur:
„Für Sie allein die Saiten anzuschlagen!“

München.

Festgedicht. *)

1825.

Heil dem König, Heil der Königin!
Einer Sonne Strahlen gleicht Ihr Leben,
Jeder Strahl bringt Segen, und zu geben
Lieb' für Lieb', des Glückes heitern Sinn!

*) Am 2. October 1825, an diesem besonders feierreichen Tage unsers weit berühmten Nationalfestes: des Oktoberfestes auf der Theresienwiese, überreichten ein Knabe und zwei Mädchen in altwittelsbachischer Tracht dem Könige und der Königin auf einem goldenen Kredenzteller die auserlesensten Blumen, und auf dem größten Papierformate, im Namen der Gemeinde der Stadt München, das vorstehende Festgedicht, welches — von mir entworfen und gedichtet, — in Bezug auf die Form den Anblick eines Bildes gewährt.

Sechs und zwanzig Sterne, andeutend die 26 Regierungsjahre Sr. Majestät des Königs, bilden nämlich eine Sonne, in deren Mitte die Namenszüge Sr. Majestät des Königs und Ihrer Majestät der Königin,

Dankes-Jubel grüßt die hohen Gäste,
Eines treuen Volkes Jubelruf,
Mitten unter Bayern — Bayerns Beſte!

Von der Thaten jede, die Er ſchuf
Auf der Bahn von ſechs und zwanzig Jahren,
Tragen, leuchtend über Raum und Zeit,
Engel, Sein Gedächtniß zu bewahren,
Ruhmvoll in das Buch der Ewigkeit!

Denn Ihn ſchirmet Gott auf Bayerns Auen,
Einen Edlern trägt die Erde nicht, —
Schirmt die Krone königlicher Frauen!

---

mit Lorbern und Blumen geſchmückt, ſchweben, oben von der königlichen Krone geſchloſſen. Jeder Stern umſchließt einen Buchſtaben, und die Buchſtaben der 26 Sterne vereint, bilden den Jubelruf: „Heil dem Vater des Vaterlandes!“ Zugleich iſt jeder dieſer Buchſtaben der erſte einer Zeile, und dieſe 26 von den Sternen ausgeſendeten Zeilen bilden die Strahlen der Sonne. Ganz unten iſt das Stadtwappen von München.

Dieß war das letzte Octoberfeſt, welches durch die Anweſenheit unſers geliebten Königs Maximilian Joſeph verherrlichet wurde; denn in der Nacht vom 12. auf den 13. October war ſein unſterblicher Geiſt heimgekehrt in das himmliſche Vaterland. B.

Von der reinſten Liebe ſüßen Pflicht,
Allgewaltig zu Dir hingezogen,
Treu der Luſt, ein frohes Volk zu ſchauen,
Eilen freudig Tauſende heran,
Reich an hoher Wonne; denn gewogen
Lächelt ſie Dein Auge freundlich an.
Aus der Unſchuld kindlich zarten Hand,
Nimm die Blumenſpende huldvoll auf;
Deine Huld iſt ja dem Vaterland'
Eine Himmliſche: für jeden Stand
Segen bringend, wie der Sonne Lauf!

München.

Huldigung der Blumen,

auf weiße Atlasbänder gedruckt.

und JJ. KK. Majeſtäten von Bayern

Maximilian Joſeph und Caroline,

als Spangen an Sträußen auserleſener Blumen auf goldenen Kredenztellern überreicht,

bei dem Octoberfeſte am 2. October 1825.

I.

Seiner Majeſtät dem Könige:

Wie durch der Nacht geheimnißvolles Schweigen,
Die Sonne ihren Demantwagen wendet,
Und Segnungen dem Vaterlande ſpendet,
Die Glorie der Majeſtät zu zeigen:

So werden Liebe, Treue und Vertrauen
Auf Deines großen Geistes große Saaten,
Im Glanz für Bayerns Heil vollbrachter Thaten,
Die goldnen Früchte Deiner Weisheit schauen!

II.

Ihrer Majestät der Königin:

Wenn huldigend des Lenzes Morgenröthe,
Dir einen Kranz der schönsten Blumen böte;
Wenn aus dem farbenprangenden Geschlechte,
Dir jede Blume die Bedeutung brächte
Von einem selt'nen Vorzug, den die Weisen
Zu allen Zeiten als beglückend preisen,
Von Geist, Gemüth und Schönheit, die auf Erden
Wie Himmelsgaben hoch gefeiert werden:
So würde aller Tugenden Verein,
Das **Blumenecho** Deines Lebens seyn.

München.

Die Doppelfeier
des 25. August 1826. *)

Zu Seiner Majestät des Königs **Ludwig** von Bayern Allerhöchstem Geburts- und Namensfeste.

Erhaben ist des Tages Doppelfeier,
Von Liebe und Bewunderung begrüßt;
„Dem König' Heil, der überaus uns theuer,
„Der Bayerns Stolz und Deuschlands Zierde ist!"

Wir sehen Ihn schon in den Jünglingsjahren,
Für Kunst erglühen und für Wissenschaft,
Und für das Schöne diesen Sinn bewahren,
Mit Seines hohen Geistes vollen Kraft.

Da ruft das Vaterland Ihn zu den Waffen,
Und stark, wie Kaiser Ludwig, muthentbrannt,
Um Bayern Sieg und Frieden zu verschaffen,
Ergreifet Er das Schwert mit kühner Hand.

*) Ein Prolog, vorgetragen in der Valeslerschützen-Gesellschaft auf der Schießstätte in München, am Abende des 14. August 1826, bei Gelegenheit eines wohlgelungenen Concertes, welches mit einem rauschenden Festliede schloß.

Und überall, wo Bayerns Fahnen wehen,
Treibt Ihn Sein kühner Heldenmuth voran;
Bereit, für Bayern in den Tod zu gehen,
Reicht Lorberkränze Ihm die Siegesbahn.

Doch nicht allein im Donner der Kanonen,
Genüget Ihm des Helden Siegesruhm;
Denn Siege gibt es, die viel süßer lohnen,
Erfochten in der Menschheit Heiligthum.

Er theilt den letzten Bissen mit den Treuen,
Und pflegt Verwundete mit eig'ner Hand;
Nur „Hülfe bringen" kann Sein Herz erfreuen;
Er gleicht dem Schutzgeist' aus dem Vaterland'.

Auch für den Feind, sobald er ist geschlagen,
Läßt Er, von seinem Loose tief gerührt,
Wie für die Landeskinder Sorge tragen,
Weil Schonung dem besiegten Feind gebührt.

Sein Glück vollendet aus den hohen Frauen
Von Deuschland, Jene, die so wundermild,
So reich an jeder Huld ist anzuschauen,
Gleichwie von Raphael ein Zauberbild!

Und schöne, hochbegabte Kinder blühen
Aus diesem Bund', stets ungetrübt von Schmerz,
Die für das Hohe, wie Ihr Vater, glühen,
Und für das Zarte, wie der Mutter Herz!

Der Weltkrieg endet; Friede bringet Segen;
Zur Pflugſchar wird das ſieggekrönte Schwert;
Da wandelt Er auf der Verfaſſung Wegen,
Durch Wort und That der großen Ahnen werth!

Und während Er den Künſten Tempel bauet,
Den ſelt'nen Schätzen von Altgriechenland,
Auf deſſen Loos mit Wehmuththränen ſchauet,
Der Chriſten allgemeines Vaterland:

Lobpreiſen tauſend Zungen Sein Erbarmen,
Womit Er Gutes nur im Stillen übt,
Und Rath und Troſt und Hülfe ſpendet Armen,
Und den Talenten Unterſtützung gibt.

Da rauſcht der Todesengel mit den Schwingen;
Er bricht das beſte Herz, das je gelebt;
Die Macht des Himmels läßt ſich nicht bezwingen,
Die über uns, die Welt beherrſchend, ſchwebt!

Wohl hätte Jeder für das theure Leben,
Der an die Macht der höchſten Liebe glaubt,
Sein Herzblut für den Vater hingegeben,
Den das Geſchick dem Vaterland geraubt!

Da ſteigt, wie Heinrich einſt, genannt der Löwe,
Der edle Prinz auf Seiner Väter Thron,
Nur wünſchend, daß ſich Bürgerglück erhebe;
Aus Bürgerglück blüht Seiner Sorge Lohn.

„Gerecht ſtets, und beharrlich!“ — Dieſe Worte,
Sie ſchweben mahnend Seinem Geiſte vor,
Und tragen zu der Zukunft gold'nen Pforte,
Die Hoffnungen des Vaterlands empor!

Verleihe Ihm, o Schöpfer aller Welten!
Nur Einen Strahl von Deines Segens Macht;
Nur Deine Huld kann würdig einſt vergelten,
Was Er zum Heil von Bayern hat vollbracht!

Erhaben iſt des Tages Doppelfeier,
Von Liebe und Bewunderung begrüßt;
„Dem König Heil, der überaus uns theuer,
„Der Bayerns Stolz und Deutſchlands Zierde iſt!“ —

München.

Huldigungs - Lied
zur
Feier des 25. August 1826. *)

Laßt uns den Festtag feiern,
Der heilig allen Bayern,
Und heilig Deutschland ist!
Heil Ihm, dem Großen, Weisen,
Den Mit- und Nachwelt preisen,
Als Mensch, als Fürst und Christ!

Gepaart mit festem Willen,
Das Größte zu erfüllen,
Ist Seine Königsmacht;
Was Gutes kann gelingen,
Das wird ein Fürst vollbringen,
Der für die Seinen wacht!

Die Hoffnung ist gegeben,
Zu einem schönern Leben,
Zu einer bessern Zeit;
Doch wie zu Früchten — Saaten,
So müssen reifen — Thaten,
Des Volkes Wohl geweiht!

*) Geburts- und Namensfest Seiner Majestät des Königs **Ludwig**, gesungen von der Privatgesellschaft (Casino) im Neugarten in München am Abende des Stiftungs-Balles, den 30. August, mit ganzer Orchester-Begleitung.

Auf klippenvollen Meeren,
Muß seine Kunst bewähren,
Ein ächter Steuermann;
Nur der ist groß zu nennen,
Den Nichts vom Rechte trennen,
Den Nichts erschüttern kann!

Wie Bayern für Ihn glühen,
Den wonnevoll umblühen,
Die holden Kinder all':
Verkünde heut' den Seinen,
Die's redlich mit Ihm meinen,
Trompeten- Jubelschall!

Heil Ihm, der auf dem Throne,
Selbst ist des Thrones Krone,
Heil unserm König', Heil!
Und Heil der Edlen, Schönen,
Die Geist und Tugend krönen,
Heil uns'rer Königin!

München.

Bayerns Königs-Kind.

Ein Wiegenlied. *)

Zur Feier der glücklichen Geburt Ihrer K. Hoheit, der Prinzessin

Alexandra von Bayern,

am 26. August 1826.

Schlafe, Königs-Kind!
Himmels Angebind!
Weil Dein Vater wacht
Mit der Liebe Macht,
Für Sein treues Reich,
Einem Vater gleich, —
Schlafe Bayerns Kind!

Schlafe, Königs-Kind!
Deine Wächter sind:
Liebe, Treue, Muth,
Wittelsbacher-Blut;
Aus der Ferne, mild,
Lächelt uns Dein Bild, —
Schlafe, Bayerns Kind!

*) In Musik gesetzt von dem zu früh gestorbenen August von Schneider, k. b. Hofcapellsänger, ein lieblicher Tenor und trefflicher Liedercomponist.

Schlafe, Königs-Kind!
Jedes Leiden ſchwind'
Von der Wiege Rand',
Die dem Vaterland'
Neue Wonne giebt,
Die es wünſcht und liebt, —
Schlafe, Bayerns Kind!

Schlafe, Königs-Kind!
Mutter-Züge ſind
Dir ein Unterpfand
Aus des Schöpfers Hand,
Daß Dich Alles ſchmückt,
Was das Herz entzückt, —
Schlafe, Bayerns Kind!

Schlafe, Königs-Kind!
Gottes Frieden ſind'
An der Mutter Herz,
Frei von jedem Schmerz,
Und Dein Antlitz blüh'
Lieblich, ſpät und früh, —
Schlafe, Bayerns Kind!

Schlafe, Königs-Kind!
Himmels Angebind!
Mutter-Tugend Zier
Sey beſchieden Dir,

Und des Vaters Geiſt,
Den Europa preist, —
Schlafe, Bayerns Kind!

München.

Dem hohen Sänger!

An König Ludwig.

— 1827. —

Kennt Ihr den Sänger, der das holde Aigen*)
Beſungen hat in rührend zarten Tönen,
Den hohen Freund des Guten, Wahren, Schönen,
Für den zum Himmel alle Wünſche ſteigen?

Der Sänger, dem ſich alle Herzen neigen,
Iſt auch derſelbe aus Apollo's Söhnen,
Dem dieſes Lied**) entquoll, die Huld zu krönen,
Die ganz Europa hat zum ew'gen Zeugen!

Bewährt gerecht, beharrlich ſich und bieder,
Und hochgeſinnt in Wort und That der Weiſe,
Dann wird am Sternendom' Sein Name glänzen:

*) Luſtſchloß bei Salzburg.

**) „Nachruf an Weimar", gedichtet von König Ludwig von Bayern

Was Göthe iſt als Fürſt im Reich' der Lieder,
Iſt Er als Sänger in der Fürſten Kreiſe,
Das Haupt umſtrahlt von Doppellorberkränzen!

München.

Heil der Königin!

Zur Feier des Namensfeſtes Ihrer Maj.
der
Königin Therese von Bayern.
— 15. October 1827. —

Schauet das lächelnde Haupt, vom Glanz' der Krone umſtrahlet,
Und den holdſeligen Leib, wie ihn der Purpur umwallt!
Hohe des Reiches, vereint zur Feier des feſtlichen Tages,
Bringen der Huldigung Gruß, während ein glückliches Volk,
In den Tempeln zu Gott für das Wohl der Gefeierten betet,
Und der Kanonen Ruf, weithin verkündet das Feſt.
Unſerer Königin gilt, der vielgeliebten Thereſe,
Was das treuliebende Herz, tief in dem Innerſten fühlt.

Aber trüg' Sie auch nicht auf Ihrem Haupte die Krone,
Wär' der holdſelige Leib nicht von dem Purpur umwallt,
Blieb' Sie doch Königin ſtets im ewigen Reiche der Tugend,
Trüge der Anmuth Kron', trüge den Purpur der Huld.
Denn es zählet wohl nicht ſo viele Juwelen die Krone,
Als Ihr erhabenes Herz, herrliche Tugenden zählt.
Segne, o Gott, mit ewiger Huld die Königin, ſegne
Gattin und Mutter, und Wittelsbachs blühenden Stamm!

München.

Die Huldigung der Blumen. *)

Zur Feier des Oktober-Festtages in München, am 27. Okt. 1827.

Auf dem Atlasbande des Blumenstraußes

Seiner Majestät des Königs:

Wir Blumen sind des Herbstes jüngste Gäste,
Die in den Strauß der Liebe zarte Hand,
Zur Huldigung am jubelreichen Feste,
Hochprangend in dem Schmelz' der Farben wand,
Unsterblich nicht, wie Deiner Thaten Beste
Für Dein geliebtes Reich, für's Vaterland:
Doch sey es uns vergönnt, dahin zu scheiden,
Als Zeugen Deines Volkes höchster Freuden.

Auf dem Atlasbande des Blumenstraußes

Ihrer Majestät der Königin:

Der Anmuth Kinder auf der Heimath Auen,
Sind still und traulich wir emporgeblüht,
Zu huldigen der Krone aller Frauen,
Für die in Liebe jedes Herz entglüht;

*) Worte des innigsten Gefühles, auf den Atlasbändern der Blumensträuße, welche Seiner Majestät dem Könige und Ihrer Majestät der Königin, von Kindern in altwittelsbachischer Tracht, im königl. Pavillon auf der Theresienwiese auf goldenen Kredenztellern allerehrfurchtvollst überreicht wurden.

Doch iſt die Farbengluth nicht mehr zu ſchauen,
Die ſonſt ſo üppig aus den Blumen ſprüht,
Dann iſt es nur der Demuth ächtes Zeichen,
Indem vor Deinem Glanze wir erbleichen.

München.

An die Muſe. *)

Zur Feier des Allerhöchſten Geburtsfeſtes
Ihrer Majeſtät der Königin
Thereſe von Bayern.
— 8. Juli 1829 —

Winde, o Muſe, den Kranz aus Strahlen hellleuchtender Tugend,
Füge als Perlen dazu Thränen, den Augen entthaut
Dankender Armen; auf's Haupt der Erhabenen ſenke die Krone,
Und die Königin ſchaut himmliſch-gekrönet auf Dich!
Neige die Schläfe ſodann, und grüße ſchweigend die Hehre,
Weil überſtrömend das Herz ſchweigend am lauteſten ſpricht.

München.

*) Geburtsfeſt Ihrer Majeſtät der regierenden Königin Thereſe von Bayern.

AN KÖNIG LUDWIG.

zur Feier Allerhöchſtdeſſen

Geburts- und Namensfeſtes.

— 25. Aug. 1829. —

Wenn Dein Reich ſich erhüb', wie unter Heinrich dem Löwen,
Scheitel und Ferſe ein Meer, — fehlte der Löwe wohl nicht.
Aber größer als Er, als die frühern und ſpäteren Ahnen,
Würde Dein ſchaffender Geiſt wandeln das Chaos in Licht.
Enger begränzt zwar iſt das Reich, das Du ſegnend beglückeſt;
Aber die Kraft, nicht die Zahl, legt in die Schale Gewicht.
Möge die herrliche Saat zu goldenen Früchten gedeihen,
Dann wird Bayern zuerſt in der Geſchichte genannt!

München.

AMALIENS
Abſchied vom Grabe ihres Vaters. *)

— 1829. —

Amalie.

Soll ich mich vom Vaterhauſe wenden,
Wo die Mutter mit der Liebe Händen,
Meiner Jugend Blüthenſchmuck bewacht?
Wer wird künftig mich Entſagung lehren,
Und der Freuden ſchmerzliches Entbehren,
Die bisher die Heimath mir gebracht?

Eugen.

Theures Kind, gebiete Deinen Thränen,
Nach Braſilien ſey nun Dein Sehnen,
Suche dort in Segnungen Genuß.
Ein erhab'nes Loos iſt Dir gefallen,
Das Dich aus des Vaterhauſes Hallen,
Ueber ferne Meere tragen muß!

Amalie.

Ewig ſcheid' ich von des Vaters Grabe,
Und von Allem, was ich Theures habe,
Ach! mein Himmel ſchließt ſich hinter mir!
Könnt' ich, Vater! an des Grabes Stufen,
Dich zurück in's ſchöne Leben rufen,
Weinend ſinken an den Buſen Dir!

*) Als Amalie, Prinzeſſin von Leuchtenberg, als Braut Dom Pedro's, Kaiſers von Braſilien, von München abreiſete.

Eugen.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken,
Theures Kind, Dir in der Ferne ſchenken,
Meine Liebe trennen Meere nicht.
Horch! die Wagen rollen durch die Straßen,
Scheide! Nimmer werd' ich Dich verlaſſen,
Weil der Geiſt durch alle Schranken bricht!

München.

An die Königin Therese.

Zu Allerhöchſtderen Namensfeſte.

— 15 Oct 1829. —

Pulchra Rachel simul et pia, pulchra est casta Susanna,
Est fortis Judith, munificensque Sara.
Ast Ea, quae boicas Princeps moderatur habenas,
Haec collecta simul sola Teresa tenet.*)

*) Vier Zeilen aus dem alten Bilderwerke: „Fortitudo Leonina" als Charakterſchilderung der im Jahre 1692 geſtorbenen Churfürſtin Thereſe Cunigunda, einer gebornen Königstochter aus Polen, und Gemahlin des heldenmüthigen Churfürſten Max Emanuel: prophetiſche Worte, durch unſere Königin erfüllt!

Schön iſt Rachel und fromm, und ſchön und ſittig Suſanna,
Judith hohen Gemüths, Sara im Spenden ſo mild;
Aber Sie, die als Fürſtin herrſcht in Bayern, Thereſe,
Sie vereinet allein, jener Tugenden Glanz.

München

KÖNIG MAX
an ſeine Bayern.

— Geiſterruf. —

Nach der Melodie von Bertrand's Abſchied.
— 1830 —

Seyd mir gegrüßt, o Bayern, meine Kinder,
Aus meinem lichtumſtrahlten Heimathland;
Euch Alle liebt mein Herz auch jetzt nicht minder,
Als da ich noch in Eurer Mitte ſtand!
Ich weiß es wohl, daß meiner Ihr gedenket,
Ja, Vater Max bleibt unvergeßlich Euch;
Die Liebe, die Ihr kindlich mir geſchenket,
War theurer mir, als ſelbſt mein Königreich.

In meinem Herzen hab' ich Euch getragen,
Wie meine Kinder hab' ich Euch geliebt,
Und fand in guten, wie in ſchlimmen Tagen,
Daß auf der Welt es nur Ein Bayern giebt!
Wie kühne Löwen habet Ihr gefochten,
Für Thron und Vaterland, für Weib und Kind;
Noch blüh'n die Lorbern, die Ihr Euch geflochten,
Die ew'ge Zeugen Eures Ruhmes ſind.

Ich gab' Euch dankbar meine beſte Gabe,
Ich gab Euch der Verfaſſung feſten Schild,
Die ſchönſte Perle meiner Königsgabe;
Was ich gelobt, das hab' ich treu erfüllt:
Den Kummer hab ich väterlich gelindert,
Und grämte mich, ſo oft ich Thränen ſah,
Und Hülfe war, ſtets ſchnell und ungemindert,
Den Wittwen und den Waiſen immer nah.

Ich ließ zurück die Wonnen meines Lebens,
Mein edles Weib, die lieben Kinder auch;
Doch Wiederſehen hoff' ich nicht vergebens,
Das Leben iſt nur eines Schattens Hauch.
O weinet nicht, daß ich von Euch geſchieden,
Und nicht der Trennung letzte Worte ſprach;
Ich ging ja ein in Gottes ſüßen Frieden,
Und freudig blüht mein Stammhaus Wittelsbach.

Mein theurer Ludwig hat den Thron beſtiegen,
Und ihn mit hohen Tugenden geſchmückt,
Die glorreich über Wahn und Zweifel ſiegen,
Indeß Sein Geiſt ein braves Volk beglückt.
So lebt denn wohl, gedenket meiner gerne,
Und wendet oft die Blicke himmelwärts,
Wo Ihr mit Gott auf dem verwandten Sterne
Einſt wiederfindet Euer beſtes Herz!

München.

An König Max — die Bayern.

— Nach derſelben Melodie —

— 1830. —

Zum Stern der Liebe an dem Himmelsdome,
Auf dem das beſte Herz nun thronen ſoll,
Unſterblich und hoch überm Zeitenſtrome,
Erheben wir die Augen thränenvoll.
Was Du uns warſt, wir können's nicht vergelten,
Nicht Deine Huld, Dein väterliches Wort;
Doch ob auch einſt vergehen alle Welten,
Du lebſt in unſern Herzen ewig fort.

Empor zum Licht haſt Bayern Du getragen,
Zur Freiheit aus des Wahnes tiefer Nacht,
Und die Geſchichte mag's der Nachwelt ſagen,
Wie glücklich Du Dein Bayern haſt gemacht.
Ein Wink von Dir, und Deine Kinder zogen
Des großen Feldherrn Siegesfahnen nach,
Bis triumphirend auf des Blutes Wogen,
Ihr Heldenmuth die ſchnöden Ketten brach.

Der Ehre treu, im Kriege wie im Frieden,
Umgaben ſtets wir Bayern Deinen Thron,
Und fanden, war uns Deine Huld beſchieden,
In ihr allein der Liebe ſchönſten Lohn;
Sie führte uns zum Siege und zu Narben,
Da wo das Heer der braven Bayern ſtand,
Die freudig in dem Siegesdonner ſtarben,
Für König Max und für das Vaterland.

Was Du uns Bayern, Vater Max, geweſen,
Wie Du Dein Bayern liebteſt, wie Dein Kind,
Du kannſt es klar in allen Augen leſen,
Die noch ein Quell von Sehnſuchtthränen ſind.
Dein Bild iſt tief in unſer Herz gegraben,
Und keine Macht der Erde löſcht es aus,
Ein heilig Pfand, das wir vom Himmel haben,
Des Wiederſeh'ns im ew'gen Vaterhaus.

Der Himmel hat mit ſeinem Sternenkranze,
Dir, König Max! Unſterblichkeit gewährt,
Und dieſe Krone mit dem Demantglanze
Von unſ'rer Dankesthränenſaat verklärt.
Beſchütz' als Engel uns auf allen Wegen,
O Vater Max! wie einſt im Leben auch;
Beglück uns mit der Liebe reichſtem Segen,
Und „Vater Max" ſey unſer letzter Hauch!

München.

Griechenland.

An König Otto.

— 1832. —

Heldenland, aus Nacht und Grauen wie der Freiheit Morgenlicht,
Durch die thränenfeuchten Gräber Deiner kühnſten Söhne bricht;
Wie ihr Banner, eingetauchet in der Tapfern Heldenblut,
Laut der ganzen Welt verkündet ihren beiſpielloſen Muth;
Dieß, Hellenen, hat vor Jahren der Geſchichte ehr'ner Stift,

Später Nachwelt aufbewahret mit der Wahrheit Flammenſchrift.
Und zum Himmel drang das Flehen der zertretnen Chriſtenheit,
Die dem Tempelſchänder ferner nimmermehr den Nacken beut.
Einen Löwen ſendet Gott Euch, aus dem Hauſe Wittelsbach,
Das ſchon oft mit edlem Grimme ſchnöden Hohn der Feinde brach.
Seht, er ſchwingt mit kühnem Muthe hoch ſein blankes Schwert empor,
Fortan ein gekrönter Wächter an des Morgenlandes Thor.
Mächtig ſchwellt die Segel ſeiner Schiffe der erſehnte Wind,
Und bald landen Bayerns Helden, die — nun Eure Brüder ſind,
In dem großen, ruhmgekrönten, in dem freien Griechenland,
In dem ſchönen, ſelbſt gewählten, in dem neuen Vaterland.
Ludwig, Bayerns großer König, ſcheidet vom geliebten Sohn,
Der verſöhnend nun wird herrſchen auf dem neugebornen Thron,

Frieden bringen, Segen ſpenden, und für Kunſt
und Wiſſenſchaft
Wunder wirken mit der Hellas weltberühmten
Geiſteskraft,
Der auch ſtrahlend wie ein Cherub, mit dem kreuz-
geſchmückten Schwert,
Gegen Feinde — Seiner Ahnen ew'gen Heldenruhm
bewährt.
Der Meſſias iſt gekommen, Euch zu führen aus
der Nacht
Schwerer Leiden in das Licht; Eure Rettung iſt
vollbracht!

München.

Gefühle der Liebe und Treue. *)

Zur Doppelfeier des Geburts- und Namens-
feſtes Sr. Majeſtät des **Königs Ludwig.**

— 25. Aug. 1834. —

Zum Ruhm des Doppelfeſtes, das wir feiern,
Erwarten Sie kein kunſtgewähltes Wort;
Die Thaten nur, ſo ſegenvoll für Bayern,
Sie reißen zur Begeiſterung mich fort,

*) Geſprochen in der Geſellſchaft „Flora" in der Vor-
ſtadt Au bei München.

Der Enkel Größtem aus dem Hause Schewern,
Des Vaterlandes demantfestem Hort'
Emporgetragen auf der Liebe Schwingen,
Der treuen Herzen Huldigung zu bringen!

In eines Jahres enggezognem Raume,
Hat **Ludwigs** Weisheit Herrliches vollbracht;
Die Mitwelt staunet, wie aus einem Traume
Zur Glorie der Wirklichkeit erwacht,
Ob gold'nen Früchten, die am Lebensbaume
Des Staates mit beseligender Pracht,
Gewährend jedes billige Verlangen,
In überraschend reicher Fülle prangen.

Damit der Schwindelgeist undeutscher Reiche,
Der Erbfeind der geistlichen Gewalt,
Bethörend ferner nicht das Land durchschleiche,
In Geist und Herz verlockender Gestalt;
Befahl Er, daß ihn das Gesetz erreiche,
Und machtlos sank er ohne Kraft und Halt;
Wie Recht und Urtheil sprach, uns zu befreien,
Wird auch Sein königliches Herz — verzeihen!

Dem König ist der große Wurf gelungen,
Ganz Deutschland zu erobern ohne Krieg;
Der Vorurtheile Macht hat Er bezwungen,
Die Handelsfreiheit ist der Siege Sieg;
Die Deutschen sind von einem Bund umschlungen,
Auf einer Höh', die nie ein Traum erstieg;

Und reichen ſich zum großen Bund' die Hände,
Damit ſich Weltgeſchichtliches vollende!

Ein Rieſenwerk, das ſchon vor tauſend Jahren
Im Geiſt des großen Frankenkaiſers lag,
Wozu die Kräfte ſchon bereitet waren,
Erlebt durch **Ludwig** ſeinen Schöpfungstag;
Ihm wollte das Geſchick den Ruhm bewahren,
Des deutſchen Sinnes würdigen Ertrag,
Zu einigen die Donau mit dem Rheine,
Als Schlußſtein zu dem deutſchen Zollvereine.

Selbſtſtändigkeit verlieh' Er den Gemeinden,
Wie ſie die Vorzeit nirgends ſo erſchaut,
Um mit des Staates Zweck ſie zu befreunden,
Und weil Er feſt auf ihre Treue baut.
So thront Er, unerreichbar allen Feinden,
In treuen Bayerherzen, welche laut:
„Heil unſerm **König!**“ an des Thrones Stufen,
„Heil unſrer **Königin!**“ zum Himmel rufen!

Burghauſen.

KÖNIG LUDWIGS
Zug nach Griechenland. *)

An Ihre Majestät die Königin Therese.

— 1835. —

„Auf Ihm wird mein Geist ruhen!"
— Worte der hl. Schrift. —

„Beschlossen ist's, ich scheid' vom Vaterlande,
„Doch dieses Scheiden ist ein Scheiden nicht:
„Denn hin zu Hellas wahlverbundnem Strande,
„Entbietet mich des Lebens höchste Pflicht;
„Der Vaterliebe himmlisch-süße Bande,
„Die selbst im Tod' nie mit dem Herzen bricht,
„Beseelen mich, Gefahren selbst zu wagen:
„Ein Schiff soll fort nach Griechenland mich tragen!"

Da löst sich auf der Mutterliebe Sehnen,
Des bittern Scheidens namenlose Qual,
In Perlenthau von herzentquoll'nen Thränen,
Wie zahllos funkelnd über Berg und Thal

*) In einer Zuschrift des Herrn Hofrathes Löhle, ersten Cabinetssecretärs der Königin Therese von Bayern ꝛc., vom 13. Dec. 1835 heißt es: „Ihre Majestät die regierende Königin haben mich zu beauftragen geruht, Ihnen den Empfang Ihres Gedichtes „König Ludwigs Zug nach Griechenland" anzuzeigen, und für die Zusendung dieser gemüthvollen Dichtung, welche sich des Allerhöchsten Beifalls erfreute, zu danken," ꝛc.

Im Morgenlicht wir ſie zu ſchauen wähnen,
Und als Juwelen von der ſchönſten Wahl,
Beginnt ein Cherub ſie mit Segenszügen
In eine königliche Kron zu fügen.

Und wie ein Sternbild an dem Himmelsbogen
Die Weiſen aus dem Morgenland geführt,
Als ſie zur Krippe des Erlöſers zogen,
Zu huldigen, dem Huldigung gebührt;
So ſtrahlt die Krone ſchirmend über Wogen
Voran dem Könige, der, tief gerührt
Vom Wunſche Griechenlands, mit Gottes Walten
Des Reiches Looſe günſtig wird geſtalten.

Als deine Donner ſchienen ſelbſt zu ſchweigen,
Bei Hellas Todeskampf', o Herr der Welt!
Als ſich das Kreuz dem Halbmond' mußte beugen,
Der höhnend prangte auf des Paſcha Zelt:
Wer hat zuerſt vor Millionen Zeugen,
Den Glauben an Erlöſung aufgeſtellt,
Die Hoffnung auch, und mit der Liebe Spenden
Verſucht, das Werk der Rettung zu vollenden?

Nur Du, o Ludwig! der für Bayerns Ehre
Getragen oft das Schwert mit kühnem Muth!
Du ſegelſt nun mit Gott durch ferne Meere,
Damit ſich der Begeiſt'rung heil'ge Gluth,
Im neugebornen Schweſterreich' bewähre!
Dich traget, und Dein Glück, ſturmlos die Fluth,

Als ob ſie ihrem Herrn gehorchen müſste,
An Griechenlandes ruhmgekrönte Küſte!

Und zu des Thrones königlichen Schwelle,
Der Cherub mit der Perlenkrone ſchwebt,
Wo König Otto in der ſtillen Zelle
Im Geiſte unter Seinen Lieben lebt.
„Dein Vater naht auf gottbeſchirmter Welle:
„Vernimm, mein Fürſt, was hoch Dein Herz erbebt!“
Er ſpricht's, und ſieht aus Otto's thränenfeuchten,
Verklärten Augen Himmelswonne leuchten.

Des Jubels Donnerſtürme übertönen
Die Glocken und Kanonen; weinend liegt
Der Sohn am Vaterherzen; Engel krönen
Ein Wiederſehn, das jeden Gram beſiegt!
Selbſt alte Feinde ſieht man ſich verſöhnen,
Die rachebrütend ſich zuvor bekriegt,
Und glückverheißend iſt der Rührung Zeichen,
Daß Herzen ſelbſt von Stein ſie kann erweichen.

Nimm huldreich auf, o Königin! die Kunde,
Die tröſtend dem Gemüthe mir entquoll,
Bevor der Botſchaft heißerſehnte Stunde,
In Deiner hohen Königsburg erſcholl!
Zwar ſind die Worte arm in meinem Munde,
Doch von Gefühlen iſt mein Herz ſo voll,
Daß ich, im Lied' ſie würdig hinzuhauchen,
Den Griffel müßt' in Freudenthränen tauchen!

Burghauſen.

Prolog*)

zur Feier der höchsterfreulichen **silbernen Hochzeit**
Ihrer Königlichen Majestäten von Bayern
LUDWIG und THERESE,
und des Allerhöchsten Namensfestes Ihrer Maj.
der Königin
Therese von Bayern.

— 1835. —

Die Höhen Sendlings, — die vor hundert Jahren,
Des Kampfes blutgetaufte Zeugen waren,
Da dort des Bayerlandes kühner Leu
Das Banner trug mit Fürstenlieb' und Treu,
Um lieber gleich ächt bayerisch zu sterben,
Als durch des Zwingherrn Unfug zu verderben, —
Umgürtet friedlich sind sie anzuschauen,
Von hunderttausend aus des Landes Gauen,
Von nah und fern, aus manchem fremden Reich',
Fast einem Meer von frohen Menschen gleich.
Wohl kennet die Bedeutung von dem Feste,
Ein jeder dieser zahllos vielen Gäste:
„Es hat der **König,** dem die Feier gilt,
„Europa mit Bewunderung erfüllt!"

*) Gesprochen vor Eröffnung des Festballes in der Gesellschaft „Flora" in der Vorstadt Au bei München am 17. October 1835.

Durch Segnungen, wofür Ihm alle Bayern
Unwandelbare Lieb' und Treu betheuern,
Gedieh zum Vorbild unser Vaterland,
Das schöner nie in Blüth' und Früchten stand.
Sein Geist ist's, der durch Weisheit der Gesetze,
Stets sorgend, daß kein Frevel sie verletze,
Gerecht, beharrlich, und mit aller Macht,
Für's Wohl selbst des geringsten Dorfes wacht.
Die Welt erstaunt ob großmuthvollen Spenden,
Gereicht mit wahrhaft königlichen Händen,
Für Pfleg' von Wissenschaft und Kunst im Staat',
Zu gold'nen Ernten eine gold'ne Saat;
Und **Ihm** zur Seite thront der Frauen Krone,
Therese, — auf der Wittelsbacher Throne,
Der Schutzgeist Bayerns, — hülfreich, fromm und mild,
Der Engel Gottes wahres Ebenbild.
Dann aus der Königs-Kinder trautem Kreise,
Zwei holde schieden, kündet wohl auch leise
Die süße Thräne, die das Herz bewegt,
Das Herz, das liebend für die Lieben schlägt.
Hört ihr den Donnerjubelsturm erschallen?
Er wird in fernen Reichen wiederhallen,
Und dort verkünden, daß das Bayerland
An Lieb' und Treu nie seines Gleichen fand.
O mög' auch einst der **gold'nen** Hochzeit Feier,
Das ist wohl das Gebet von jedem Bayer,
Vergelten dem gekrönten Jubelpaar.

Daß es die Liebe seines Volkes war.
Wir aber wollen freudig Gut und Leben,
Zu jeder Stunde für den **König** geben;
Für unsern König **Ludwig** und Sein Haus,
Zieh'n jubelnd wir zum Sieg und Tode aus!
Dem Jubelpaar', das wir im Herzen tragen,
ey nun, am Schluß' von festlich-frohen Tagen,
Mit altbewährter Liebe höchster Macht,
Ein dreimal jubelnd Lebehoch gebracht!

Burghausen.

Die Weihe des Sylveſter-Abends *)

— 1835. —

Lautlos ſtürzt ein Rieſe nieder, langgegliedert hingeſtreckt,
Deſſen Hülle unermeßlich, ganz die Erde überdeckt,
Ja ſogar aus Nacht hinüber zu den Sternenbahnen ragt,
Wo auf Paradieſesauen Licht des ew'gen Frühlings tagt.
Dieſer Rieſe, der verſcheidet, iſt das lebensmüde Jahr,

*) Geſprochen am Sylveſter-Feſtabende 1835 in der Geſellſchaft „Flora" in der Vorſtadt Au bei München.

Tag der Leiden uns so viele, aber Freuden auch gebar.
Und Ihr jubelt, daß es sterben, daß es Euch verlassen muß?
Habt Ihr Bürgschaft, daß das Neue sich Euch naht mit Freundeskuß?
Schaut zurück bis an die Wiege, wenn das Auge so weit reicht;
Zählt die Tage, zählt die Stunden, trüb und heiter, und vergleicht,
Was wohl besser sich gezieme, und kaum zweifelhaft mehr scheint,
Daß Ihr lacht ob seinem Scheiden, oder daß Ihr leidvoll weint!
Aber weil die Loose fallen, so wie Gott der Herr es will,
Freue sich das Herz vertrauend, glaube, hoffe, liebe, still.
Horch! Was rauschet an der Schöpfung Schwelle,
Brausend, wie die hohe Meeres-Welle,
Von der Brandung aufgethürmt?
Ja, dieß sind des neuen Riesen Tritte,
Ehern tönend in der Menschen Mitte,
Die ein guter Gott beschirmt!
Trägt die Urne mit den Schicksalsloosen,
Lust und Schmerz, und Frieden, Kriegestosen,
Langes Leben, frühes Grab;

Haß und Liebe, Jubel, Gram und Thränen,
Manches tiefe, unheilbare Sehnen,
Gold'ne Schätze, Bettelstab!

(Es schlägt Mitternacht.)

Mitternacht schlägt es, das Jahr ist erschienen:
Lasset den Gast uns laut jubelnd bedienen,
Sey er uns gut oder feindlich gesinnt!
Spend' er nun Freuden aus, spend' er uns Plagen,
Wollen mit Gleichmuth wir beide ertragen;
Schwäche verzaget, der Muth nur gewinnt!
Aber vor Allem dem König zu Ehren,
Lasset die schäumenden Becher uns leeren,
Vivat der König! Hoch lebe Sein Haus!
Vivat die Königin, Krone der Frauen
Weithin auf Deutschlands gesegneten Gauen,
Bringt den Toast Ihr mit Jubelruf aus!
Vivat der Kronprinz, so würdig des Vaters,
Würdig des weisesten Landesberathers,
Heil Ihm, der innig Sein Vaterland liebt!
Otto, dem König von Griechenland, bringet
Donernd ein Vivat, das meerwärts erklinget,
Otto, dem Edlen, wie's Wenige giebt!
Aber das Vaterland nicht zu vergessen,
Das sich mit Jedem auf Erden darf messen;
Weiht ihm ein Vivat aus freudiger Brust!
Blüh' unser Bayern gedeihen und blühen,
Ewig für König und Vaterland glühen:
Bayerland! Vaterland! Heilige Lust!

Burgbauer.

Zur Nationalfeier der feſtlichen Heimkehr Seiner Majeſtät des Königs LUDWIG von BAYERN.

Am 14. April 1836.

— — O Sol
Pulcher, o laudande, canam, recepto Caesare felix!
Horat.

Dreimal Heil unſerm geliebten Könige!

Laß **U**ns **D**ein **W**iederkommen **J**ubelnd **G**rüßen,
Unſterblicher, Der liebend von uns ſchied,
Den Trennungsſchmerz des Sohnes zu verſüßen!
Was Dank vermag, o weiſeſter Berather,
Iſt: „treue Liebe!“ Dieſe, Landesvater,
Gelobend **I**nnig **W**eiht **D**ir **U**nſer **L**ied!

Burghauſen.

Für eine erlauchte Perſon iſt dieſe allerehrfurchtvollſte Huldigung in der Lutzenberger'ſchen Offizin zu Burghauſen mit typographiſcher Eleganz im Plakatformat gedruckt worden.

Wiederſehen!*)

Zum 29. Mai 1836.

Sonnett.

O trage, Himmelslicht! auf gold'nen Schwingen
Die Mutter dem geliebten Sohn' entgegen,
Und miß die Seligkeit nach Jubelſchlägen
Der Herzen, wenn ſie liebend ſich umſchlingen;

Denn nur das Licht gedankenſchnell kann dringen,
Durch Zeit und Raum zum Ziel; auf andern Wegen
Vermag die Mutter Gruß und Kuß und Segen,
Nicht mit der Sehnſucht Eile Ihm zu bringen!

Galoppſchlag brauſet über die Gefilde.
„Er iſt's! Er iſt's! Mein Otto!“ — —
„Mutter! liebe,
„O liebe Mutter!“ — — Worte nun verſiegen!

Kein Aug', das unverklärt von Thränen bliebe,
Da Sohn und Mutter, Beide engelmilde,
Sich wonnetrunken in den Armen liegen!

Burghauſen.

---

*) Zum freudigen Tage, an welchem Ihre Majeſtät die Königin **Thereſe** Allerhöchſtihren Sohn, **Otto**, König von Griechenland, wiedergeſehen hat.

Zur Feier des höchsten Geburtsfestes
Seiner Königlichen Hoheit
des
Kronprinzen Maximilian von Bayern.
25jähriges Jubiläum der Huldigung.
— 28. Nov. 1836. —

Fünf und zwanzig Jahre, so reich an Thaten,
Sind entschwunden, seitdem zuerst mein Lied*) den
Glücklichen Tag, der Dich den Bayern schenkte,
Schüchtern begrüßte.

Damals noch umdröhnte der Schlachten Donner
Deine Wiege; jedoch mit Engelmilde
Liebend bewacht hat Deinen Schlummer dort die
Beste der Mütter.

Friede segnet, herrliches Deutschland! Deine
Reiche. Perle von Deutschland, Dich, mein
Bayern,
Schmücket mit jeder Friedenssegnung reich die
Weisheit des Königs.

Zwar dem Helden grünen des Sieges Lorbern,
Der die blutige Bahn der Schlachten wandelt;
Aber vom Baum' des Todes pflückt er welke
Kränze des Nachruhms.

---

*) Siehe Seite 9.

Edler ſind, ruhmwürdiger auch, die Siege,
In dem Schooße des Friedens ſtill errungen.
Heldenkühn focht Dein Vater, jetzt ein Held in
Siegen des Friedens.

Seiner würdig, ſtrebet Dein Geiſt, Erlauchter!
Möge gnädig der Himmel Dich zu Bayerns
Künftigem Heil' auf Deines Ruhmes Pfaden
Segnend beſchirmen!

Prolog, *)

zur Feier des Allerhöchſten Namensfeſtes
Ihrer Majeſtät der Königin
Thereſe von Bayern.

— 15. October 1837. —

So wie nach ſchwerem Gram die Herzen gerne
Der Luft ſich aufthun, und dem milden Thau'
Der Blumen zarte Kelche nah und ferne
Nach Wetterſchwüle auf verjüngter Au',
So wenden wir uns zu dem theuren Sterne
Der angebeteten, der hohen Frau,

*) Geſprochen am Feſtballe in der Geſellſchaft „Flora" in München am 14. October 1837.

Der, ach! ſo nah daran war, zu erbleichen, *)
Mit dem kein Stern des Himmels zu vergleichen.

Und wie der Engel, den der Herr geſendet,
Im Augenblick' der drohendſten Gefahr,
Damit ſie gnädig wurde abgewendet,
Als Menſchenhülfe nicht mehr möglich war, —
Erſcheint auch Sie, die Troſt und Hülfe ſpendet,
Den Armen in der Noth, und jedes Jahr
Blüht eine Krone Ihr von Dankeszähren,
Die Würdigſte auch würdig zu verklären.

Die Dankgebete aller Bayern zeugen
Von treuer Liebe zum Haus Wittelsbach;
Vom Glauben, den kein Zeitenwahn kann beugen;
Von Hoffnung, deren Anker niemals brach;
Von Liebe, wie nur Bayern ſie iſt eigen,
Lebendig ſtets aus ihren Thaten ſprach,
Und ihren Ruhm wird glorreich aufrecht halten,
Im Wechſel aller irdiſchen Gewalten.

So möge denn das frohe Feſt beginnen,
Das ein ſo heißgeliebter Name ſchmückt,
An Luſt durch die Erinnerung gewinnen,
Wie ſehr das Vaterland ſich fühlt beglückt;
Genießt das Feſt mit lebensfrohen Sinnen,
Und laſſet uns vereint und hochentzückt,

*) Durch ſcheu gewordene Pferde.

Dem König' und der Königin, auf Schwingen
Des Jubelſturms, ein donnernd Vivat bringen!

Burghauſen.

Zum 15. October 1837.

An

Bayerns geliebte Königin.

Tief lebſt Du in den Herzen aller Bayern,
Vom Himmel einſt zur Wonne uns gegeben,
Damit ein Engel, den wir jubelnd feiern,
Mit allen Reizen ſchmück' des Thrones Leben;
Und wie wir mit Entzücken Dich begrüßen,
So mög' auch Gottes Segen Dich umſchweben,
Dein Daſeyn Dir, Erhabene, verſüßen!

Burghauſen.

Huldigung

zur Allerhöchſten Namensfeier
Ihrer Majeſtät der Königin

Caroline von Bayern.

— 25. Januar 1838. —

Sonnett.

Ein volles Menſchenalter iſt entſchwunden,
Seit ich die gold'nen Saiten angeſchlagen,
Zuerſt Dir huldigend, emporgetragen
Auf Schwingen von unſterblich ſchönen Stunden.

Des Ruhmes Kränze hab' ich Dir gewunden,
Der Muſen Gönnerin; ich durft' es wagen,
Voll Dankesgluth, an feſtlich-frohen Tagen,
Im Wort verklärend, was das Herz empfunden.

Dem Seemann' gleich, der auf des Meeres Wogen,
Den Lauf des Schiffes einem Stern' vertrauet,
Der hoch am Himmelsdome hülfreich funkelt:

So fühl' ich ſtets zu Dir mich hingezogen,
So hat mein Aug' zu Dir emporgeſchauet,
So wird es ſchauen, bis es brechend dunkelt.

Burzhauſen.

Die Ludwigsstrasse
zu Burghausen.

Feierlich eröffnet am Allerhöchsten Geburtsfeste
Ihrer Majestät der Königin
THERESE VON BAYERN.

— Am 8. Juli 1838. —

Der Trommeln Wirbeln, der Trompeten Schallen,
Und des Kanonendonners Festtagsgruß,
Geleiten zu der Andacht heil'gen Hallen,
Wo sich das Herz zu Gott erheben muß,
Die Gläubigen, die jetzt zum Hochamt wallen,
Sich sehnend nach dem seligen Genuß,
Zu beten für die Königin von Bayern,
Die im Gebet am Würdigsten sie feiern.

Wohl schauen von der Burg bemoosten Zinne,
Schon mehr als zwei Jahrtausende herab,
Als graue Zeugen von der Stadt Beginne,
Der das Castell einst Keim und Aufschwung gab,
Gelegenheit zu des Erwerbs Gewinne,
Und mannhaft festen Schutz für all' ihr Hab,
So wie es Fürsten aus dem Stamm' der Schyren
Gefallen hat, zur Hofstatt es zu küren.

Die Stadt liegt unten an der Salzach Stande;
Die neue Ludwigsſtraße führt empor,
In ſanftem Aufgang, zu dem Höhenrande
Zum frucht- und blumenreichen Bodenflor
Dort ziehen Wege fort in ferne Lande,
Wohin im Traum mein Geiſt ſich oft verlo;
Wie ſehr ſie auch durch Flitterpracht beraichen,
Ich möcht' nicht mit der Heimath ſie vertaſchen.

Mit dieſer Straße hat des Königs Güte
Die alte Stadt beglückt; darum bewegt
Ein langer Zug, der Jugend zarte Blüthe,
Zur Straße ſich, die Ludwigs Namen trägt,
Für Den auch ſchon im kindlichen Gemüth,
Die Liebe ihre ſüßen Schwingen regt,
Zum Danke für die liebereichen Spenden,
Der Jugend Loos zum Beſſeren zu wende.

Burghauſens Landwehrmänner, deren Ahm
Für's Vaterland gekämpf. im Türkenkrieg',
An ihrer Spitze eine von den Fahnen,
Die damals Heldenmuth gekrönt mit Sieg
Als ſie geleuchtet auf des Ruhmes Bahne,
In Todesnacht der Chriſten Erbfeind ſchneg:
Hinan die Straße ſtrömen ſie, zum Orte,
Wo eine Tafel birgt des Dankes Worte.

Es drängt das Volk, Geſang erſchallt; d ſinket,
Die Hülle! Des Geſchützes Donner krach

Und des geliebten Königs Name blinket
In Erz, und übet ſeine Zaubermacht
Auf jegliches Gemüth, auch, wie mir dünket,
Auf jedes Aug', und plötzlich angefacht,
Beginnt ein Jubelſturm dahin zu brauſen,
Die Huldigung der Herzen von Burghauſen!

Der Bürgermeiſter ſpricht von dem Entſtehen
Der neuen Straße manches ſchöne Wort,
Und von Burghauſens dankerfülltem Flehen
Zu Gott, daß er den König fort und fort
Erhalt' in ungetrübtem Wohlergehen.
Ein Feſtlied tönt; Gewehre klirren dort;
Die Bürger ſind es, welche dreimal ſchießen,
Um ſcheidend ſo den Feſttag zu begrüßen.

Erlauchte Frau! Ich weiß, daß kein Beſtreben
Dir ſo herzinnigliche Luſt gewährt,
Als wenn ein Zeugniß wir von Liebe geben,
Das König Ludwigs hohen Ruhm verklärt.
Daher dieß Doppelfeſt, ein Tag im Leben,
An dem ein Herz voll Liebe nichts entbehrt,
Als nur das Glück, es mündlich Dir zu ſagen,
Wie treu wir Dich in unſern Herzen tragen!

Burghauſen.

Doppelfeſt-Prolog. *)

Zur Feier des Allerhöchſten Geburts- und Namensfeſtes Seiner Majeſtät des Königs

LUDWIG I.

von Bayern.

— 25. Aug. 1838. —

Hoch auf, mein Lied! Du wirſt zu Herzen dringen,
Zu Herzen aus dem lieben Bayerland,
Dem Könige die Huldigung zu bringen,
Der ſich des Ruhmes ew'ge Kränze wand,
Durch Segensthaten, geiſt- und herzentſproſſen,
Der Nachwelt Vorbild, wie der Zeitgenoſſen.

In Jugendfülle ſchied er aus den Hallen
Des Muſentempels, reich an Wiſſenſchaft;
Wir ſahen Ihn mit Heereszügen wallen,
Der Ehre treu, mit löwenkühner Kraft,
Und treu der Wittelsbacher Heldenſöhnen,
Mit Siegeslorbern Bayerns Fahnen krönen.

Doch nicht allein im donnernden Gewühle,
Des Schlachtenſturms, wo Blut in Strömen floß,

*) Vorgetragen am 18. Auguſt 1838 in der Geſellſchaft „Terpſichore", vor dem Beginne eines großen, in dem ſchönen Ottoſaale in der Vorſtadt Au bei München zur Vorfeier dieſes Doppelfeſtes veranſtalteten Balles.

Durch edle auch, hochherzige Gefühle,
Als Vater Seiner Krieger, war Er groß,
In deren Mitte sorgend Er verweilte,
Mit denen Er den letzten Bissen theilte.

Schon früh begann sein Heldenhaupt zu schmücken,
Die Dichtkunst mit dem lichtgewob'nen Kranz',
Verklärend Ihn, zu heiligem Entzücken,
Auch mit des Liederschwunges Himmelsglanz;
Begeisternd, wie die Lieder Ihm entklungen,
So sind sie zu den Herzen auch gedrungen.

Der Liebe Glück war Ihm von Gott beschieden,
Der Frauen Königin, den Engeln gleich,
Des Lebens höchstes Gut, des Hauses Frieden,
Voll Segen, und an Vaterwonne reich,
Und ewig, wie der Sonne Strahlen sprühen,
So wird der Bayern Königseiche blühen.

Es war Sein Werk, daß Griechenland erstanden,
Aus der jahrhundertlangen Sklavenschmach,
Losreißend sich von blut'ger Zwingherrn Banden,
Des Halbmonds Banner todverachtend brach.
Heil Ludwig, der den eig'nen Sohn gesendet,
Und Griechenland dem Glücke zugewendet!

Mit Weisheit hat Er für das Glück von Bayern,
Die Fülle reicher Segnungen erstrebt;
Und wie Ihn als erlauchten Gönner feiern

Die Künſte, die Sein Genius belebt,
Empfangen Handel, Ackerbau, Gewerbe
Aus Seiner Vaterhand des Fleißes Erbe.

Er gab der höchſten Liebe ſchönſtes Zeichen,
Als aus dem Orient die Würgerin,
Die Brut der Peſt, die Gräßlichſte der Seuchen,
Verheerend in der Königsſtadt erſchien.
Treu liebend Jene, die ſo treu Ihn lieben,
Iſt Er in Todesnoth bei uns geblieben.

Du wirſt, mein Lied, vergebens dich bemühen,
Erſchöpfen kannſt du nicht des Königs Ruhm,
Nur liebeglühend Andere durchglühen;
Denn Liebe iſt der Bayern Heiligthum,
Die Liebe zu dem König' und den Seinen,
Wo Lieb' und Gegenliebe ſich vereinen.

Willkommen, Bayerherzen, liebe Gäſte,
Bei Sang und Tanz, von Frohſinn hoch begrüßt,
Bei König **Ludwig's** heil'gem Doppelfeſte,
Das unſer Jubeltag im Jahre iſt;
Ein Tag, der nie in Bayern wird vergehen,
So lang das Reich der Bayern wird beſtehen.

Und dieſes ſchöne Reich wird nimmer wanken;
Denn auf den Fels der Liebe iſt's gebaut;
Es hat des Rechtes und der Ehre Schranken
Den alten Ruhm des Daſeyns anvertraut.

Lebend'ge Säulen ſind's, die Bayern tragen:
Die Herzen, welche treu dem König' ſchlagen.

Nun laßt ein jubelnd Lebehoch uns rufen,
Dem König' und dem Königlichen Haus!
Es rauſche mächtig zu des Thrones Stufen,
Und zu den Gränzen aller Welt hinaus,
Ein dreifach Lebehoch aus Herzensgrunde,
Dem König' und der Bayern Liebesbunde!

Burghauſen.

Der Sohn des BESTEN HERZENS.

Ein bayeriſches Volkslied.

— 1838. —

„Selig die Barmherzigen, ſie werden Barmherzigkeit erlangen."
Matth. c. 5. v. 7.

Die Schlachtendonner ſchwiegen,
Als Landshuts heißer Tag, *)
Am Abend nach dem Siegen
In kühlen Schatten lag.

*) Im Jahre 1809.

Es ritt mit ſeinem Diener
Ein edler junger Held,
Vom Kampf noch glühend ſchien er,
Hinaus auf's freie Feld.

Er hemmt des Roſſes Schritte,
Und ſorgſam lauſcht ſein Ohr,
In vieler Häuſer Mitte,
Vor einem alten Thor;

Vernimmt ein kläglich Stöhnen,
Des Schmerzens Wehgeſchrei;
In ſchrillend grauſen Tönen
Das Herz Ihm reißt's entzwei.

„Was iſt's? Was ſoll's hier geben?"
„„Verwundete, die nichts
„„Zur Stärkung haben, leben
„„Hier ohne Troſt des Lichts."""*)

So wie ſein Herr begehret,
Fort ſprengt der Diener gleich,
Und bald zurück er kehret,
Beladen überreich.

---

*) „Er erſchrack, als er hörte, daß weder Licht noch Stärkungsmittel für die Unglücklichen zu haben wären."
(Geſchichtlich.)

Damit Er ja nicht säume,
Betritt der Menschenfreund,
Sogleich die finstern Räume,
Wo Hülfe dringend scheint.

Von Wachs dort brennt acht Kerzen
Der Diener eilig an,
Wo mit bewegten Herzen
Die Kranken auf ihn sah'n.

Und in dem hellen Zimmer
Der edle junge Mann,
Gerührt vom Schmerzgewimmer,
Sein christlich Werk begann.

Er spendet mit Erbarmen,
Die Flasche in der Hand,
Den Trunk, fragt nicht die Armen:
„Aus welchem Vaterland?"

Denn Oesterreicher, Bayern,
Franzosen liegen dort,
Die Ihn als Retter feiern
An diesem Jammerort.

Hier kennt Er keine Feinde,
Und keiner Rache Schwur;
Die „Wunden-Weh" vereinte,
Sind seine Brüder nur.

Er ſpricht: „**Trinkt, Kameraden,**
„**Der's gibt, vergönnt's Euch gern;** *)
„Ihr ſeyd zu Gaſt geladen,
„Und alle Scheu bleib' fern!"

Im Becher, den ſie leeren,
Iſt Labung, ächt und rein;
Nur fließen ſeine Zähren
Des Mitleids mit hinein.

Auch ſtärket Er die Seelen
Mit gläubigem Gemüth,
Und weiß den Troſt zu wählen,
Dem leicht das Herz erglüht.

Doch plötzlich iſt verſchwunden
Der Helfer in der Noth,
Der Troſt in bittern Stunden,
Der Retter von dem Tod.

Den Diener, der noch weilet,
Wohl Mancher bittend fragt:
„Wer iſt es, der enteilet?
„Wer iſt der Engel? Sagt!"

Weil Jener kann dem Flehen,
So faſt das Herz ihm bricht,

*) Die eigenen Worte des erlauchten Menſchenfreundes.

Unmöglich widerſtehen,
Er tief erſchüttert ſpricht, —

Das Auge abgewendet,
Von Thränen überfließt's, —
„Der Hülfe Euch geſpendet:
„Der **Kronprinz Ludwig** iſt's!"

Burghauſen.

Seiner Hoheit

dem

Herrn Herzoge in Bayern:

Mit Huld, o Prinz! geruhe zu empfangen
Den Ausdruck reinſter Liebe, dargebracht
Gleich Xenien*) der Griechen, unbefangen,
Und mit des Jubels tiefgefühlter Macht,
Daß kühner Muth Dich hat zu fernem Strande
Geführt voll Kraft der Jugend, glücklich auch
Zurück des Schiffes Lauf zum Vaterlande,
Verſchont dort in Jeruſalem vom Hauch
Der Peſt. Gefleht voll Andacht oft im Staube,
Wir haben, daß vor Todes-Nacht bewahr',
Der Himmel Dich, vor Jammer uns. Der Glaube
Uns half! — Es wich im Orient Gefahr
Vom theuren Fürſten-Haupt. Sey hoch gefeiert,
Erlauchter Zweig von Bayerns Eiche! Wie
Der Bayer treu zu ſeyn der Pflicht betheuert,
Erliſcht die Liebe auch im Herzen, nie.

*) Geſchenke.

Zur Feier der glücklichen Heimkehr aus dem Orient.

— 1838. —

Burghauſen

Das unſichtbare Gefolge.

An die Königin Therese.

— Zum 8. Juli 1839. —

Sonnett.

Wer auf den zauberiſchen Blumenauen
Zu Nymphenburg*), in holder Kinder Kreiſe,
Dich ſieht luſtwandeln in gewohnter Weiſe,
Vermeint, Dich prunklos, ungefolgt zu ſchauen.

Doch wenn aus Augen Dankesperlen thauen,
Gewahren ſie, daß unſichtbar und leiſe,
Ein Prachtgefolge, wie zu weiter Reiſe,
Umſtrahlet Dich, Du Königin der Frauen!

Die Werke der Barmherzigkeit, geübet
Mit wahrer, edler, chriſtlich-frommer Milde,
Sie ſind es, die verklärend Dich umſchweben,

Dein ſegenreiches Daſeyn, ungetrübet,
Zum unvergleichlich-hohen Tugendbilde,
Zum Vorgefühl der Seligkeit erheben!

*) K. Luſtſchloß bei München.

Burghauſen.

Die Pilgerfahrt nach Berchtesgaden.

Zum Allerhöchsten Geburts- u. Namensfeste
Seiner Majestät des Königs
Ludwig von Bayern.
— 25. August 1839. —

Es zog auf luft'gen Pfaden,
Am hohen Ludwigstag',
Zum Schloß von Berchtesgaden,
Wo Ludwig schlummernd lag,
Die Huldigung zu bringen,
Der Pilger große Schaar,
Auf treuer Liebe Schwingen,
Und Alle Paar und Paar.

Voran des Kreuzes Zeichen,
Dem sich der Halbmond beugt,
Das, — flammend über Leichen, —
Von der Erlösung zeugt,
Die Griechenland gefunden
Durch Ludwigs erste Huld,
Als er die Welt entbunden
Von uralt heil'ger Schuld.

D'rauf strahlten Ruhmesfahnen,
Mit Lorbern reich geziert,
Die, — würdig großer Ahnen, —
Zu Siegen Er geführt;

Da Er mit Bayern muthig
Durch Schlachtkoloſſe brach,
Und Frankreichs Cäſar blutig:
„So wird man König!“ ſprach. *)

Die Künſte auch erſchienen,
In reicher Farbenpracht,
Die Seinem Geiſte dienen
Mit wahrer Zaubermacht;
Der Vorzeit alte Meiſter,
Von Ihm ſo hochgeehrt,
Der Nachflug hoher Geiſter,
Der gleichen Ruhm begehrt.

Die Sänger aller Zeiten,
Ihm geiſt- und wahlverwandt,
Gemüthvoll ſinnend ſchreiten
Zum ſchönen Alpenland;
Im Arm' die goldne Leier,
Im Mund das goldne Wort,
Zur hohen Feſttagsfeier,
Mit andern Weiſen fort.

---

*) In den Siegestagen des April 1809 war es, wo Kaiſer Napoleon den heldenkühnen Kronprinzen **Ludwig** von Bayern, an der Spitze von deſſen braven Kriegern, umarmte, und wo er auch die Worte ſprach: „C'est bien, mon Prince, c'est ainsi, qu'on devient Roi!“

B.

Und auch die Blinden gingen,
Die Augen nachtbedeckt,
Weil ſie von Ihm empfingen,
Was Licht in Nacht erweckt;
Mit ihnen dann die Andern,
Gehör- und ſprachberaubt,
Gar rührend dankbar wandern,
Die Augen hell im Haupt;

Und wie ein Strom die Armen,
Die Ludwigs edles Herz,
Nie ruhend im Erbarmen,
Mitfühlend ihren Schmerz,
Aus tiefſtem Elend rettet,
Und oft vom Hungertod,
An Gottesglauben kettet,
Durch Hülf' in höchſter Noth.

Dann rauſcht — ein mächt'ger Rieſe, —
Durch Lieb' und Eintracht groß,
Daß rings erbebt die Wieſe,
Bavaria zum Schloß;
Mit Millionen Bayern,
Die Seine Kinder ſind,
Ihm Liebe zu betheuern,
Zum Feſttagsangebind.

Ein Dichter war der Letzte,
Im jungen Morgenlicht,
Dem Augenthau benetzte
Das bleiche Angeſicht.
Andächtig ſank er nieder,
Mit ſtillem Gram vertraut,
Im Geiſte ſeiner Lieder
Zum Himmel betend laut:

„Mein Gott und Herr, die Schwelle
Des Schloſſes faßt mich kaum;
D'rum hör vor Tageshelle
Tief von der Erde Raum
Die Bitte: O verleihe
Dem **Königs**, hochbegrüßt,
Der künft'gen Jahre Reihe,
Die **mir** beſchieden iſt!“

Burghauſen.

An Ihre Majestät, die Königin
THERESE VON BAYERN.
zum Allerhöchsten Namensfeste.

— 15. Oktober 1839. —

Es ist kein Wahn, Gelegenheitsgedichte
Den wiederkehrend schweren beizuzählen,
Wenn, aus der Stoffe Zahl und Pracht zu wählen,
Der Dichter sinnt, wohin den Flug er richte.

Das Mährchen sagt, daß oft unschlüssig sichte
Ein Gnom in Schachten funkelnde Juwelen;
So kann es auch dem Dichter oft nicht fehlen,
Daß er der Stoffe Streit nur mühsam schlichte.

Doch wie in heller Nacht die Sterne leuchten,
So Deiner Tugend Werke hell am Tage,
Obgleich Du sie in Dunkel möchtest hüllen;

Weil Tausende, von Dir aus harter Lage
Erlös't, das Land mit Deinem Ruhm erfüllen,
Den Dank im Stern' des Aug's, im thränenfeuchten.

Burghausen.

Mariaberg.

Zur Doppelfeier des Allerhöchsten
Geburts- und Namensfestes Seiner Majestät
des
Königs Ludwig von Bayern.
— 25. Aug. 1840. —

Auf Waldeshügel oben,
Mit Fernschau in das Land,
Ein Kirchlein ist zu loben,
Mariaberg*) genannt.

Nach wälscher Kunst gebauet;
Gar lieblich anzuseh'n,
Daß Jedem, der es schauet,
Die Augen übergeh'n.

Mariabergs Gemeinde,
Die betet fromm darin;
Der heil'gen Jungfrau Freunde
Zum Kirchlein strömen hin.

Wem nagt im bangen Herzen,
Ein namenloses Weh,
Fleht Balsam für die Schmerzen,
Im Kirchlein auf der Höh'.

*) Eine halbe Stunde von Burghausen, die schönste Zierde der Umgegend.

Erhört wird frommes Biten,
Mit wunderbarer Huld,
Und wer gebüßt, gelitten,
Erlöſet von der Schuld.

Dort ſchlafen Kinder müde
In Kirchhofwiegen aus;
Die Mutter wacht; und Friede
Umſonnt dieß Gotteshaus.

Vor fünf und zwanzig Jahren
Nur Wundern es gelang
Dieß Kirchlein zu bewahren,
Vor ſchnödem Untergang.

Der Auftrag war gegeben,
Es abzubrechen gleich;
Schon ſoll der Arm ſich heben,
Zum frevelnd ſchweren Streich.

Doch **Ludwig** kommt gezogen,
Ein wahrhaft frommer Chriſt,
Der Kronprinz, der gewogen
Den ſchönen Künſten iſt;

Vernimmt, was ſoll geſchehen,
Und prüft, und ſtaunt, und ſagt:
„Dieß Kirchlein bleibe ſtehen,
„So lang ein Morgen tagt!“

Und Jubelruf erſchallet,
So weit das Kirchlein ſchaut,
Und dankend dorthin wallet,
Wer feſt auf Gott vertraut.

Und wer im Kirchlein ſinnig
Nimmt an der Andacht Theil,
Der betet auch herzinnig
Für König **Ludwigs** Heil!

Burghauſen.

Wittelsbachs Kleinodien.

Zur Feier des Allerhöchſten Namensfeſtes
Ihrer Majeſtät der Königin

THERESE von BAYERN.

— 15. Oktober 1840. —

Mein Lied ertönt nicht funkelnden Juwelen
Der Krone, die Dein holdes Haupt bekränzt,
So oft ſie in den zauberſchönen Sälen,
Im Lichte Deiner eignen Anmuth glänzt:
Denn Edelſteine ſind's aus höherm Schachte,
Aus dem noch keines Bergmanns Kunſt ſie brachte.

„Der Liebe Wonne, liebend und geliebet;
Der Kinder Unſchuld; glühend im Gebet
Die fromme Demuth; ſo auch ungetrübet
Des großen Königs Weisheit, die, erfleht
Von Gott, uns Segen bringt mit Jugendfülle,
Ob in des Rechts, ob in der Gnade Hülle.

Dieß ſind Kleinodien vom reinſten Feuer;
Ganz Bayern wird erleuchtet durch ihr Licht,
Der Hausſchatz Wittelsbachs, uns lieb und theuer,
Den Gottes Hand in Deine Krone flicht.
So mögen ewig ſchmücken Deine Pfade:
„Lieb, Unſchuld, Demuth, Weisheit, Jugend, Gnade!“

Burghauſen.

Die Legende vom Könige Oswald.

Zur Feier des Allerhöchſten Geburts- und Namensfeſtes
Seiner Majeſtät des Königs
LUDWIG I.
von Bayern.
— 25. Auguſt 1841. —

In England, an dem heil'gen Oſterfeſte,
Dem Mundkoch König Oswald einſt befahl:
„Er ſolle, zur Bewirthung lieber Gäſte,
„Bereiten ſchnell ein königliches Mahl.“

Und vielgeſchäftig ſputet ſich die Küche;
Das Feuer luſtig auf den Herden brennt;
Vorbei am Dufte köſtlicher Gerüche,
Die Dienerſchaft hinab zum Keller rennt.

Auf ſchneeicht-weißen Seidenſtoffen prangen
Die Platten, Näpfe, Schüſſeln, Becher auch,
Von Meiſterhand aus Gold- und Silberſtangen
Gemeißelt kunſtgeübt nach altem Brauch.

Und als zu Harfenklang erſchallen Lieder,
Der König mit dem Biſchof an der Hand
Erſcheint, und ſetzt ſich an der Tafel nieder,
Im allerreichſten, purpurnen Gewand.

Des Königs Wink bedeckt den Tiſch mit Speiſen,
Obgleich noch alle Gäſte ſind vermißt;
Da nahet ihm ein Diener ſich mit leiſen,
Unſichern Schritten, ſpricht: „Mein König, wißt,

„Vor dem Palaſt hält eine Schaar von Armen,
„In Bettlerkleidern, hungerbleich am Thor',
„Und flehet dort um gnädiges Erbarmen,
„Zum Prunkſaal Eurer Majeſtät empor."

„Ei Du, mein treuer Knecht, bringſt mir das Beſte
„Zum Mahl," der König heiter lächelnd ſpricht:
„Die Armen laß herein, die lieben Gäſte,
„Damit ich übe der Bewirthung Pflicht!"

Sofort erhebt er ſich, begrüßet Alle;
Bedient ſie ſelbſt; ſpricht Jedem freundlich zu,
Von End zu End hinſchreitend in der Halle,
Vergönnt ſich keines Augenblickes Ruh.

Und nach dem Schluß des Mahles ſchenkt er ihnen
Die Prachtgefäße mit der Speiſen Reſt,
Wornach er ſie, die trauernd erſt erſchienen,
In Gott vergnügt und dankerfüllt entläßt.

Der Rührung Thränen aus den Augen brechen
Dem Biſchof, der die Hand des Königs küßt,
Und hochbegeiſtert dann beginnt zu ſprechen:
„Heil dieſer Hand, die für die Armen iſt!

„Da ſie geſpendet hat ſo reiche Gabe,
„Mit wahrhaft chriſtlich demuthvollem Sinn,
„Verweſe niemals ſie dereinſt im Grabe,
„Und werde Eure Himmels-Pförtnerin!“

Das Thor der ſtillen Ahnengruft ſtand offen,
Als einſt ein Enkel ward hineingebracht,
Und unverſehrt die Hand noch angetroffen,
Durch Gottes lohnend wunderbare Macht.

In Gold gefaßt iſt ſie in Rom zu ſchauen,
Des Heil'gen Oswald Hand, noch unverſehrt,
Im Peters-Dom, wo gläubig, mit Vertrauen
Und Andacht, ſie vom Volke wird verehrt.

Zum Himmel will ich mein Gebet erheben,
Für König **Ludwig**, aller Armen Hort;
Wenn auch die Hand nicht, doch Er ſelbſt wird leben
Unſterblich — in den Herzen, ſelig — dort!

Burghauſen.

Der Gast in Hohenschwangau.

Zur Feier des höchſten Namensfeſtes
Seiner K. Hoheit des Kronprinzen
Maximilian von Bayern.
— 12. Oktober 1841. —

Wie mährchenhaft das Morgenland
In Tauſend Einer Nacht,
Erſchuf durch kühne Meiſterhand
Der Burgen Zauberpracht:

So Hohenſchwangau, wunderreich,
Wie aller Künſte Braut
Im ſchönſten Schmucke, mondlichtbleich
In Thalesgründe ſchaut.

Die Berge ſchlummern; Elfen nur
Und Träume gaukeln dort;
Der leiſe Athem der Natur
Friedſelig flüſtert fort.

Da reitet hoch auf weißem Roß
In Pilgertracht ein Gaſt,
Um Mitternacht zum Fürſtenſchloß,
Vergönnt ſich keine Raſt.

Er ſchwebt vom Roß, und ſchwebt hinan,
Und pocht nicht an das Thor;
Kein Hiefhorn ruft den Kaſtellan
Aus ſeiner Wart hervor.

Den Welfen-, Staufen-, Schyrenſaal
Der Pilger raſch durcheilt;
Kein Kämmerling mit dem Pokal
Kredenzend hier verweilt.

Da, wo der Herr des Schloſſes ruht,
Dem Pilger wohlbekannt,
Zum Segen er ausſtrecken thut
Die ſegenreiche Hand.

Er ſeguet liebend dreimal hier,
Den Burgherrn und ſein Haus;
Da perlet aus den Augen ſchier
Ihm Sehnſuchtsthau heraus.

Und als der Hahn im Weiler kräht,
Der Pilger eilt dahin;
Kein Auge hat ihn mehr erſpäht,
Ihn ſah kein Auge zieh'n.

In Hohenſchwangau dieß geſchah,
Und zu derſelben Stund',
Im Geiſt ich war dem Standbild nah,
Wo Liebe ſich giebt kund:

Zu München am Max-Joſeph-Platz,
Wo Liebe Kränze flicht,
Und plötzlich ſah den theuren Schatz
Mein forſchend Auge nicht.

Ein Schauer faßte mich darob;
Doch eh' ich mir's verſah,
Als wieder ich den Blick erhob,
Der Vater Max ſaß da!

Burghauſen.

Der Spiegel

Zur Feier des Allerhöchſten Namensfeſtes Ihrer Majeſtät der Königin **Thereſe von Bayern.**

— 15 Oktober 1841. —

„Loin des personnes, qui nous sont chères, toute retraite est un désert, et tout espace est un vide."

Mad. Necker.

Der alten Götter flammenden Altären,
Gar ſelten Spenden wurden, reich an Pracht,
Doch auch, um durch die Gluth es zu verklären,
Von Armen oft ein Täubchen nur gebracht.
Es trieb ein gläubig-liebendes Begehren,
Zu opfern, was nur lag in eigner Macht:
Was Jedem ſelbſt das Liebſte ſchien und Beſte,
Er gab es freudig hin zum Opferfeſte.

Gebete, fromme Wünſche, die ganz Bayern,
Geliebte Königin! Dir heute bringt
Als Huldigung, um würdig ſo zu feiern
Ein Feſt, das alle Herzen froh umſchlingt:
Sie ſchweben, aus der Erde Nebelſchleiern,
Empor zu Gottes Throne, lichtbeſchwingt,
Um vor dem Schöpfer, dem ſich Alle beugen,
Für Dich, die Tugendreiche, dort zu zeugen.

Ich aber brächte gern Dir eine Gabe,
Wohl oft erſehnet von der Liebe Gluth,
Unkäuflich leider ſelbſt mit Cröſus-Habe,
Und gäb' ich in den Kauf mein eignes Blut;
Durchzög' ich auch die Welt am Wanderſtabe,
Bergſchluchten, Meeresgrund, mit kühnem Muth;
Ich könnte ihre Schauer überwinden,
Doch die erſehnte Gabe nirgend finden.

Ein Spiegel wär's, aus deſſen Zauberfläche,
So oft Dein holdes Aug' ihn ſehnend fragt,
Das ſüße Bild der fernen Kinder bräche,
Wie zartes Frühlicht, wenn der Morgen tagt,
Der Wechſelton liebſeliger Geſpräche,
Und was ein Herz dem andern liebend ſagt:
Unmöglich iſt's! Nimm für das Werk den Willen!
Dein iſt die Macht, die Sehnſucht doch zu ſtillen.

Burghauſen.

Troſt am Sarge

Ihrer Majeſtät der Königin

Caroline von Bayern.

— Geſt. den 13. Nov. 1841. —

Sonnett.

Vergebens war's, daß wir im Staube baten;
Nach höherm Willen mußte Sie dem Leben
In's gottverheiß'ne Heimathland entſchweben,
Auf einer Strahlenbahn von Segensthaten.

Sie ſchied, die Lieben ſegnend, die Ihr nahten,
Mild lächelnd; denn Sie ſah mit Wonnebeben
Sich von vier zarten Engelchen *) umgeben,
Die als Gefährten an ihr Lager traten.

Und oben, an des Himmels Demantpforte,
Umfing Sie Vater Max! Ein Wiederſehen,
Das keines Menſchen Mund vermag zu ſchildern!

---

*) a. Die Königlichen Kinder: 1) Maximilian Joſeph Friedrich, geb. den 27. Okt. 1800, geſt. den 12. Febr. 1808, und 2) Maximilian Joſephine Caroline, geb. den 22. Juli 1810, geſt. den 4. Febr. 1821. b. Die Königliche Enkelin: 3) Theodolinde Charlotte Louiſe Marie Anne Thereſe, geb. den 7. Okt. 1816, geſt. den 12. April 1817. c. Der herzogliche Enkel; 4) Wilhelm Karl, geb. am 24. Dec. 1832, geſt. am 13. Febr. 1833.

Daß Unverwesliches kann auferſtehen
Nur aus Verweslichem*), ſind Gottes Worte,
Die in des Chriſten Bruſt den Jammer mildern.

Burghauſen.

Huldigung zur Geburtsfeier:

— 28. November 1841. —

An Seine Königl. Hoheit, den Kronprinzen

Maximilian von Bayern.

Mir war das Glück vergönnt, vor dreißig Jahren
Zuerſt im Liede zu begrüßen Dich,
Und mit der Wiege Schmuck zu offenbaren,
Wie Bayern jubelten herzinniglich:
Erinnerungen, die ſie treu bewahren
In Herzen, denen Treue nie entwich,
In Herzen, die in Liebe nimmer wanken,
In Werken nie, ja ſelbſt nie in Gedanken.

*) I. Cor. c. 15. v. 42.

Es verdient bemerkt zu werden, daß J. M. die Höchſtſelige Königin Caroline gerade am Geburtstag — 13. Nov. — Allerhöchſt-Ihrer erlauchten Töchter: Eliſabeth Ludovike, Königin von Preußen, und Amalie Auguſte, Gemahlin des Königlichen Prinzen Johann Nepomucen von Sachſen, geſtorben iſt.

Gott weiß, wie gern ich freudig heut' beſänge,
Des hohen Dichters dichtungreichen Sohn;
Und die Verheißung, daß Er bald umſchlänge
Die Dichter, als ihr Meiſter und Patron,
Durch des Vereines Band, damit die Klänge,
Wetteifernd von den Fluren bis zum Thron,
Zum Wahren, Guten, Schönen nur beſeelen,
Wenn ſich die Dichter Ihn zum Vorbild wählen.

Doch dämpft ein Trauerflor den Schmelz der Laute,
Und tiefer Gram durchſchauert mir das Herz,
Seitdem im Geiſt ich Abſchiedsjammer ſchaute,
Mitfühlend den vernichtend bittern Schmerz.
Wie aber Bayern ſtets auf Gott vertraute,
In treuer Liebe, dauernder als Erz,
So fleht es heut': „Er mög' Dir gnädig ſpenden,
Und Deinem Stamm', des Heiles reichſte Spenden!

Burghausen

Zur Feier des Allerhöchſten Geburtsfeſtes
Ihrer Majeſtät der Königin
Therese von Bayern.
— 8. Juli 1842. *) —

Sonnett.

Der kleine Mond verſucht mit düſtern Flören
Die Sonne zu verhüllen. Eitles Streben!
Denn mächtig bricht der Born von Licht und Leben,
Nach kurzer Friſt hervor in Strahlenchören.

Wenn alles, was uns werth iſt, wir verlören, —
Herzinniglicher Liebe Wonnebeben,
Gefühle, die zum Himmel uns erheben,
Vermöcht' die ganze Welt nicht zu zerſtören.

So auch die Liebe, die wir treu Dir weihen,
Iſt eine Sonne, die kein Mond verdunkelt,
Iſt ein Geſtirn, das tief im Herzen funkelt,

Nicht einſt erliſcht mit andern Sternenreihen,
Das leuchtend wird in Ewigkeit beſtehen,
Weil nur der Leib, nicht Liebe kann vergehen.

Burghauſen.

*) Am Tage der großen Sonnenfinſterniß.

Christoph Rueff. *)
Erinnerungen an den 7. März 1802.

Zur Feier des Allerhöchsten Geburts- und Namensfestes Seiner Majestät des Königs

Ludwig von Bayern.

— 25. August 1842. —

Zu München, im Hubergarten,
Der alte Hauptmann saß,
Nach langen Kriegesfahrten,
Die Augen von Thränen naß;

---

*) Geboren zu Ingolstadt im Jahre 1737, wo sein Vater als churpfalzbayerischer Major in Garnison war. Im fünfzehnten Jahre trat er als Kadet in das Regiment Churprinz, zog als solcher im J. 1757 mit den bayerischen Subsidientruppen in den siebenjährigen Krieg, wobei er Proben seines Muthes ablegte, die durch Vorrücken belohnet wurden. Im J. 1794 marschirte er mit dem zweiten Bataillon des nämlichen Regiments nach Mannheim, wo er der Belagerung beiwohnte, und kam im Jahre 1801 als Kapitain zur österreichischen Armee. In dieser Eigenschaft hatte er mehr als einmal das ganze Regiment vom Gemeinen bis zum Stabsoffizier sich erneuern sehen. Er diente beim Regimente Churprinz als Kadet 9 Jahre 2 Monate, als Unteroffizier 3 J. 4 M., als Unterlieutenant 13 J., als Kapitain 14 J. 10 M., nach seiner Jubelfeier noch als Major, und starb in München am 22. Oktober 1805, an Brust- und Herzwassersucht.

Umgeben von Kameraden,
Beim Jubiläums-Mahl,
Von allen Waffen und Graden,
Im feſtlich geſchmückten Saal;

Umgeben von Bürgersleuten, —
Ganz München liebte ihn, —
Die, ihn zu feiern, ſich freuten,
Den tapferen Paladin;

Den Kämpfer in manchem Siege,
Als Preußens alter Fritz,
Im ſiebenjährigen Kriege,
Erſchien unter Donner und Blitz;

Den Kämpfer ſeit fünfzig Jahren,
Den edlen Menſchenfreund,
Mit ehrenergrauten Haaren,
Der's redlich mit Jedem meint.

„Der **Churfürſt** nun hoch ſoll leben,
„Der Churprinz **Ludwig** hoch!
„Und ruft, daß die Wände beben:
„Haus **Wittelsbach** lebe hoch!

„Ein Vivat jetzt laßt uns bringen,
„Dem Churprinz-Regiment!“
Die ſchäumenden Gläſer klingen,
Der Jubel nimmt faſt kein End'!

Da, plötzlich, mit raſchem Schritte,
Der Churprinz Ludwig ſteht
In ſtaunender Gäſte Mitte,
Und huldvoll zum Hauptmann geht:

„Herr Hauptmann, des Vaters Willen,
— Er zog ein Patent hervor —
„Perſönlich mit Luſt zu erfüllen,
„Begrüße ich Sie als — **Major!**“

Die Worte des Dankes zu ſprechen,
Verſucht der Veteran;
Die Stimme beginnt zu brechen,
Es kommt ihm das Weinen an.

Die Linke am alten Degen,
Die Rechte zum Himmel gewandt,
Erflehet er ſchweigend Segen,
Dem Fürſten und Vaterland.

Im Auge des Prinzen flimmert
Der Rührung Edelſtein;
Die Thräne des Dankes ſchimmert
Im gaſtlichen Feſtverein.

Und Ludwig verleiht dem Feſte,
Verweilend, den höchſten Glanz;
Entzücket wechſeln die Gäſte
Mit Jubel und munterm Tanz.

Der Churprinz reifte zum Helden,
Und hat in ſchwerer Zeit,
Wie glorreiche Siege melden,
Dem Ruhme Sich ganz geweiht;

Vereinend mit Feldherrngeiſte
Soldatenkühnen Muth,
Wo Tod Ihn gar oft umkreiste,
Im Wetter der Schlachtengluth.

Und würfe des Krieges Brände,
Verwegenen Frevlers Hand,
Gewappnet, wie Ein Mann, ſtände
Zum Kampfe mein Vaterland;

Dem Feinde gewiß zum Verderben,
Als ruhmgekrönter Leu,
Im Siegen, ſo wie im Sterben,
Dem Könige ewig treu!

Burghauſen.

An Ihre Königliche Hoheit, die Prinzeſſin **Adelgunde von Bayern.**

Zur Feier Höchſt-Ihrer Vermählung*)
mit Seiner Königl. Hoheit,
dem Herrn Erzherzoge
Franz Ferdinand,
Erbprinzen von Modena.

Sonnett.

Ein zartes Reis aus wälſchem Myrthenhaine,
Umgrünt Dein Haupt, o wunderſchöne Braut!
Aus Deinen Augen tiefe Rührung ſchaut,
Mit Liebesglück im innigſten Vereine.

Heil Dir in Modena, Du Engelreine,
Wo Dir ein Paradies die Liebe baut,
Wie nur der Segen freier Wahl es ſchaut,
In treuer Herzen tugendreichem Schreine!

Und wirſt Du in die neue Heimath eilen,
Zum Goldorangenſüden weinend ſcheiden,
Aus Armen, die voll Liebe Dich umſchließen:

Dann nimm die Thränen hin, die wir vergießen,
Als Bürgen, daß die Bayern Luſt und Leiden
Des Königshauſes wie die eignen theilen.

Burghauſen.

*) Zu München am 30. März 1842.

An Seine Königliche Hoheit

Maximilian,

Kronprinzen von Bayern.

Zur Feier Höchsdesselben Vermählung

mit

Ihrer Königlichen Hoheit, der Prinzessin

Marie

von Preußen.

1842.

Sonnett.

Vor dreißig Jahren ist an Deiner Schwelle,
Mein Liedesgruß zum Jubelsturm erklungen,
Der herzlich flehend hin zu Gott gedrungen:
„Daß Deine Wiege sey des Glückes Quelle!“

Sie war's seit jenes Tages Morgenhelle.
Von Tugend und Holdseligkeit bezwungen,
Ist nun Dein Herz vom süßen Band umschlungen;
Die Myrthe rankt sich um die Immortelle.

Nicht von der Zeit des Festes such' ich Kunde,
Die Bayerns heiß ersehnte Wünsche krönet,
Den Schyrenstamm mit neuen Zweigen schmücket;

Genug, daß "Heil" von allen Lippen tönet,
Und jedes Herz ſich innig fühlt entzücket:
„Dem wahrhaft Glücklichen ſchlägt keine
Stunde!"

Burghauſen.

Feſtball-Prolog, *)

zur Vermählungsfeier
Seiner Königlichen Hoheit
MAXIMILIANS,
Kronprinzen von Bayern,
mit
Ihrer Königlichen Hoheit
MARIE,
Prinzeſſin von Preußen.
— Am 12. Oktober 1842. —

Ganz Bayern iſt ein Freudenſaal geworden,
Worin, zum Feſt geſchmückt, das Vaterland,
Der Gottgegebenen aus deutſchem Norden,
Begrüßend reicht die treue, deutſche Hand;

*) Geſprochen am 15. Oktober 1842 in der Geſellſchaft „Flora" in der Vorſtadt Au bei München, in ihrem eben ſo kunſtſinnig als prächtig ausgeſchmückten Saale.

Worin auch leuchten Millionen Kerzen,
Ein ſchwacher Wiederſchein vom ew'gen Licht,
Das aus den Tiefen lieberglühter Herzen,
Zur Weihe des Vermählungsfeſtes bricht;

Wo Macht und Reichthum in Juwelen prangen,
Das Auge, glanzgeblendet, ſtaunend ſchaut,
Die Rührung von der Armuth bleichen Wangen,
In feuchten Perlen ſchimmernd niederthaut;

Im Freudenſaale, den wir Bayern heißen,
Worin, dem lichtgewobnen Frühling gleich,
Des erſten Königsſohnes Braut aus Preußen
Erſcheint, an Huld und Anmuth überreich;

Mit ſüßen Augen, ſeidenzarten Haaren,
So wunderbar holdſeliger Geſtalt,
Wie große Meiſter vor viel hundert Jahren,
Die Engel Gottes gläubig-fromm gemalt.

Kanonendonner, feſtliches Geläute,
Der Fahnen und Standarten Waffenglanz,
Verherrlichen die Holdeſte der Bräute,
Sie ſchwebt zur Kirche mit dem Myrthenkranz,

Den Edelſten der Prinzen zu beglücken,
Der großer Ahnen würdig Sich erwies,
Dem Vielgeliebten zaubernd auszuſchmücken
Sein Daſeyn, durch ein irdiſch Paradies.

Der Wonne Hauch beſeelt auch ehrne Glieder;
Denn Vater Max, der königliche Ahn,
Die Hand von Erz ſenkt, Beide ſegnend, nieder:
Des Enkels Braut und Maximilian.

So iſt ein neues, feſtes Band geſchlungen,
Um Preußens Königshaus und Wittelsbach,
Die hoch ihr Schwert im Freiheitskampf geſchwungen,
Als deutſche Eintracht ſchwere Ketten brach;

Gleich einem Rieſen, der, die Wolken theilend,
Sein Heldenhaupt in ihre Schatten taucht,
In ſtolzer Ruhe, kampfgewärtig weilend,
Die Ströme unter ſeinen Füßen ſtaucht,

Aus Stücken trägt den Panzer, doch geſtählet
Aufſtarret, fugenlos, aus einem Guß, —
Iſt Deutſchlands Waffenbund, den es gewählet,
Durch den es unbeſiegbar ſiegen muß.

Und dieß verkündet uns des Feſtes Weihe;
Wir aber bitten Gott mit frommem Sinn:
„Daß Segen den Getrauten er verleihe,
„Den König ſegne, und die Königin!“

Die Glockenklänge von den Thürmen des Kölnerdomes.

— Weiſſagung. —

Zur Feier des Allerhöchſten Geburts- und Namensfeſtes Sr. Majeſtät des Königs

LUDWIG von Bayern.

— 25. Auguſt 1843. —

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Vivos voco.

Euch, deutſcher Einheit ſieggekrönte Stämme,
Euch mahnt der ernſte Klang: „Bleibt einig, einig!
„Dann ſprengt kein Feind der Eintracht Felſendämme,
„Und Eures Ruhmes Sonne blitzt hellſcheinig!

„Habt keine Scheu vor drohenden Barbaren!
„Verſchmäht den Köder honigſüßer Ränke!
„Bleibt einig, einig, Eintracht zu bewahren,
„Weil Deutſchland ſonſt in Sclaverei verſänke!“

Mortuos plango.

Alle, die im Kampf für Deutſchland ſtarben,
Oft ihr Herzblut, wie einſt Schill's Genoſſen,
Vor dem Feind nicht nur mit Ehrennarben,
Sondern ſelbſt durch Henkershand vergoſſen;

Warnen aus dem Grab, zum Klang der Glocken:
„Brüder, bleibet einig, einig immer!
„Laßt Euch von Undeutschen nicht verlocken,
„Durch der alten Täuschung Flitterschimmer!“

Fulgura frango.

Tröbnt von den Thürmen zum Kampfe das Sturmrufgeläute,
Einig dann, einig empor möge Deutschland sich raffen;
Deutschland, das große, das kühne, das feindlichbedräute,
Unüberwindlich durch eintrachtgeheiligte Waffen!

Blitze bricht der Glocken Klang!
Deutscher Einheit Jubelsang,
Wird die deutschen Sieger krönen.
Doch warum begeisternd tönen,
Vom Kölnerdom die Glocken durch der Schlachten Grauen?
Dieß fragt der Feind bestürzt, und flieht aus Deutschlands Gauen.

„Weil schon in ehr'ner Wiege sie bekamen:
„**Den guten Klang der deutschen Fürstennamen!**“

Einladung zur Subscription.

Zum Besten der Kleinkinderbewahr-Anstalten unter dem besondern Schutze

Ihrer Majestät

der

Königin Therese von Bayern.

„Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf." Matth. C. 18. V. 5.

Königsblumen.

Eine Auswahl von Festgedichten zur Verherrlichung

der

Allerhöchsten und Höchsten

Königlichen Familie von Bayern.

Von Friedrich Wilhelm **Bruckbräu.**

Mit dem wohlgetroffenen Bildnisse des Verfassers.

Passau, 1843.

Pustet'sche Buchhandlung. (C. Plenger.)

Die Festgedichte, welche in einem Zeitraume von dreißig Jahren von mir erschienen sind, haben auf dichterischen Werth niemals Anspruch gemacht; aber durch Gesinnungen unerschütterlicher Liebe, Treue und Hingebung für Se. Majestät den **König** und für das ganze **Königliche Haus**, bei allen gleichgesinnten Bayern, unter allen Verhältnissen, den herzlichsten Anklang gefunden.

Von diesen zerstreuten Festgedichten habe ich nun eine Auswahl veranstaltet, die ich, ermuthigt durch ihre frühere gütige Aufnahme, hiemit der Oeffentlichkeit übergebe, indem ich den Verkaufs-Reinerlös zu dem obenbezeichneten wohlthätigen Zwecke bestimme.

An alle großmüthigen Kinderfreunde im geistlichen und weltlichen Stande, insbesondere auch an die edlen, mütterlich liebenden Frauen des hochherzigen Vereines, wage ich sofort die inständige Bitte: „Die Subscribirung auf dieses Werk, mit wohlwollender Fürsprache auf alle Weise zu begünstigen."

☞ Menschenfreundliche Redactionen werden gebeten, dieser Subscriptions-Einladung, in gerechter Würdigung ihres wohlthätigen Zweckes, die Spalten ihrer Zeitschriften mit edler Uneigennützigkeit zu öffnen.

Burghausen, am 16. Aug. 1843.

Friedr. Wilh. Bruckbräu.

Die unterzeichnete Buchhandlung übernahm mit wahrem Vergnügen den Druck und die möglichste Verbreitung dieses, zu einem so edlen, ächt christlichen Zwecke bestimmten, vaterländischen Werkes, welches wohl bald eines der passendsten und beliebtesten Preisebücher für die studirende Jugend werden dürfte, so wie sie seiner Zeit öffentliche Mittheilung eines **höhern Ortes beglaubigten Abrechnungs-Resultates** liefern wird.

Dieses Werk, auf welches hier und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands Subscription angenommen wird, ist auf schönes, weißes Maschinenpapier in 8vo elegant gedruckt und in farbigem Umschlag brochirt.

Subscriptionspreis: nur 24 kr., künftiger Ladenpreis 36 kr.; bei Abnahme von 12 Exemplaren 1 Freiexemplar; für größere Bestellungen bei 100 Exemplaren 10 Freiexemplare.

Passau, im August 1843.

Zu recht zahlreichen Aufträgen empfiehlt sich ergebenst die

Pustet'sche Buchhandlung.
(C. Pleuger.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das

Militär

oder

Zweierleituch-Fieber

des

Weiblichen Geschlechtes.

Ein philosophisch-, psychologisch-, pathologisch-therapeutisch-, humoristisches Capriccio,

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

1844.

Phil. Michel.

Aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Erklärung des sinnbildlichen Umschlages,

der zu diesem Capriccio passen könnte.

Ein Zimmer. In einem offenen Gardinenbette, dessen vier Pfosten auf vier Trommeln ruhen, liegt die Patientin auf einem Tornister statt des Kopfkissens. Von der Decke herab schweben zwei Bandeliere, die einen wagrecht liegenden Kanonenwischer tragen; woran die Bettgardine dergestalt befestiget ist, daß sie oben in einem aus Federhut, Casquet, Tschako und Schirmmütze dracirten Kranze zusammenläuft. Rechts ist die Gardine über eine Trompete, links über ein Haubajonnett zurückgeschlagen, um die Patientin liegen zu sehen, die um den Hals ein Porte—epee—Band trägt, so daß ihr das Porte—epee am Herzen liegt. Sie liest in einem aufgeschlagenen, auf der Bettdecke ruhenden Buche, auf welchem die Worte: „Exercir—Reglement zu lesen sind.

Vor-Witz statt des Vor-Wortes.

Methusalem erreichte ein Alter von 900 Jahren; allein noch bis zur Stunde sind die Meinungen der Gelehrten über die Ursache getheilt, nämlich: „obgleich“ oder „weil“ es damals weder Doctores der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe, noch Mäßigkeitsvereine und Kaltwasserheilanstalten gegeben hat. Wohl darf man zu jenen Gelehrten sagen: „Legt dieses Räthsel zu Euren übrigen Räthseln;“ aber unbegreiflich bleibt es, daß seit Aeskulap und Hippokrates; seit Serapion von Alexandrien, dem Stifter der Schule der Empiriker; seit Galenus und der von Kaiser Friedrich II. zu einer Akademie erhobenen salernitanischen Schule; seit dem Wunderarzte Philip-

pus Aureolus Theophraſtus Paracelſus Bombaſt de Hohenheim, dem Erforſcher des Steines der Weiſen und der Univerſalmedicin; ſeit Sydenham und Boerhave bis auf Herrn Dr. Schönlein, den „mediciniſchen Löwen unſerer Zeit,“ noch kein einziger Arzt über die durch Alter, Ausbreitung, Dauer und Gefährlichkeit höchſtwichtige Krankheit, über das „Militär- oder — im gemeinem Leben — ſogenannte „Zweierleituch-Fieber des weiblichen Geſchlechtes,“ geſchrieben hat, ungeachtet der Unzahl mediciniſcher Werke, welche, — alle Uebel der menſchlichen Natur umfaſſend, von der gefürchteten Cholera bis zu den Hühneraugen ſchuhgedrückter Damenzehen, — jährlichin den beiden Leipziger-Meſſen zu papiernen Blockhäuſern anſchwellen.

Mir war das große Werk vorbehalten, wenigſtens den Schleier zu lüften, den bisher kein Arzt auf der Welt auch nur zu berühren wagte. Ich ſehe ſchon im Geiſte alle Sorten glänzender Auszeichnungen, womit jetzt die dankbare Gegenwart ſo gerne die großen

Männer der Vergangenheit zu belohnen, und dadurch zugleich ihren berühmteſten Zeitgenoſſen Primawechſel auf 100 Jahre Sicht, zahlbar bei dem ſoliden Bankierhauſe Zukunft et comp., auszuſtellen pflegt. Oxford wird mir ein Doctordiplom ſenden, und Deutſchlands erſte Hochſchule mich als ordentlichen Profeſſor der unentdeckten Wiſſenſchaften berufen; Orden und Dotationen können wohl nicht ausbleiben. Napoleon, der ſtumme Seereiſende von St. Helena nach Paris, deſſen Schweigen auf dieſer Fahrt beredter iſt, als Alles, was er jemals geſprochen hat, ſetzte einſt einen Preis von einer Million Franken für den Erfinder der beſten Flachsſpinnmaſchine aus. Unſtreitig iſt meine Entdeckung für die leidende Menſchheit werthvoller, als jene Erfindung; denn auch ohne Maſchinen hat man von jeher geſponnen —Flachs und Intriguen. Schon aus Beſcheidenheit verzichte ich auf eine Million Franken, und begnüge mich gerne mit dem Abſatze einer Million Exemplare dieſer Abhandlung, zufrieden mit dem glorreichen Bewuſtſeyn das durch

dieſes neueſte Werk in der wiſſenſchaftlichen Welt mir erworbenen, europäiſchen und außereuropäiſchen Rufes, eines Werkes, welches ſelbſt das Feſt und den Ruhm des unſterblichen Gutenberg zu überleben würdig ſeyn dürfte.

1.

Das Militär-, oder „Zweierleituch-Fieber" des weiblichen Geschlechtes, nennt man den fieberhaften Zustand jener Frauenzimmer, deren Neigungen eine militärische Richtung, oder vielmehr: deren Herzen eine Richtung gegen Militärpersonen genommen haben. Im gemeinen Leben versteht man unter „Zweierleituch" nur die Militärkleidung, als ob nicht auch Civilpersonen zweierlei Tuch trügen. Dennoch läßt sich diese scheinbar unvollkommene Benennung sehr wohl rechtfertigen. Den Zweierleituchfieber-Patientinnen ist es einerlei, ob ein Civilkleid, das auf sie ohnehin keine Wirkung macht, aus Einerleituch, Zweierleituch, oder Mehrerleituch besteht. Ein Civilkleid kann Zweierleituch, ein Militärkleid muß Zweierleituch seyn. Zur Vermeidung einer Verwirrung der Begriffe, gibt man daher dem Zweierleituch des Militärs vorzugsweise den Namen Zweierleituch. „Wenn ein krankhafter Zustand sich mit beschleunigtem Pulse, Wechsel von Frost und Hitze, und Gefühl von allgemeinem Unwohlseyn verbindet, zugleich ein solcher Zustand et-

was durch bestimmte Stadien fortschreitendes oder periodisch Wiederkehrendes zeigt, so sagt man, es sey Fieber vorhanden."

Diese Bezeichnung paßt genau auf den Zustand jener Frauenzimmer, nur mit dem unbedeutenden Unterschiede, daß sie, selbst während ihres fieberhaften Zustandes, selten ein Gefühl von allgemeinem Unwohlseyn, vielmehr sehr oft ein Gefühl von allgemeinem Wohlseyn haben, und gerade dieses Gefühl scheint ihnen ihren Zustand nicht bloß erträglich, sondern auch höchst angenehm zu machen. Daß ihr fieberhafter Zustand die Folge eben ihrer erwähnten Neigungen sey, ist leicht zu begreifen; wie aber diese Neigungen entstehen, woher es komme, daß die Herzen der Frauenzimmer so leicht und so gerne die Richtung gegen Militärpersonen nehmen, — nicht im feindlichen Sinne, als ob sie Gegnerinnen derselben würden, — das ist die schwierige Frage, an deren Beantwortung schon oft die Weisheit von so manchem Civilfracke gescheitert ist. Leicht fertig mit der Antwort sind die Allerweltswisser. Sie sagen: „die Frauenzimmer sind eitel, putzsüchtig; sie lieben Flittersaat und Glanz; das kriegerische Wesen beschwingt ihre Phantasie; sie lieben den Muth, die Tapferkeit, u. s. w." In diesen Behauptungen wetteifert Uebertreibung mit Irrthum. Wenn die Frauenzimmer den Muth lieben, warum gerathen sie in Todesangst, wenn sie von einem Duelle hören,

und Einer von den duellirenden Herren Offizieren zufällig ihr Geliebter iſt? Und nun vollens, wenn die Armee in den Krieg zieht! Ein ſolches Spektakel muß man geſehen haben, um davon ſprechen zu können. Viele tauſend Aufrichtige riſſen ſich wehklagend die falſchen Locken vom Haupte, und hätten wohl auch, gleich den Juden im Alten Teſtamente, Aſche darauf geſtreuet, wäre ſie ihnen nicht zur Waſchlauge unentbehrlich geweſen.

Der berühmte engliſche Arzt Brown, — einſt ein gewaltiger Revolutionär in der mediciniſchen Welt, — leitete das Leben und deſſen Erſcheinungeu aus der Reizbarkeit des geſammten Organismus, die er Erregbarkeit nannte, und aus den erregenden Einwirkungen der Außenwelt her. Von dem Syſteme der Erregungstheorie ausgehend, kann demnach das Zweierleituch-Fieber des weiblichen Geſchlechtes nichts anders ſeyn, als die naturnothwendige Wirkung der Farben auf die Empfindungen der Frauenzimmer; es liegt ſohin nicht in ihrer freien Wahl, dieſes Fieber zu haben oder nicht; dieß iſt Bedingung der Dispoſition, oder innere Anlage, und es wäre ein ſchreiendes Unrecht, den Frauenzimmern das Zweierleituch-Fieber zum Vorwurfe zu machen, was ich vorläufig jeden Ehemann's- oder ledigen Fracke zur proviſoriſchen Beruhigung bemerken muß. Der einfacheſte Verſtand muß die phyſiſchen Wirkungen der Farben, ihre

Eindrücke auf die Augen der Beſchauer, anerkennen; die Farben haben aber auch moraliſche Wirkungen, und die Bemerkungen hierüber, welche Göthe in ſeiner 1810 erſchienenen Farbenlehre aufſtellt, ſind für den Pſychologen von ausgezeichnetem Intereſſe. Die Phyſiker theilen zwar nicht Göthes Anſichten über Farbenlehre; aber dennoch findet man in dieſem Werke das wahre Princip der Harmonie der Farben.

Farbe iſt eine Eigenſchaft des Lichtes; das Licht aber iſt ſo ſchnell, daß es den Weg von der Sonne bis zur Erde in 8 Minuten 7½ Secunden, alſo in jeder Secunde 40,000 geographiſche Meilen durchläuft, und die Geſchwindigkeit einer Kanonenkugel um mehr als anderthalb Millionen Mal übertrifft. Mit ſolcher Eile dürfen ſich demnach weder Dampfwagen mit Hochdruck, noch Sturmwinde oder Vögelſchwingen vergleichen; ja ſelbſt die Mäuſe bleiben weit zurück, obgleich ſie in 1 Secunde 500, alſo 30,000 Schritte in einer Minute zurücklegen; wäre ein Pferd ſo geſchwind wie eine Maus, ſo könnte man in einer Stunde 200 deutſche Meilen reiten; ein Pferd von ſolcher Geſchwindigkeit, möchte man wohl weder in Arabien, noch bei einem Sandführer finden. Dieſe vergleichende Berechnung macht die Geſchwindigkeit der Wirkungen von Militärfarben, die vom Lichte erzeugt ſind, auf weibliche Herzen begreiflich. Die Farben haben durch ihre verſchiedene Wirkung auf die Empfindung, nicht nur an ſich, ſondern auch vereint, durch Harmonie, oder

Contraſt, verſchiedene Eigenſchaften, deren Beurtheilung Sache der Empfindung, und nicht der Worte iſt, woher es kommt, daß die zweierleituchfieberkranken Frauenzimmer für den Ausdruck ihrer Empfindungen oft gar keine Worte finden.

Die meiſten Körper, vorzugsweiſe die weiblichen, haben die Eigenſchaft, von den farbigen Strahlen, welche darauf fallen, einige zu binden und zu verſchlucken, und nur eine oder ein Paar Arten zurückzuwerfen, oder durch ſich hindurchzulaſſen; daher rühren, nach Newton, die Farben der Körper. Blaue Seide, z. B. verſchluckt ſechsfarbige Lichter des weißen Strahles, und wirft nur das blaue Licht zurück, und Cochenilletinktur läßt vom weißen Lichte bloß den rothen Theil hindurch, und verſchluckt die andern Theile. Bei dem Zweierleituch-Fieber iſt dieſes Verſchlucken jedoch nur figürlich zu verſtehen, und bezeichnet den Zuſtand, in welchem ein Frauenzimmer einen Zweierleituchträger „zum Freſſen gern hat," wie man gewöhnlich zu ſagen pflegt; denn kein vernünftiger Menſch wird glauben, daß irgend ein Frauenzimmer, ſelbſt im heftigſten Paroxismus des Zweierleituch-Fiebers, im Stande ſey, einen Herrn Offizier oder Cadeten zu verſchlucken, wie ein Wallfiſch den Jonas; dazu müßte ſie auch ein Wallfiſchmäulchen haben, welches ſo groß iſt, daß die beiden Knochen der Unterkinnlade in Grönland als Thorwege aufgeſtellt werden.

Die Farben ſpielen eine große Rolle in der Schöpfung, mitunter eine täuſchende. Die Farben entſtehen durch Miſchung des Lichtes und der Finſterniß, oder vielmehr durch Miſchung trüber und heller Mittel. Wir ſind entzückt, wenn wir das herrliche Blau am wolkenloſen Himmel ſehen, und doch iſt dieſes prächtige Blau nichts Anderes, als die Finſterniß, durch ein helles Mittel geſehen; ſieht man das Blau wieder durch ein helles Mittel, ſo erſcheint es grün. Schon die Ritterdamen im Mittelalter litten am Zweierleituch-Fieber; denn man lies't in alten Turniergeſchichten, daß ein Ritter mehrere Farben in ſeinem Schilde trug, wenn er oft mehrere Damen zu beſchützen hatte; wenigſtens eine Farbe mußte jeder Ritter tragen, die Farbe der Dame ſeines Herzens. Wollte heut zu Tage ein Militär die Farben aller Frauenzimmer tragen, die er liebt, ſo hätte er einen Schild nöthig, ſo groß wie ein Reitſchubthor. Farben ſind ſogar Stellvertreter des Geldes. In Tſcherkeſſien z. B., gibt es kein gemünztes Geld; man gebraucht ſtatt desſelben Leinwand, deren Werth durch ihre Farbe beſtimmt wird: rothe Leinwand gilt für Gold; blaue für Silber; weiſſe für Kupfer. Selbſt die Thränen zeigen bisweilen eine beſondere Farbe, nicht die gewöhnliche, regentrübe; nach der ſcandinaviſchen Mythologie weinte Freya, die Göttin der Liebe, als Odur, ihr Gemahl, ſie verließ und in fremde Länder ging, goldrothe Thränen.

Wie viele Frauen gibt es, welche blutige Thränen, ſohin carmoiſinrothe, weinen, daß ihre Gemahle ſie nicht verlaſſen, und nicht bloß nicht in fremde Länder, ſondern ihnen gar nie vom Halſe gehen! In England haben ſogar die üblen Launen der Frauenzimmer eine eigene Farbe: man nennt ſie — die üblen Launen nämlich, nicht die Frauenzimmer — blaue Teufel, *blue devils.*

Auch die deutſche Sprache bedient ſich der Farbe, um manche intereſſante Gemüthszuſtände anzudeuten die ich durch Beiſpiele erläutern will, welche ſich auf das Zweierleituch-Fieber beziehen. Die Mama fragt ihr Töchterchen: „Chriſtinchen, ſag mir doch, iſt's wahr, daß alle Sonntage, wenn Du in die Kirche geheſt, ein Offizier an der Straſſenecke paßt, Dich bis zur Kirche begleitet, und wenn Du heraustrittſt, ſchon wieder auf ſeinem Poſten ſteht, und Dir ſogar den Regenſchirm öffnet, wenn es regnet, ja ſelbſt ſchon, wenn es auch nicht geregnet hat?" Das arme Chriſtinchen iſt von dieſen unerwarteten Fragen überraſcht; huſtet, beſinnt ſich, ſtottert, und — wechſelt die Farbe, was immer verdächtiger iſt, als wenn man einen Thaler wechſelt. Chriſtinchen hilft ſich mit einem bekannten Liede, das ſie aber nicht ſingt, ſondern nur ſpricht; es lautet: „Der Zufall hat's gethan." Wie ſehr auch Mama in Chriſtinchen dringt, Chriſtinchen will mit der Farbe nicht

herausrücken, sie will nichts wissen vom Farb' bekennen, und lieber die Farbe verleugnen, wie ein falscher Spieler, als das Geheimniß ihres Herzens verrathen; natürlich ärgert sich dann die Mama so heftig, daß sie alle Farben bekommt; ist die Mama überdieß stürmischer Natur, so gibt es ein häusliches Donnerwetter; denn die Stimme eines bellenden Weibes gleicht einer Trompete, die bekanntlich den Umfang von Tenor *G* bis Discant *C* hat.

Die zweierleituchfieberkranken Frauenzimmer wechseln auch ihre Militärfarben, und zwar häufiger, als die Besatzungen ihre Garnisonen. Dieß liegt aber schon in der Natur der Farben, deren Verwandlungen merkwürdig sind. Blauer Crocus verwandelt sich oft in gelben; das blaue Veilchen oft in ein weißes; das blaue Akelei in ein rothes; die rothe Tulpe in eine gelbe, und die gelbe in eine weiße. Ja, wenn ein solches Frauenzimmer selbst dreimal des Tages ihre Militärfarben wechselt, so ist dieß durch die Natur gerechtfertiget, durch die carmoisinrothe Orange von Schubra, ein Strauch, dessen gleich Rosen geformte Blüthen Morgens weiß, Mittags Rosa, und Abends blau erscheinen. Aehnliche Erscheinungen bemerkt man auch an den Früchten. Obgleich die Frauenzimmer das Bunte, und den Wechsel der Farben lieben so muß man an ihnen doch das Talent bewundern, dauerhafte Farben zu wählen: z. B. cuirassierscharlachroth, chevaurlegerscarmoisin, und artillerieschwarz;

zwar iſt „Schwarz“ Mangel an allem Lichte; allein „Mangel an allem Lichte“ leiſtet doch bisweilen als *Apropos*-Farbe nützliche Dienſte, und kann als ſolche durch das helle Mittel einer Lampe mit grünem Schirme, oder eines beſcheidenen Nachtlichtes, in ein liebliches helldunkel verwandelt werden, in dunkelbraun und violet, zwei Farben, die das ſanfteſte Licht haben. Grün iſt eine milde, dem Auge ſchmeichelnde Farbe; daher auch die weiblichen Zweierleituchfieber-Patientinnen eine ganz beſondere Vorliebe für dieſe Farbe, namentlich aber für hellgrüne Krägen und Aufſchläge mit gelben Knöpfen fühlen, vermuthlich weil dieſe mit perſönlicher Liebenswürdigkeit die Eigenſchaft der grünen Farbe, das Schmeicheln, in hohem Grade verbinden; doch ſcheint hellgrün keine dauhafte Farbe, indem Frauenzimmer durch Einwirkung der hellgrünen Farbe häufig blau anlaufen, was jedoch eben ſowohl eine Folge der Farbenbrechung ſeyn kann, worunter man jene Farbenmiſchung verſteht, durch welche ein Gegenſtand vor dem andern ausgezeichnet wird. Ohne aufmerkſam nachzuleſen, was Leonardo da Vinci, Lomazzo, Gerhard Laireſſe und Mengs über Farbenbrechung geſchrieben haben, iſt es nicht leicht, zu begreifen, warum weibliche Zweierleituchfieber-Patientinnen oft plötzlich mit Farben brechen, die ſie noch kurz zuvor, — figürlich zu ſprechen — förmlich verſchluckt haben.

Die Vorneigung der Frauenzimmer für die Farben, läßt ſich auch aus ihrer Verwandtſchaft mit den Blumen erklären; denn ſie behaupten im Thierreiche die nämliche Stelle, welche die Blumen im Pflanzenreiche einnehmen; allein obgleich man oft zu einem Frauenzimmer „meine Theuerſte“ ſagt, ſo ſind ſie doch nicht ſo theuer, wie eine Tulpenzwiebel in den Jahren 1636 und 1637 in Holland, zur Zeit des berüchtigten Tulpenſchwindels, wo für eine einzige Tulpenzwiebel, „Semper Auguſtus“ genannt, 13,000 Gulden bezahlt wurden. Mit dem prächtigen Farbenſchmucke der Blumen, theilen die Frauenzimmer leider auch die bedauernswerthe Hinfälligkeit derſelben, welche ſie oft gerade in ihrer größten Pracht überraſcht; nur tritt dieſe Hinfälligkeit bei den Frauenzimmern nicht ſo gar ſchnell ein, wie bei den Blumen, von denen manche nur einige Stunden blühen, manche nicht über einen Tag, andere wochenlange. Nur wenige behalten, abgebrochen, noch Jahre lang ihre Farbe, und dieß ſind die ſogenannten Unſterblichen; die Frauenzimmer dürfen ſich aber nicht zu den Unſterblichen zählen, weil ſie nur ſterblich verliebt ſind. Die meiſten — Blumen mein' ich, — verwelken nach dem Abpflücken früher oder ſpäter, ſchrumpfen ein, und werden unanſehnlich. *Sic transit gloria mundi!* Dieß heißt in deutſcher Sprache, etwas frei überſetzt: „Dieß iſt das Loos der Schönen auf der Erde!“ Bekanntlich iſt

eine Blumenuhr eine liebliche Ergötzung. Man verſteht unter Blumenuhr eine Ordnung von Blumen auf einem Beete, deren Kelche ſich zu beſtimmten Zeiten auf- oder zuſchließen, und auf dieſe Weiſe dem Kenner die Stunden anzeigen. Weit ergötzlicher für den Kenner iſt jedoch die lebendige Blumenuhr der weiblichen Zweierleituchfieber-Patientinnen, die mich immer an die Schwarzwälderuhren erinnert, an deren Oeffnungen oder dem Zifferblatte, ſo oft die ganze Stunde ſchlägt, ein Klausner, ein Kuckuck, oder irgend ein anderes Ding, ſichtbar wird. In jeder Garniſon gibt es auch ſolche lebendige Blumenuhren, daher die Kenner daſelbſt unbeſorgt ihre Taſchenuhren zu rechter Zeit und zu löblichen Zwecken verſetzen dürfen; kann der Glaube ſogar Berge verſetzen, und der Gärtner Bäume, warum ſollte der Menſch nicht eine Uhr verſetzen, zumal wenn ein einziger Blick an das Fenſter jener Frauenzimmer ihm den gehörigen Aufſchluß gibt, wie viel es geſchlagen habe? Denn längſtens 5 Minuten vor jeder Stunde, in welcher die Garniſon, ganz oder theilweiſe, eine Bewegung zwiſchen der Caſerne und der Oeffentlichkeit ausführt, erblickt man in der dazu gewählten Straſſe pünktlich gewiſſe Frauenzimmer entweder zwiſchen den Vorhängen durch die Fenſter blinzeln, oder am verſchloſſenen Fenſter ſtehen, oder am geöffneten liegen, oder an der Hausthüre ſich poſtiren, oder ſelbſt über die Straſſe wandeln, je nach

dem Grade ihrer Erregbarkeit, und des daraus entſpringenden Zweierleituchfiebers. Sollte auch dieſe weibliche Blumenuhr im Allgemeinen nicht alle Stunden des Tages weiſen, ſo wird es dem aufmerkſamen Beobachter nicht ſchwer fallen, die fehlenden Stunden durch die Betrachtung beſonderer Fenſter zu ergänzen, an welchen gewiſſe Militäre zu gewiſſen Stunden regelmäßig vorübergehen, und — je nach Uebereinkunft, Umſtänden oder Zeichen — die Honeurs machen, oder nicht machen, wenigſtens aber unter Hut, Casquet, Tſchakko oder Kappe hinaufſchielen. So wünſchenswerth transparente Zifferblätter an den Ortsuhren ſeyn mögen, um an den kurzen finſtern Winterabenden zu ſehen, wie man an der Zeit ſey, ſo läßt ſich doch dieſe Ausgabe in Garniſensorten füglich erſparen; denn bis zur Retraite ſieht man immer, von Stunde zu Stunde, einzelne Poſten, die aber für dieſe Dienſtleiſtung dem Militär-Aerar nicht zur Laſt fallen, vor einzelnen Häuſern ſtehen, bis ſie zur beſtimmten Stunde von den weiblichen Zweierleituchfieber-Patientinnen abgelöſet werden, welche alle Abende, zufälligerweiſe oder aus geheimer Sympathie, genau zur nämlichen Stunde, Bier, Brod, Milch, oder andere nothwendige Lebensbedürfniſſe, holen müſſen.

Die lebendigen weiblichen Blumenuhren, welche nur aufgezogen werden, indem man ſich über ſie luſtig macht, haben häufig auch ihre eigenen Weker, wie

andere nützliche Uhren; nur mit dem auffallenden Unterſchiede, daß nicht die Blumenuhr den Wecker in Bewegung ſetzt, wie dieß bei allen andern Uhren mit Weckern der Fall iſt, ſondern der Wecker die Uhr. Dieſe ſinnreiche Vorrichtung, die noch von keinem Uhrmachergenie nach Verdienſt gewürdiget wurde, iſt in ihrer großen Ausdehnung ein Meiſterſtück der neueſten Zeit, deren unerſchöpfliche Erfindungskraft täglich neue Wunder erzeugt. Doch nein, ich habe mich geirrt; es können wohl auch Stunden kommen, wo, nach dem gewöhnlichen Gange der Uhren, wirklich die Blumenuhr den Wecker in Bewegung ſetzt, nämlich: wenn die Blumenuhr auf der Straſſe wandelt, und weit hinter ihr der Wecker ſie plötzlich erblickt; in dieſem Falle erregt die Blumenuhr, — ſehen Sie, da haben wir wieder die Erregungstheorie! — in dem Wecker den ſehnlichen Wunſch, von der Blumenuhr geſehen zu werden, und ſich ihr nähern zu können. Nun entſteht billig die Frage: „wie heißt man dieſe Wecker?“ Ich habe die Ehre, Ihnen zu verſichern, daß ich den Namen dieſer Secte von Weckern nur mit dem tiefſten Schmerze nenne. Um den ganzen Umfang dieſes Schmerzen zu faſſen, muß man ſelbſt ein Arzt ſeyn, ein großer Arzt, wie ich; man muß ſich verdient gemacht haben um die leidende, frauenzimmerliche Menſchheit, wie ich. Ich geize weder nach Ruhm noch nach Arrac; allein als der Einzige, der

unter allen Heilkünſtlern der Welt auftreten und ſagen kann: „ich heile das für unheilbar gehaltene Zweierleituch-Fieber des weiblichen Geſchlechtes," hat wohl einen gerechten Anſpruch auf die lohnende Anerkennung der dankbaren Mit- und Nachwelt, und meine Unſterblichkeit wird ſo lange dauern, wie die Liebe und Treue der Frauenzimmer, nämlich — ewig! Der Wecker, den ich meine, deſſen gefürchteten Namen Sie zu wiſſen wünſchen, und von deſſen, ſelbſt die ſorgfältigſte ärztliche Behandlung der zweierleituchfieberkranken Frauenzimmer unendlich erſchwerenden, höchſt verderblichen Wirkungen, ich im zweiten Theile dieſer Abhandlungen herzzerreiſſende Beiſpiele aufſtellen werde, iſt — der Schleppſäbel. —

2.

Der Verlauf des Zweierleituch-Fiebers des weiblichen Geſchlechtes, iſt an 3 Zeiträumen gebunden, wie jedes andere Fieber. Den erſten heißt man den Zeitraum der Zunahme oder Rohheit (*Stadium incrementi seu crudilatis,*) welcher vom Eintritte des Fiebers beginnend, das Aufſteigen und heftigerwerden der Krankheit bezeichnet. Die Bezeich-

nung „Rohheit" hat hier einen doppelten Begriff, zunächst versteht man unter diesem Worte den ersten noch rohen Zustand des Uebels, den Anfang, und das mehr oder weniger schnelle Entwickeln desselben, gleichwie der edelste Marmor roh genannt wird, so lange ihn nicht der Meißel des Bildhauers kunstvoll bearbeitet; dann aber nennt man Rohheit auch mit Recht das Heilverfahren der ungebildeten Stände, die von einer systematischen Kur nichts verstehen, und, mit der Thüre in's Haus fallend, sogleich bekannte Hausmittel anwenden, z. B. Spanischrohrpflaster, Ziegenhainersalben, und Klatschumschläge auf die Wangen. Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß auch derlei drastische Hausmittel mitunter wesentliche Dienste leisten; wenigstens will man schon oft bemerkt haben, daß in solchen Fällen die sogenannte Fourierschützen, von welchen die Herren Offiziere bedient werden, ihre Ausklopfstöckchen wie Wünschelruthen zu handhaben verstehen, um die Zuneigung ihrer Patientinnen, je nach Umständen, entweder zu entflammen, oder abzukühlen, besonders wenn sie einen Aufguß von Münzen nöthig finden.

Die Symptome oder Zeichen der Krankheit, sind in allen drei Zeiträumen gleich, und in diesen nur durch den Grad der Heftigkeit verschieden. Die Patientin fühlt Frost, der immer gefahrdrohend wird, wenn er mit Krampfzufällen (*Trismus*, *Telanus*, Convulsionen

u. ſ. w.) ſich verbindet, oder aſthmatiſche und apoplektiſche Zufälle herbeiführt. Bei gewöhnlichen Fiebern wäre gegen den Froſt eine etwas wärmere Bedeckung, Reibung der Extremitäten ꝛc. indicirt! hier aber tritt ein ganz anderes Verhältniß ein: die Patientin kann bei 24 Grad Kälte ſtundenlang am offenen Fenſter liegen, und ihre Augen am Zweierleituch weiden, ohne zu frieren; ſobald es aber heißt: „das Fenſter zugemacht, an den Tiſch, und fortgeſtrickt oder genäht!“ dann erſt tritt der Froſt ein. Auch die Hitze ſtellt ſich gerne bei ſolchen Patientinnen ein, welche überhaupt gerne in Hitze gerathen, namentlich wenn ſie hinſichtlich der Neigungen ihres krankhaften Zuſtandes irgend einen Widerſtand finden. Ein Arzt, der ihnen öfteren Luftwechſel anordnen wollte, würde Oel in's Feuer gießen, ſohin die Hitze noch vermehren. Ich habe in ſolchen Fällen zeitweiſe Verwahrung in einem Keller von mäßigkühler Temperatur immer mit gutem Erfolge verſchrieben. Geſellt ſich bei einer Patientin zur Hitze auch der Durſt, ſo iſt es hinreichend, wenn die Aeltern, Vormünder oder Ehemänner, anſtatt der Patientin Eſſignaphta mit Zucker, oder ſonſt ein ſäuerliches Getränk zu geben, bloß einige recht ſauere Geſichter ſchneiden. Weit bedenklicher iſt der Ekel einer Patientin, der aber nicht immer nothwendig mit Appetitloſigkeit und üblem Geſchmacke verbunden ſeyn muß. Ich wenigſtens habe in der goldnen Zeit meiner erſten

Liebe immer so starken Hunger gefühlt, daß ich an der *table d' hôte* täglich 2 Couverts bezahlen mußt, und weit entfernt, an üblem Geschmacke zu leiden, war vielmehr mein Geschmack gar nicht übel. Doch der Ekel der Zweierleituchfieber-Patientinnen ist kein gewöhnlicher; sie fühlen nur Ekel vor — Civilkleidern. Ein Civilfrack oder Oberrock, ist ihnen ein Dorn im Auge. Sie können sich wohl denken, daß eine solche Mißachtung, ein so tiefer Abscheu, einen Frack, dessen Watt von *Point d'honneur* beseelt ist, bis zur Verzweiflung treiben kann, und einen Frack, den das stolze Bewußtseyn durchglüht, ein geborner Pariser oder Wiener *du dernier goût* zu seyn, in der Verzweiflung zu sehen, ist ein so schrecklicher, schauderhafter Anblick, — besonders wenn er auch durch schwarze Farbe imponirt, — daß man Trauer ausrufen möchte durch die ganze Natur!

Ich kann Ihnen hierüber einen merkwürdigen Fall erzählen. Eines Abends, von einer Landparthie zurückkehrend, fand ich auf meinem Tische die Einladungskarte zu einem Gesellschaftsballe. Schnell eilte ich in meine Garderobe, um meinen neuen schwarzen Ballfrack, ein wahres Meisterstück seines Geschlechtes, herbeizuholen; kaum aber hatte ich die Thüre geöffnet, als ich, wie vor einem Gespenste, entsetzt zurücktrat. Mein Frack lag stöhnend in einem alten Sorgenstuhle, wie von den Schmerzen im dritten Stadium der asiatischen

Cholera, die man in China Ha—van nennt, zusammengekrümmt, mit weit aufgerissenen Augen, oder Knopflöchern, was ich in dem Halbdunkel nicht recht unterscheiden konnte; die Arme hingen erstarrt über die Seitenlehnen, der Kragen sträubte sich aufwärts. Nur nach langem Rütteln und vernünftigem Zusprechen, so vernünftig als man nur immer mit einem Fracke sprechen kann, gelang es mir, ihm die Sprache wieder zu geben; er gestand mir, eine schöne Kaufmannstochter habe ihm ewige Liebe und Treue geschworen; allein schon 24 Stunden darnach habe ein Sohn der Hölle, ein hübscher Cadet, dieser Ewigkeit ein Ende gemacht. Nun tröstete ich ihn mit der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, und rieth ihm, sich auf dem Balle zu zerstreuen. Während ich ihn so liebevoll tröstete, zog ich ihn ganz an mich, und erschien mit ihm auf dem Balle. Der gute Frack konnte sich aber nicht verstellen. Alle Augenblicke hieß es: „Was fehlt denn Ihrem Fracke? Mein Gott, wie sieht Ihr Frack aus! Er hängt ja nur so an Ihnen!“ Das verdroß mich. Ich sprach kein Wort; der Frack auch nicht. Nach dem ersten Walzer eilte ich in das Rauchzimmer, wo ich wegen der unerträglichen Hitze den Frack auszog, aber nicht mehr fand, als ich nach Hause gehen wollte. Natürlich mußte ich ein Unglück ahnen; und so war es auch; denn als ich am andern Morgen über den Trödelmarkt ging, sah ich den armen Frack an einer Bude hangen. Die-

ſen Tod hatte aus Verzweiflung der theure Frack genommen, der mir noch viel theurer geweſen wäre, wenn ich ihn ſchon — bezahlt gehabt hätte. —

Zu den Symptomen gehört ferner die Mattigkeit, über welche die Patientin vorzüglich klagt, wenn ſie gerade zu jener Zeit, wo ſie ausgehen möchte, zu Hauſe eine Arbeit verrichten ſoll. Ferner die Schlafloſigkeit, eine Folge großer Reizbarkeit der Nerven des Gehirnes, welches fortwährend angeſtrengt wird, neue Ausflüchte und Anſchläge zu erſinnen. Das Abſchreiben alter Kochbücher, und das Leſen mancher Zeitungen ſind ein bewährtes Mittel gegen Schlafloſigkeit. Auch Kopfſchmerz ſtellt ſich oft ein. Häufig iſt er nur ein Vorwand der Patientin, wenn ſie keine Unterredung wünſcht, um ſich ungeſtört ihren ſüßen Farbenträumen von Scharlachroth, Krapproth, Karmoiſin, Roſenroth, Stahl-, und Hellgrün, Hell- und Orangengelb, Schwarz und Dunkelblau, überlaſſen zu können. Iſt's aber Ernſt mit dem Kopfſchmerze, dann ſteckt ein fremder Körper im Kopfe: ein Porte — epee von Seide oder Wolle, ein Paar Epaulettes, u. ſ. w., *„matters of course,"* wie die Engländer ſagen, nämlich „Dinge, die ſich von ſelbſt verſtehen", und welche ſich nach und nach wieder zertheilen; ſteckt ihr aber ein ganzer Offizier oder Cadet im Kopfe, dann hilft kein anderes Mittel, als der Militärſchnitt.

Der zweite Zeitraum des Verlaufes des Zwicr-

leituchfiebers des weiblichen Geſchlechtes, heißt der Zeitraum der Höhe oder Kochung, (*Stadium acmes seu coctionis*), in welchem die Symptome des Fiebers den ſtärkſten Grad ihrer Heftigkeit erreicht haben, die Gefahr daher am größten und nächſten iſt. Zeitraum der Höhe heißt er, weil er ſich nach dem Stockwerke richtet, welchen die Patientin bewohnt; und Zeitraum der Kochung, weil das Kochen ein vorzugsweiſes Geſchäft des weiblichen Geſchlechtes iſt, wie man denn auch häufig ſagen hört: „Die kocht's ihrem Manne! Die kocht's ihrem Geliebten!" Die Bezeichnung „Kochung" kann jedoch, nach meiner Anſicht, insbeſondere auf die Köchinnen gemünzt ſeyn, deren Beruf ſie am Meiſten, durch den täglichen Marktbeſuch, in die Nähe des Zweierleituches bringt, von dem ſie abwechſelnd angezogen und ausgezogen werden. Deswegen beſteht auch die Mehrzahl ſolcher Patientinnen der untern Stände aus Köchinnen. Wird eine Köchin vom Zweierleituchfieber befallen, ſo merkt es die Frau ſchneller am Marktkorbe, als am Pulſe; iſt die Frau aber ſelbſt eine ſolche Patientin, dann muß ſie freilich ſchweigen, ſelbſt wenn die Köchin, aus Neigung für die grüne Farbe, bisweilen zu einer einzigen Mittagsſuppe für 1 fl. 48 kr. Grünes aufrechnet, wie Herr von Springerl im „Fleiſchhauer von Ordenburg."

Der dritte Zeitraum iſt der Zeitraum der Ab-

nahme, oder der Krisen, (*Stadium decrementi seu criseos*) in welchem die Spannung und Heftigkeit der Krankheit etwas nachlassen, und die Krisen erscheinen. Die Abnahme tritt freilich ein, wenn das Zweierleituchfieber einmal einen gewissen Punkt erreicht hat; denn Alles auf der Welt dauert nur eine Weile. Allein die Krisen führen nie zu einer radicalen Heilung, sondern in eine gefährliche Nachkrankheit, die man das Wechselfieber nennt, (*Febris intermittens*), und so wie es eintritt, fangen die bezeichneten Zeiträume ihren alten Tanz wieder von vorne an, aber selten mehr mit gleicher Heftigkeit; übrigens unterscheidet sich diese Art Wechselfieber von dem gewöhnlichen wesentlich dadurch, daß es zwar aussetzend, aber nicht kalt ist. Auch ein Student kann ein Wechselfieber bekommen, wenn ein Posttag nach dem andern vorübergeht, ohne daß der sehnlich erwartete, väterliche Wechsel eintrifft, und so auch jeder andere Mensch, dem ein Wechsel, nach Sicht zahlbar, präsentirt wird, wenn er gerade kein Geld hat, ihn zu honoriren. Obgleich nun die Zweierleituchfieber-Patientinnen sich nicht so gut auf das Wechselpräsentiren verstehen, als auf das Ohnwehrpräsentiren, so unterliegen sie doch häufig dem Wechselfieber, das heißt: sie wechseln entweder Personen von derselben Farbe, oder sie wechseln die Personen sammt der Farbe; im ersten Falle wechseln sie sohin die Person mit oder

ohne Veränderung der Charge, im zweiten Falle wechseln sie z. B. einen Jäger mit dem Militär eines andern Infanterie-Regiements, oder mit einem Cuirassier oder Chevaurlegers, je nachdem die Patientin etwa mehr Geschmack an der Reiterei, als am Fußvolke finden sollte. Ein gewöhnlicher Arzt wäre in keiner Verlegenheit; er würde gegen das Wechselfieber Chinin verschreiben; weit gefehlt! Lamy, ein alter Doktor der Medicin, schreibt im vierten Briefe vor seiner Anatomie, die im J. 1675 zu Rouen gedruckt wurde, ein Student der Medicin habe ihm versichert, daß der Arzt Blondel in Paris einst im Collegio gesagt habe, wer Chinin anwende, begehe eine Todsünde, und mache einen heimlichen Pact mit dem Teufel; es sey deswegen eine Zauberkur, weil sie allen Temperamenten helfe, und nach Verlauf einer gewissen Zeit die Krankheit wieder komme, was von Allen, welche gegen die Zauberer geschrieben, für ein unfehlbares Zeichen einer teuflischen Kur gehalten worden ist. Gott bewahre uns, Chinin zu verordnen! Diese Art Wechselfieber ist eine selbstständige; sie entspringt aus der chemischen Wahlverwandtschaft. Der Essig, z. B. ist sehr geschickt, sich mit der Kreide zu vereinigen und sie aufzulösen; daher sagt man: Der Essig sey mit der Kreide verwandt. Unter Begünstigung der Umstände gibt ein Stoff sogar die Verbindung mit einem andern auf, um sich mit einem ihm näher verwandten

zu verbinden; so z. B. verläßt der Essig die Kreide wieder, wenn man reines Laugensalz zu der Auflösung setzt. Denkt man sich nun statt des Essigs Zweierleituch, statt der Kreide ein Frauenzimmer, und statt des reinen Laugensalzes ein anderes Zweierleituch von einer noch interessanteren Farbe, zu welcher das Mädchen eine größere geheime Verwandtschaft in sich spürt, als zum frühern Zweierleituch, so ist die Naturnothwendigkeit des Wechselfiebers solcher Patientinnen chemisch bewiesen, woraus überdieß klar hervorgeht, daß die Flatterhaftigkeit oder Untreue der Frauenzimmer, bei denen man hiewegen so viel Aufhebens macht, weiter nichts ist, als ein chemischer Prozeß. Bisweilen leiden auch Frauen an zeitweisen Anfällen des Zweierleituchfiebers; bei den Frauen aber liegt die Ursache in einer Krankheit der Augen, die man Verengerung der Krystalllinse nennt; in Folge einer optischen Täuschung halten sie nämlich das Zweierleituch für ihren Gemahl; zur Heilung ist es oft schon genug, ihnen die Augen gehörig zu öffnen; in verzweifelten Fällen wendet man auch zertheilende Ueberschläge an. Leichte Anfälle lassen sich oft durch freundliches Zureden, durch zärtlicheres Benehmen, durch kleine Geschenke, z. B. ein neuer Hut, ein neuer Wienerschawl, ein neues Kleid, u. s. w. ganz einfach heben. Es gibt auch sympathetische Mittel, um zwischen Mann und Frau das gute Einverständniß im-

mer zu bewahren. Albertus Magnus behauptet, daß alle Zwistigkeiten zwischen Mann und Frau vermieden werden, wenn der Mann das Herz einer Wachtelhenne, und das Weib das Herz eines Wachtelhahnes bei sich trägt, und zu gleichem Zwecke soll, nach der Meinung eines andern, mit den Geheimnissen der Natur vertrauten, grundgelehrten Mannes, die Frau dafür sorgen, daß der Mann immer ein Stück Hirschhorn bei sich trage. Wie nun zärtliche Frauen, denen ihre Männer am Herzen liegen, überhaupt des Guten lieber zu viel als zu wenig thun, so übertreiben sie es auch mit diesem sympathetischen Mittel; es ist ihnen nicht genug, daß ihre Männer ein Stück Hirschhorn bei sich tragen, sondern sie ruhen nicht eher, als bis sie dieselben mit ganzen Geweihen versorgt haben.

Für den Psychologen sind die Symptome im Verlaufe des Zweierleituchfiebers, von außerordentlichem Interesse. Die Patientin wird zuerst unruhig; sie greift nach einem Kalender, der hinten ein Verzeichniß der sämmtlichen Truppen-Abtheilungen der Landesarmee mit ihren Garnisonen, Nummern und Farben, sowie der Farben ihrer Klappen, Krägen, Aufschläge und Knöpfe enthält; dieses Verzeichniß lernt sie schnell auswendig. Sie geht gerne aus, und wählt zweckmäßige Strassen; gehen aber ihre Ausflüchte noch schneller aus, und muß sie sohin zu Hause bleiben, so zeigt sie die größte Aufmerksamkeit für ihre Blumen vor den Fen-

ſtern, um auf die Straſſe ſehen zu können. An langen Winterabenden ſpielt ſie mit bleiernen Soldaten; auch ſchlägt ſie fleißig die Karte. Die Militärmeſſe an Feiertagen, und Platzmuſik an Feſtabenden wird nie verſäumt. Das Zweierleituch bemerkt dieſe Theilnahme, und die chemiſche Verwandtſchaft thut das Uebrige. Nöthigenfalls gibt ſie die auffallende Begleitung für einen Vetter aus, das heißt: für einen chemiſchen Vetter, und die chemiſche Verwandſchaft iſt auch eine Verwandſchaft; iſt ſie aber nicht chemiſch ſo iſt ſie doch komiſch. Nun wird bundfärbiges, feines, geändertes Liebesbriefpapier und Goldlack gekauft; die Correſpondenz beginnt. Bald legt ſie eine parfümirte Locke in ein ſolches Brieſchen, und die Liebe beginnt mit den heiligſten Betheuerungen ewiger Dauer. Kann die Patientin auch Guitarre ſpielen, dann ſingt ſie den ganzen Tag hindurch ſchmachtende Lieder, z. B. „Ich möcht' mir ziehen einen jungen Staar," aus dem zärtlichen Liede: „Dein iſt mein Herz!" Beſtellungen folgen; Hintertreppen müßen Zuſammenkünfte begünſtigen. Stammblätter werden gewechſelt, z. B.

„ſo hertzlich lipyt tich keihne mer,
wi ich, hertzlippſter Schwaliſcher!

Gehört die Patientin zu jenen Frauenzimmern, welche gerne waſchen, und deren gibt es ſehr viele, wodurch ſie ſich aber leicht eine Zungenentzündung,

(*Inflammatio linquæ, Glossitis*) zuziehen können, so sorgt sie auch für dieses Bedürfniß; künstlich gefertigte Tabakbeutel, Taschentücher, Cravatten, u. dgl., und bisweilen, nach den Verhältnissen der Patientin, auch Gold- und Silbermünzen, wobei es der Liebende nicht übel nimmt, wenn sie auch keine Schaumünzen, sondern vom neuesten Gepräge sind, goldene Ringe ꝛc. werden von der Patientin expedirt. Wo möglich muß auch von Zeit zu Zeit getanzt werden. Sie lernt von ihm nach und nach den ganzen militärischen Dienst, und weiß bald vom Verlesen, von der Zimmerjour, von der Specialrevüe, von der Propretätsparade und Monturvisitation, mit der Gewandheit eines Veteranen zu sprechen, und hat sie es einmal so weit gebracht, dann trägt sie auch denn wohlverdienten Namen eines Casernzeisigs. Befällt aber den Herzallerliebsten das Wechselfieber früher, als die Patientin, dann beginnt eine Krisis. Bartholomäus Giorgewitz, der lange als ein Sclave in der Türkei gewesen, sagt in seinem Buche *de moribus Turcarum* (von den Sitten der Türken), wenn ein Sclave entlaufe, so schreibe sein Herr den Namen desselben auf Pergament oder Papier, hefte es an seine Kammer, und beschwöre ihn dann mit der Bedrohung, er solle sein Leben verlieren, wenn er nicht wieder komme. Dann meint der Sclave nicht anders, als ob ihm Löwen und Drachen entgegen kämen, oder als ob das Meer ihn

verſchlingen wolle, ſo daß er wieder umkehren müſſe. Die Patientin beſchwört ihren entlaufenen Sclaven auch, ſchreit aber ſeinen Namen nicht an eine Kammer, ſondern als Adreſſe auf bogenlange Briefe, und droht mit Dolch, Gift und Ertränken, doch ſelten mit gutem Erfolge. — Nach *Diod. Sicul.* iſt in Anthiopien ein Brunnen, deſſen Waſſer die Eigenſchaft hat, daß man Alles ſagen muß, was man nur weiß, wenn man daraus getrunken hat. Dieſes Waſſer, wenn man es flaſchenweiſe kaufen könnte, wie andere Mineralwäſſer, würde die Kur des Zweierleituchfiebers bedeutend unterſtützen, weil man damit aus den Herzen der Patientinnen die geheimſten Gedanken herausſchwemmen könnte, die ſonſt keinem ſterblichen Weſen anvertraut werden. Schade, daß die berühmten Reiſenden, Fürſt Pückler-Muskau, ſein Freund Rüppel, und Rußegger, nicht eine tüchtige Ladung mit dieſem Waſſer gefüllter Flaſchen nach Europa gebracht haben! — Meine glücklichſten Kuren ſind oft augenblicklich vereitelt worden durch den plötzlichen Schall eines — Schleppſäbels. Eine völlig geheilte Patientin umarmte einſt aus Dankbarkeit meinen Frack; da klirrte ein Schleppſäbel, und ſchnell ſtieß ſie den Frack von ſich, und flog ans Fenſter. Natürlich wurde ſie auf der Stelle recidiv. Eine andere Patientin ſchrieb eben einen rührenden Reue- und Verſöhnungsbrief an ihren verlaſſenen Frack; da klirrte ein Schleppſäbel;

der Brief wurde zerrissen, und der Fahneneid erneuert. Von Obersanitätspolizei wegen sollte angeordnet werden, die Endeisen der Schleppsäbel mit wattirtem Filze zu überziehen, aus menschenfreundlicher Barmherzigkeit mit der leidenden weiblichen Menschheit, gleichwie man die Trompeten und Trommeln des Militärs verstummen läßt, wenn der Zug an den Wohnungen schwer erkrankter Personen vorübergeht. — Drei auffallende Beobachtungen hab' ich bei den Zweierleituchfieber-Patientinnen gemacht: 1) daß vom Herrn Lieutenant aufwärts die Erregung des Zweierleituchfiebers immer schwächer wird; 2) daß die sonst so reizende Farbe, Hellblau, an den Krägen und Aufschlägen der Invaliden gar nicht reizend wirket, und 3) daß das Zweierleituch der Landwehr unbedenklich zu den nicht ansteckenden Farben gezählt werden darf. Ein Radicalmittel zur Heilung des Zweierleituchfiebers ist — das Heirathen. „Das glaub' ich gerne," wird sich Jedermann denken; „aber die Caution! die Caution!" Ueberflüssige Sorge! In Columbia, in Amerika gibt es Provinzen, wie Choco, wo der Boden, so zu sagen, ganz aus Gold besteht. Man braucht also nur dorthin zu fahren, um noch mehr Gold, als zu einer Caution nothwendig ist, abzuholen. Die Reisekosten sind nicht bedeutend, wenn das Project einer Eisenbahn über den atlantischen Ocean, wodurch Amerika mit Europa verbunden wird, zur Ausführung kommt, und nach den

neueſten Nachrichten ſollen die Vermeſſungen und Vorarbeiten ſchon ſo weit gediehen ſeyn, daß dieſe Eiſenbahn über den atlantiſchen Ocean zu gleicher Zeit mit einer vielbeſprochenen Eiſenbahn eröffnet werden kann, welche beſtimmt iſt, zwei bekannte Städte einander näher zurücken. —

Plinius erzählt im ſiebenten Buche, daß Alcikiades einen Todten mit Wein erweckt habe. So ſtark dieß auch klingen maz, ſo iſt es doch wahrſcheinlicher, als einen, allen Mitteln widerſtrebenden, ſelbſt durch Heirath nicht heilbaren Wechſelbalg des Zweierleituchfiebers kuriren zu können. Wenn es wahr iſt, was Ariſtoteles ſagt: „daß die Teufel aus vier Elementen beſtehen," ſo haben ſolche Patientinnen ganz gewiß die vier Elemente im Leibe, und müſſen, als die Leproſen des Zweierleituchfiebers, für durchaus unheilbar erklärt werden. Nur in höchſt ſeltenen Fällen nimmt das Zweierleituchfieber einen tödtlichen Ausgang, entweder durch tiefe Melancholie, und dadurch veranlaßten Selbſtmord, ſtatt deſſen aber heut zu Tage gewöhnlich ein chroniſches Wechſelfieber ſich einſtellt; oder, was am Häufigſten geſchieht, durch Herzerweiterung in Folge eines zurückgetretenen Schleppſäbels oder Haubajonnettes, welche, wie die Leichenöffnungen zeigen, die beiden Herzkammern der am Zweierleituchfieber verſtorbenen Frauen-

zimmer, auf eine gräuliche Weiſe auseinanderſpreitzen. —

Zum Schluße wünſche ich dem Zweierleituch, und auch jedem Fracke, alles Heil und Glück, meinen liebenswürdigen Zweierleituchfieber-Patientinnen aber, daß ſie ſich in ihren ſchweren Leiden mit jenem Spruche tröſten mögen, womit der geiſtreiche Dichter Wieland ſein ſchönes Heldengedicht: „Der neue Amadis," geſchloſſen hat; dieſer Spruch heißt:

„Und jeder Topf hat ſeinen Deckel gefunden"!

Ein Corporal mit ausgestreckten Händen; an jedem der zehn Finger hangt ein Frauenzimmer, jedes in anderer Tracht: ein frisirtes, schelmisches Köpfchen ohne Deckel; ein verwegenes Riegelhäubchen; ein zahmer Seidenhut nach der neuesten Mode; ein kokettirendes Blondenhäubchen; ein fideles Miesbacher-Käsestecherhütchen; ein blitzendes Linzer-Goldhäubchen; eine ehrsame Pelzhaube; ein flottes Florentinerstrohhütchen; ein redseliges Mannheimerhäubchen, und ein harmloses Kopftüchel.

Der

Dukatenbauer.

Eine

altbayeriſche Dorfgeſchichte

von

Fr. B. Bruckbräu.

München, 1849.

Verlag von C. A. Fleiſchmann.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1.

Zum luſtigen Sprunge über das lodernde Johannisfeuer in der Sonnenwendnacht des Jahres 1763 ruderten ſchon gleich nach dem Mittagseſſen junge Fiſcher mit Schweſtern, Baſen und Schätzchen, zu denen ſich von jenſeits der Uferhügel des See's befreundete Bauernburſche mit ihren Liebchen geſellten, von allen Seiten lautjauchzend der ſtillen Inſel Wörth zu, die in dem ſo anmuthigen Starnbergerſee zwiſchen den Luſtſchlöſſern Poſſenhofen und Garatshauſen liegt, etwa fünfhundert Schritte vom weſtlichen Ufer entfernt.

An dem unteren Ende dieſes kleinen Eilandes, das mit jenem Ufer einſt durch zwei, im dreißigjährigen Kriege zerſtörte Stege verbunden war, in einem verfallenen Kirchlein, das man noch heut zu Tage dort ſehen kann, ſtand die Fiſcherswittwe Margareth, und ordnete Speiſe und Trank für die erwarteten Inſelgäſte.

Das Innere dieſes ehemaligen Kirchleins, auf deſſen Stätte zur Zeit des Heidenthums ein Götzentempel ſich ſoll erhoben haben, labet in ſommerlicher Hitze durch kühlen Schatten, der heute benützt wurde, zwei Fäſſer Bier, einen großen Käſelaib von dem Umfange eines vordern Wagenrades, und drei Körbe voll Brod, von den jungen Leuten im Kloſter Bernried auf gemeinſchaftliche Rechnung angekauft, vor den Strahlen der Sonne zu bewahren.

Margareth hatte ſoeben den Käſelaib wieder in ein mit friſchem Salzwaſſer durchweichtes Tiſchtuch geſchlagen, und die vier Zipfel deſſelben kreuzweiſe zuſammengeknüpft, als ſie eine Stimme hinter ſich rufen hörte:

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“

„In Ewigkeit!“ antwortete Margareth, und drehte ſich um.

„Ah! Ihr ſeid's, Müllerin!“

„Ja. Ich bin auch herübergefahren, und hoffe, es werde recht luſtig zugehen.“

„Gewiß, Müllerin; wo junge Leute zuſammenkommen, geht's immer luſtig zu.“

Die Müllerin hielt die „jungen Leute“ für einen „Stich,“ und erwiederte:

„Nun, nun, man braucht gerade nicht. jung auszuſehen, um jung zu ſeyn.“

„Freilich, Müllerin, freilich; Ihr geht ſo gerade und friſch, daß man euch euer Alter gar nicht ankennt, und von weitem für ein zwanzigjähriges Ding halten möchte; auch ſeid ihr ſo ſchön aufgeputzt, wie eine Hochzeiterin.“

Wieder zwei Stiche: das „Alter“ und „von weitem!“

Das war der reichen Müllerin von Feldafing zu viel auf einmal.

„Ich weiß gar nicht, wie ihr mir heute vorkommt, Margareth,“ ſagte ſie, als beide Wittwen ſich eben der ärmlichen Hütte näherten; „Alter! ... ihr thut ja, als wär' ich ſchon ſiebenzig Jahre alt; ich bin ein Weib in meinen beſten Jahren, und friſch und geſund; mein Mann ſtarb erſt vor 17 Jahren, — Gott habe ihn ſelig! — und als er mich heirathete, war ich erſt 36 Jahre alt. Ihr dürft mir's glauben, daß gar viele und recht hübſche junge Burſche mich nicht bloß von weitem für jung halten, ſondern es mir in der Nähe ſagen, daß ich noch eine hübſche Wittwe ſei, der ſie recht gut ſeyn könnten. Erſt noch vor 14 Tagen hat ſich der Bräumeiſter von Bernried mir antragen laſſen, der Lipp ... ihr kennt ihn ja, ein recht ordentlicher Menſch, gar nicht übel, und noch nicht dreißig Jahre alt; aber er iſt halt doch nicht der Rechte, wie ich mir einen Mann wünſche ... Wenn ihr findet, daß ich geputzt bin, wie eine Hochzeiterin, ſo geſchah dieß gewiß nicht, um einen Hochzeiter zu fiſchen; denn

an jeden von meinen zehn Fingern hängen ſich drei Hochzeiter, wenn ich will, ohne daß ich zuvor mich aufzuputzen brauche. So, jetzt hab' ich euch meine Meinung geſagt."

„Ich glaube gar, ihr braucht euch *), Müllerin?"

„Ja, ja, mit Recht."

„Das thut mir leid, denn ich habe gar nicht daran gedacht, euch etwas Unliebes ſagen zu wollen, ihr kennt mich ja. Wär's mir immer ſo gut gegangen, wie euch, ſo könnt' ich auch ſo gut ausſehen, wie ihr; ach Gott! bei euch iſt's keine Kunſt, jung zu ſeyn: ihr habet nie Kinder, und nie Sorgen gehabt; aber ich arme Wittwe . . . der Himmel mag wiſſen, wo ſich jetzt mein einziger Sohn in der Welt herumtreibt, mein armer Martin!"

Margareth öffnete mit der rechten Hand die Thüre ihrer Hütte, während ſie ſich mit der linken Hand die Thränen aus den Augen wiſchte.

Die Müllerin trat vor ihr in die Kammer, kehrte ſich in dem Augenblicke um, da Margareth die Thüre mit dem Rücken zumachte, und ſagte:

„Um euern Martin braucht ihr euch nicht mehr zu kümmern; er iſt in München."

„In München?"

„Ja, in München."

„Wiſſet ihr es gewiß, Müllerin?"

„Der Fiſchführer von Poſſenhofen hat ihn geſtern Nachmittags im Auguſtinerkloſter neben dem Pater Kellermeiſter bei einem Kruge Bier ſitzen ſehen."

„Heilige Mutter Gottes, ſchau, du haſt mich halt doch nicht ſitzen laſſen!" rief Margareth, und ſtreckte, wie zum Gebete gefaltet, ihre gebräunten Hände nach der Himmelskönigin aus, die in der Ecke der Kammer, zwiſchen zwei wächſernen Engeln mit Rauſchgoldflügeln, unter einem Crucifixe ſtand.

---

*) Aerger ausdrücken.

Und dann weinte die Wittwe vor Freude, als wollte ihr das Herz brechen.

„Acht Jahre lang hab' ich ihn nicht mehr g'ſehen, meinen Martin," ſchluchzte ſie; „er mußte in den ſiebenjährigen Krieg mitgehen, und hat mir alle Vierteljahre ſchier ſeine ganze Löhnung g'ſchickt; ich glaub', er hat nur von Waſſer und Brod g'lebt, anders hätt's gar nicht ſeyn können . . . Auf Michäli werden's zwei Jahr, daß ich gar nichts mehr von ihm g'hört hab'. Aber daß er nicht kommt, daß er noch nicht da iſt?..." Und ſie ſchüttelte ungläubig den Kopf.

„Nur Geduld, Margareth, nur Geduld," tröſtete ſie die Müllerin, „er wird halt auch nicht gleich fort können, wie er möcht'. Vielleicht iſt er . . ."

Ein lautes Jauchzen junger Leute, die ſo eben landeten, unterbrach die Vermuthungen der Müllerin.

„Da ſind ſie ſchon!" fuhr ſie fort. „Macht jetzt, macht, Margareth; zieht geſchwind euer Sonntagsg'wand an, die ſilberne Halskette, die Florſchnalle von Filigran . . ."

„Nichts mehr da . . ." erwiederte Margareth, biß die Lippen übereinander, und drehte ſich um, die Thränen zu verbergen, welche über ihre gefurchten Wangen herabfloſſen.

„Nichts mehr da!" wiederholte die Müllerin, „nichts mehr da! . . . Hm! hm! ei, ei! Ja, wo iſt's denn?"

„Verſetzt . . . bei dem Juden Daniel in der Gruftgaſſe in München . . . er hat meinem Alten — Gott tröſte ihn! — auch oft geholfen. Die lange Krankheit meines Mannes hat alles verſchlungen . . . Ein Ehrenmann, der Daniel! Wären nur alle Chriſten ſo, wie er! . . . Jetzt brauch' ich ihn nicht mehr . . . das Verſetzte kann ich nicht mehr auslöſen, und zu verſetzen hab' ich nichts mehr . . ."

Und mit dieſen Worten deutete ſie auf die werthloſen Gegenſtände in der Kammer: eine hölzerne Bank, die an den Wänden herumlief; ein alter Tiſch und drei Stühle von weichem Holze; eine nußbraune Bettlade, zwei Kiſſen und ein

Unterbett, mit Moos ausgestopft, anstatt mit Bettfedern; eine alte geflickte, wollene Decke; links in der Ecke eine kreischend pickende Schwarzwälderuhr mit rauchverwittertem Zifferblatte, und ein kleiner Wandschrank.

Die Müllerin wollte eben über eine so mißliche Hauswirthschaft ihre Verwunderung zu erkennen geben, als an den vier Guckerln der Kammer zu gleicher Zeit geklopft wurde, und muntere Mädchenköpfe, einer den andern verdrängend, hineinlugten, während die jungen Bursche aus vollem Halse riefen:

„Margareth 'raus! Margareth 'raus!"

2.

Die fröhlichen Inselgäste schickten sich an, ein Lager zu schlagen, unter und zwischen den Obstbäumen der kleinen Insel, die ein Viereck von beinahe gleichen Seiten bildet, deren eine gegen 200 Schritte, und sohin der ganze Umfang etwa 8 bis 900 enthält. Ein natürlicher Zaun von dichtem Gesträuche umgürtete diesen kleinen Erdstrich, groß genug für ein Paar genügsame Herzen; da war ein Acker, eine Wiese, ein Küchengarten zu sehen, eine Kuh im Stalle; aber der Pächter, zu dessen Nahrung die Früchte des Bodens nicht hinreichten, mußte das Fehlende durch den mühsamen Fischfang ergänzen.

Alles regte und rührte sich, singend und lachend; die Fischermädchen stiegen aus den Einbäumen mit Körbchen am Arme, die mit geräucherten Aalen, Bürstlingen, Haseln, Laugen und andern Fischen der geringsten Gattung angefüllt waren; die Bauernmädchen brachten frische Butter, sorgfältig in Weinlaub versteckt, und frischgebackene Nudeln; die Ruder wurden in das Gras getragen, um ihr breites, flaches Ende als Teller zu benützen.

Ein eigener Einbaum, an einen andern gehängt, trug das klein gehackte Holz zum Sonnenwendfeuer, das auf dem freien

Platze zwiſchen der Hütte und der Anfahrt von Ammerland her, bei einbrechender Nacht weithin leuchtend auflodern ſollte. Dieſer Platz hieß der Tanzboden, weil hier die jungen Leute ſeit unfürdenklichen Zeiten tanzten, ſo oft ſie zu einer geſelligen Unterhaltung auf die Inſel kamen. Die ganze Tanzmuſik beſtand gewöhnlich nur aus einer einzigen Waldpfeife, und fehlte auch dieſe, ſo meldete ſich doch immer irgend ein Burſche, der mit einem Baumlaube die luſtigſten Ländler blaſen konnte.

Dießmal war den Tanzluſtigen ein abſonderliches Glück beſchieden: ſie hatten im Wirthshauſe zu St. Heinrich den Waſtl von Rammendorf aufgegabelt, einen weit und breit, von Alt und Jung, von Groß und Klein wohlgekannten Scherzlgeiger, einem alten Erzvagabunden, aber eine durch und durch ehrliche Haut, einen Menſchen, der lieber verhungert wäre, als daß er auch nur eine Feldrübe geſtohlen hätte. Deßhalb genoß er aber auch ein ſo unbedingtes Vertrauen, daß ihn alle Hausväter und Hausmütter unbeſorgt allein in ihren Häuſern und Hütten bei unverſchloſſenen Schränken ließen, in denen Geld und Gut lag.

Sein guter Ruf ſtand auch bei den churfürſtlichen und gutsherrlichen Gerichten feſt; kein Amtsknecht verhaftete den Landſtreicher, der mit ſeinem Scherzlgeigerpatente in der altbayeriſchen Welt herumwanderte, und überall beliebt war, wohin er kam, ja gar oft Vorwürfe erhielt, wenn er zu lange ausblieb. Er war mit Allem zufrieden, was man ihm gab, mit Brod, gedörrtem Obſte, Milch oder Waſſer, am fröhlichſten aber, wenn er unter fröhlichen jungen Leuten einen Krug Bier trinken konnte.

In den langen Winterabenden war er in den bäuerlichen Spinnſtuben des Oberlandes immer ein ſehr willkommener Gaſt. Wenn die Burſche und Mädchen des Singens und Plauderns müde wurden, begann Waſtl allerlei aus ſeinem Leben zu erzählen, wozu es ihm nie an Geſchichten fehlte, da er nicht weniger als ſiebenzehn Potentaten des heiligen römi-

ſchen Reiches, oft mit den größten Gefahren, aber dennoch immer glücklich, deſertirt war. Dabei vergaß er nicht, zu bemerken, daß er niemals freiwillig Soldat geworden ſei, ſondern daß man ihn ſtets gewaltthätig dazu gezwungen habe.

Das Trinkgeſchirr der ganzen Geſellſchaft beſtand aus zwei alten, irdenen, deckelloſen Krügen der Wittwe Margarethe die von Hand zu Hand, und von Mund zu Mund gingen. Das junge Blut vertrug ſich aber nicht wohl mit einer langen Ruhe. Wo immer auf dem Lande Burſchen und Mädchen zu einer Unterhaltung zuſammenkommen, thun ſich ſtets Einige hervor, welche als Feſtordner keine Mühe ſcheuen. Da befeſtigte man hoch an den ſtarken Aeſten von zwei Lindenbäumen Stricke zu einer Schaukel für die Mädchen, mit dem Sitzbrette eines Einbaumes verſehen; dort ſtanden Zwei, und reinigten mit einem Büſchel Gras das lange gewaltige Brett auf der Sonnenſeite des Hauſes, ein Brett, das mit ſeiner Mitte auf einem feſten hohen Unterlager ruhte; auf jedes Ende dieſes Brettes ſetzte ſich ein Burſche, und der Stärkere drückte kräftig abwärts, und ließ den Schwächeren in der Höhe zappeln, zum lauten Gelächter der Zuſchauenden.

Andere waren am Ufer und wetteiferten, wer mit Steinen in die weiteſte Entfernung werfen könne; Einige ſchifſelten, das heißt: ſie warfen kleine flache Steine in ſolcher Weiſe auf die Waſſerfläche, daß Steine und Waſſer mit ihren Flächen ſich berührten, und die Steine in raſchen Abſätzen hinſchnellten, bis ſie untergingen.

Ein Dutzend Mädchen ergötzten ſich mit dem Hahnenſchlage, aber ohne Hahn, ſtatt deſſen ein mitgebrachter alter, zerſprungener Topf wie ein Hut über eine Rudel geſtellt wurde. Dann trat ein Mädchen vor dieſen Topf hin, ließ ſich die Augen verbinden, nahm einen Haſelſtock in die rechte Hand, kehrte ſich um, und ging zurück, zwanzig Schritte zählend, blieb dann ſtehen, kehrte ſich wieder um, und ging dann wieder vorwärts, dem Topfe, zwanzig Schritte zu zählend.

Jetzt ſtand das Mädchen ſtill, in der Meinung, bei dem Topfe zu ſtehen, und ſchlug mit dem Haſelſtocke tüchtig darauf los, um den Topf zu zertrümmern, und dadurch den Preis des Sieges zu erhalten, die unter dem Topfe befindliche Nudel.

Allein das ſchallende Gelächter der Geſpielinnen verrieth dem Mädchen bald, daß es weitab vom Ziele gerathen ſei, und leeres Gras dreſche. Neugierig riß es ſofort die Binde von den Augen, lachte auf eigene Koſten mit, und ein anderes Mädchen ſprang herbei, den nämlichen vergeblichen Verſuch zu machen.

Der Abend brach an; allmählig ſenkte ſich die Sonne hinter Feldafing; die Kuppen der fernen Berge im Süden ſetzten ihre Schlafhauben auf, jene Schlagſchatten, welche in Gebirgen das Herannahen der nächtlichen Ruhe verkünden.

„Tanzen! Tanzen!“ rief man von allen Seiten.

Da ſetzte ſich der bierſelige Scherzlgeiger auf die Wandbank vor der Hütte, und ſpielte einen luſtigen Ländler auf, und die jungen Burſchen ſchwangen die Mädchen im Tanze, und pfiffen und klatſchten mit Zungen und Händen; die Müllerin war auch dabei, das verſteht ſich von ſelbſt, und drehte ſich wirklich ſo flink, wie ein junges Mädchen. Der Ambacherflorian wollte die Margareth auch mit aller Gewalt zum Tanze haben; ſie aber ſagte leiſe und treuherzig zu ihm: „Ich dank' dir, Florian; nimm lieber die Tutzingertoni dort; du weißt ja, daß ſie für ihr Leben gern tanzt. Schau nur, wie ſie auf dem Schragen ſitzt, und mit den Füßen zappelt; ſie kann's kaum erwarten, bis ſie erlöſet wird. Geh, du thuſt ein gutes Werk; mir iſt gar nicht tanzeriſch zu Muth . . . ich möcht' lieber weinen . . .“

Der Ambacherflorian winkte der Tutzingertoni, einem groſſen hübſchen Mädchen mit blonden Haaren und blauen Augen, und ſie ſprang gleich auf, und brachte vor Herzensluſt den Mund nicht mehr zu.

Der Ländler war kaum aus, als man kurz nacheinander drei Schüsse fallen hörte; das Echo rollte weit umher.

„Das muß eine Herrschaft seyn," sagte der Scherzlgeiger, indem er aufstand, und seine Geige auf die Bank legte; „gemeine Leute dürfen auf dem See nicht schießen."

„Wo denn? Wo denn?" hieß es.

„Vom innern Wörth herüber," antwortete Margareth.

Alle eilten links am Hause vorüber zur Anfahrt.

Jakob, der Wirthssohn von Pöcking, kannte gleich das Fahrzeug an der großen Flagge.

„Das ist der stolze Dukatenbauer und sein Kind," rief er, „und sein künftiger Schwiegersohn sitzt auch dabei, der närrische Kauz, den die Leute immer Hofrath schimpfen."

„Wenn wir da stehen bleiben, und Maulaffen feil haben," äußerte Florian, „so könnte der Dukatenbauer leicht meinen, es sei uns etwas gelegen an ihm. Kommt, gehen wir wieder zum Tanzen, und kümmern wir uns gar nicht um diese . . . diese . . . Bauernherrschaft."

Lachend sprangen Burschen und Mädchen wieder dem Tanzboden zu, und der Scherzlgeiger marterte seine schnarrende Geige wieder.

Nur die Müllerin blieb stehen, und begrüßte die Landenden; sie war mit dem reichen Bauer gut bekannt.

3.

Hoffährtig stieg der Dukatenbauer aus, und machte ein Gesicht, als ob er durch seine Gegenwart der Insel eine große Ehre erweise. Nur mit einem leichten Kopfnicken erwiederte er den Gruß der Wittwe Margareth. Er war ein untersetzter Mann von 45 bis 48 Jahren, der Niemanden recht in's Gesicht schauen konnte; nur wußte man nicht, geschah dieß aus Stolz, oder aus einem schlechten Gewissen, vielleicht aus beiden Ursachen; denn über seinen Reichthum wurde allerlei gemunkelt, und gerade nicht immer zum Vortheile seiner Ehr-

lichkeit. Vor dem Beginne des siebenjährigen Krieges schlug er sich als Bauer in der Nähe von Feldafing, und zu dieser Dorfgemeinde gehörig, zur Noth durch; als das Kriegsdonnerwetter losbrach, verschwand er, und sein Weib antwortete den Feldafingern, die nach ihm fragten, er sei als Lieferant zur Armee der Reichstruppen gegangen. Kein Mensch kümmerte sich weiter um ihn, denn er war immer ein barscher und unverträglicher Gesell.

Erst nach vier Jahren kam er in einer finstern Nacht wieder heim, mit einem schwer bepackten Wagen, den drei Pferde zogen. Schon nach wenigen Tagen wurde angefangen, das einfache Bauernhaus in ein Herrenhaus zu verwandeln, und mit gemauerten Ställen zu umgeben, daß es schier aussah, wie ein Edelsitz; eine modische Halbkutsche mit zwei schönen frischen Pferden wurde gekauft; er kleidete sich, Weib und Kind, dreimal neu, und bezahlte Alles mit blanken Kremnitzerdukaten, weßhalb er bald der Dukatenbauer heißen mußte.

War irgendwo Kirchweihe, so hielt er oft den ganzen Tisch voll Bauern, an dem er saß, zechfrei, wodurch er sich natürlich viele Freunde machte. Fragte ihn ein Zechbruder, wie er es denn angestellt habe, so viel Geld zu verdienen, so antwortete er:

„Ich führte Getreid, Vieh und Wein zur Armee, wofür ich schweres Geld auslegte, und täglich mein Leben dabei auf das Spiel setzte; denn ich mußte mich mit meinen Transporten gar oft im Rücken des Feindes durch Sümpfe und unwegsame Wälder vorüberschleichen; die ausgestandenen Gefahren mußten auch auf die Waaren geschlagen werden, und so kam ich zu einem hübschen Stück Geld; es war aber gar sauer verdient."

Der Neid konnte ihm aber doch seinen Reichthum nicht verzeihen, und daß er wenigstens den größern Theil davon gestohlen haben müsse, flüsterte bald ein Nachbar dem andern

vertraulich in's Ohr, ſobald die Freigebigkeit des Dukatenbauers nachzulaſſen begann.

Seine einzige Tochter, ſeine liebe Klarl, ſollte als Erbin eines großen Vermögens keine Bäuerin werden, ſondern eine gnädige Frau. Der Vater ließ ſie alſo drei Jahre lang bei den Engliſchen Fräulein in München erziehen, wo ſie der „Hofrath" ſah, von ihrem Reichthume ſprechen hörte, um ihre Hand bat, und von dem Vater die Zuſage erhielt. Klarl wurde um ihre Einwilligung gar nicht gefragt. Der Vater hatte ſie vor vierzehn Tagen heimgeholt, und bei dieſer Gelegenheit den Hofrath zu einem Beſuche bei dem Sonnenwendfeuer eingeladen. Deßhalb erſchienen jetzt dieſe drei Perſonen auf der Inſel Wörth. Die Mutter hütete das Haus.

Der Dukatenbauer war angethan mit einem braunen Rocke, an welchem eine Doppelreihe von ſilbernen Knöpfen blitzte, aus bayeriſchen halben Gulden beſtehend, und zwar die Reihe rechts unter Churfürſt Max Emanuel, die Reihe links unter Kaiſer Karl VII. geprägt. Auf dieſe Art war auch die geblümte ſeidene Weſte verziert, nur mit dem Unterſchiede, daß die Knöpfe keine halbe Gulden, ſondern Fünfzehner waren. In ſeiner Hoſentaſche ſtaken zwei doppelgehäuſige Uhren an langen, ſchweren, ſilbernen Uhrketten; den Hut umſchlangen, drei Finger hoch, goldene Schnüre mit zwei dicken Quaſten. Ein dunkelgrünes Beinkleid reichte bis zu den großen ſilbernen Schuhſchnallen hinab, die ein längliches Viereck bildeten.

Klarl trug noch das einfache Gewand eines Zöglings der Engliſchen Fräulein, und einen breiten ſchwarzen Strohhut auf den kaſtanienbraunen Haaren, die in zwei mächtigen, langen, von ſeidenen Bändern durchſchlungenen Flechten bis zu den Hüften hinabhingen. Das Köpfchen mit der ſchönen Stirne zwiſchen den geſcheitelten Haaren, mit den ſanften ſtahlblauen Augen, mit dem wohlgeformten Stumpfnäschen, mit den kirſchrothen Lippen und den blanken niedlichen Zähnen, mit den Wangen von Milch und Roſen, nahm ſich allerliebſt

aus; und die ſchlanke Geſtalt ſchwebte leicht und anmuthig, wie eine Nixe des Starnbergerſee's, aus dem Nachen auf das Geſtade.

Der Hofrath erſchien in einem geſtickten Fracke, mit einer überaus langen Weſte von weißem Atlas, ebenfalls mit Goldfäden und grüner Seide geſtickt; ſein ſchwarzſeidenes Beinkleid war unter dem Knie mit ſeidenen Bändchen geſchloſſen, und die weißſeidenen Strümpfe ſchienen die Futterale von zwei Stücken eines abgeſägten Beſenſtieles zu ſeyn. Kleine Schnallen von Pariſerglanzleder mit dünnen goldenen Rändern, flimmerten auf den Schuhen; ein kurzer Degen mit ganz ſchmaler Klinge ſtarrte an ſeiner linken Seite rückwärts hinaus; die Haare mit den doppelten Wuckerln*) an beiden Schläfen waren gepudert, und vereinigten ſich friedlich auf dem Nacken in einem ſchwarzſeidenen Haarbeutel; den dreiſpitzigen Klapphut hielt er unter dem linken Arme, als er, zur rechten Hand Klarls, in die Inſel hineinſtieg, nach einem landesüblichen Ausdrucke zu ſprechen: „wie der Gockl**) im Werg.“ Er duftete ſchon von weitem wie eine Apotheke, von lauter Wohlgerüchen.

Wahrhaftig ein pfiffiger Anzug zu einer Landpartie!

Hinter dem Kleeblatt ſchleppten die beiden Knechte des Dukatenbauers, von denen der Eine ſteuerte, und der Andere ruderte, zwei kleine Fäſſer an's Land, und einen großen Deckelkorb, angefüllt mit den gebratenen Vierteln erbarmungslos geſchlachteter Gänſe, Enten und Hühner, und ſtellten Alles, nach dem Winke ihres Herrn, unter einen Apfelbaum, und der Dukatenbauer nickte den Burſchen und Mädchen zu, die einen Augenblick aushielten, um mit ſchwerverhaltenem ſpöttiſchen Lachen einen geringſchätzigen Blick auf den ſtolzen Bauer und ſeinen g'ſpaßigen Kameraden zu werfen, und ſagte zu ihnen mit einer gnädigen Geberde:

*) Locken.
**) Hahn.

„Da hab' ich euch weißen und rothen Wein mitgebracht, und allerlei G'flügelwerk zum ſchnabuliren."

„Schönen Dank! Wir brauchen nichts!"

„Wir haben ſelbſt unſer Eſſen und Trinken!"

„Geig, Waſtl! geig! Wir wollen tanzen, und nicht ſchmarotzen!"

„Nein, nein, nicht ſchmarotzen!"

So tönte es vom Tanzboden her, und die jungen Leute verabredeten ſich, von dieſer Gnadenſpende durchaus nichts zu genießen.

Der Dukatenbauer ärgerte ſich gewaltig, ließ es ſich aber mit dem Hofrathe recht gut ſchmecken, und auch ſeine Schiffsmannſchaft großmüthig theilnehmen. Die befreundete Müllerin griff fleißig zu; Margareth nippte nur, der Schicklichkeit wegen, von dem Glaſe Wein, und ſtellte es dann wieder auf ein Faß hin. Der Wirthsſohn von Pöcking zog Klarl zum Tanze auf, und das junge Volk war luſtig und guter Dinge.

4.

Von den Alpen herüber leuchteten ſchon die Johannisfeuer durch die dunkle Nacht. Das Tanzen war zu Ende. Die jungen Leute hielten offene Tafel, und ſangen dann luſtige Lieder, die der alte Waſtl mit den Tönen ſeiner treuen Geige begleitete. Einige Fiſcher ſchlichteten auf dem Tanzboden das Holz zum Feuerſprunge, während man weithin farbige Lampen auf Einbäumen wie trügeriſche Irrlichter über den See hingaukeln ſah . . .

„Waſtl, ſing doch für mich auch einmal ein Lied," ſagte Margareth zum Scherzgeiger.

„Recht gerne, gut's Weiberl," antwortete jener; „was für ein Lied möchteſt du denn hören?"

„Nun, du kennſt es ja ſelber, . . . das Rammendorferlied . . ."

„Das Abſchiedslied?"

„Ja.“

„Da wird nichts d'raus.“

„Warum?“

„Weil du ſonſt wieder wein'ſt, daß ſich ein Stein erbarmen müßt'. Denk nur daran, wie ich es neulich g'ſungen hab'.“

„Ich verſprech' dir's, Waſtl, daß ich nicht weinen will.“

„So will ich's probiren; aber ich ſag dir's, Margareth, wenn du mir weinſt, ſo hör' ich mitten d'rin auf.“

Waſtl ſtimmte ſeine Geige, nahm einen großen Schluck Bier zu ſich, griff einige klägliche Accorde, räuſperte ſich, und hub an, mit zitternder Stimme das uralte, in der Gegend um Mammendorf bei Fürſtenfeldbruck noch vor fünfzig Jahren ſehr beliebte Abſchiedslied eines jungen wandernden Burſchen in Beiſeyn ſeiner Geliebten, ſeiner Eltern und Verwandten im Dorfe, zu ſingen.

„Au Liedlau zu ſinga, au Liedlau, au neus,
I wills Jena bringa wohl ins Eſterreich.“

Waſtl hielt inne, und neigte ſeinen Kopf links.

„Habt ihr nichts platſchen hören?“ fragte er.

„Ja wohl; 's wird ein ſchwerer Hecht geweſen ſeyn, der einen Sprung 'raus g'macht hat,“ meinte Florian.

„Kann ſchon ſeyn, weil der See rinnt,“ bemerkte ein Anderer.

Der See rinnt (rennt) ſagt man am Starnbergerſee, wenn oft, bei heiterem und ſtillen Wetter, das Waſſer gleich einem Regenbache ſchnell da ringsum die Ufer ſehr hintreibt, wobei es den Fiſchern unmöglich iſt, von ihren Netzen Gebrauch zu machen.

Der Scherzlgeiger ſang fort:

„Dienl jetzt pfieti Gott, wann i mues raiſen fort.“
„„Raiſn kanſcht ſcho, bleib aber nit lang aus,
In zwai oda drey Jahren kom widerum nach Haus.““

„Das geht noch an," murmelte Margareth, „zwei oder drei Jahre; aber acht . . . Jahre, acht! . . ."

Sie fuhr mit einem Zipfel der Schürze ſchnell über ihre Augen, damit es der Waſtl nicht ſehen ſollte; aber der Waſtl ſah nichts, denn er lauſchte abermals links hin, und ſchüttelte den Kopf, indem er ſagte:

„Es hat ſchon wieder geplatſcht."

„Laß's platſchen, und ſing dein Lied aus," entgegnete die Tutzingertoni; „jetzt kommt erſt 's Beſte, und wer dies hört, ohne daß ſein Herz im Leib ſich umwendet, der hat gar kein Herz."

Margareth warf ihr einen beiſtimmenden Blick zu, wie durch einen Thränenflor, was man leicht bemerken konnte, denn das Feuer auf dem grünen Tanzboden ſchlug gerade lichterloh empor.

Und der Waſtl ſang weiter:

„Pfiet Gott Geſchwiſtert, laſchts mar a Meß leſen glei,
„Wann i auf da Raisſchaft ſterben mues frei.
„Pfiet eng Gott ös Vata, und Mueta beiſama;
„Vergelſcht Gott um ales, was ma guets habts gethan,
„Daß mi habts Kriſchſtli habts aufgezogn.
„Pfieti Gott liebe Leiten, habſchts ma nir für unguet,
„Wann i auf da Raisſchaft bald ſterben mues.
„Wen i do ſitz außi aufs Mier,
„Kom i meina loba lang nima ins Boarland her."

Dem Waſtl brach die Stimme bei den letzten Worten; er legte die Geige hin, und wiſchte ſich mit der linken Hand die Augen aus; faſt alle Augen waren naß; Klarl neigte ihr Köpfchen, und weinte in ihr Taſchentuch. Einige Burſchen kehrten ſich um, als wollten ſie die Thränen der Rührung verbergen. Der Scherzlgeiger hatte ſich wieder gefaßt, und einen unbilligen Blick auf Margareth geworfen, ob ſie ihr Wort gehalten habe, und ſtandhafter geblieben ſei, als er ſelbſt. Der Hofrath gähnte; der Dukatenbauer trank wie ein

Schlauch; die Müllerin ſteckte gemüthlich ein Entenviertel in ihren bequemen Mund; in demſelben Augenblicke, da all das zugleich geſchah, wiederholte Margareth am Schluſſe des Liedes die Worte:

„nima ins Boarland her,“

und brach in ein ſo heftiges Weinen aus, als wollte es ihr das Herz abſtoßen.

Klarl eilte zu ihr, faßte ihre Hand, und tröſtete ſie; denn die Müllerin hatte ihr geſagt, daß ſie wegen ihres Sohnes weine.

Waſtl that den Mund auf, um zur Weinenden zu ſagen: „Da haben wir's! Ich dummer Kerl hätt's mir wohl denken können, daß es ſo kommt; aber es iſt gewiß das letzte Mal, daß ich dieſes Lied ſinge, wo du biſt, Margareth, ſo lange dein Martin nicht da iſt;“ aber es blieb ihm keine Zeit mehr, dieß zu ſagen . . .

5.

Denn plötzlich rauſchte und rieſelte es, wie ein Sprühregen, im Gebüſche hinter der Hütte, und ein ſchöner, ſchlanker, kräftiger Jüngling, der nichts am Leibe hatte, als ein ſchneeweißes feines Hemd und eine Hoſe von ungebleichter Leinwand, und von dem das Waſſer rann, wie aus dem Löcherkolben einer Gießkanne, ſtürzte zu den Füßen der Wittwe Margareth, die auf der Wandbank ſaß, ſchlang ſeine Arme um ihren Hals, und rief mit einer jubelnden Stimme:

„Weine nicht mehr, liebe Mutter, dein Martin iſt wieder da, und wird nicht mehr von dir fortgehen!“

„Jeſus Maria! Mein Martin!“ ſchrie die Mutter laut auf, und drückte ihn an ihr Herz.

Klarl ſtand neben ihr, und ſchaute verwundert den ſchönen Jüngling an; aber mehr noch gefiel ihr die kindliche Liebe des Sohnes.

Die Müllerin machte große Augen, und dachte ſich heim-

lich: „Der Martin wär' der Rechte.“ Um ihn mehr in der Nähe ſehen zu können, trat ſie mit den Worten zur Margareth hin:

„Nun, hab' ich's euch nicht geſagt, daß der Martin kommt?“

„Ah, die Müllerin!“ erwiederte dieſer aufblickend; „ihr habt euch gar nicht verändert, und man kennt euch euer Alter nicht an.“

Dieß war ein Meſſerſtich für die gefallſüchtige Müllerin, die immer jung ſeyn wollte.

Martin war in zwölf Jahren nur ein einziges Mal heimgekommen, vor acht Jahren, ſeine Eltern auf vierzehn Tage zu beſuchen, und vor ſieben Jahren als ſein Vater geſtorben war. Martin, der jetzt ſechsundzwanzig Jahre zählte, hatte das Fiſcherhandwerk bei einem Vetter, dem Fiſchmeiſter von Herrnchiemſee, gelernt, dann die Wanderung angetreten, in Braunau gedient, dort mit der Flußfiſcherei und dem Schiffbau ſich vertraut gemacht, eine Fahrt nach Wien und bis Preßburg in Ungarn verſucht, und bei dem Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges den Entſchluß gefaßt, ſeinem Vaterlande als Soldat zu dienen. Viele von den anweſenden jungen Burſchen waren einſt als Knaben ſeine Jugendgeſpielen, viele damals noch Kinder geweſen, erinnerten ſich aber ſeiner noch recht gut, und jubelten nun mit Gruß und Handſchlag um ihn herum.

„Mein Gott, Martin,“ ſagte die Mutter, „du ſiehſt ja aus, als wenn du in's Waſſer g'fallen wäreſt; was haſt du denn gethan?“

„Ich bin heut' von München weg, Mutter, und wie ich an's G'ſtad drüben gekommen bin, und von der Fiſcherin einen Einbaum zum Herüberfahren verlangte, lachte ſie mich aus, und ſagte, daß keine Nußſchale mehr da ſei zum Fahren, und daß ſie mir nichts geben könne, als ihren Backtrog. Da war ich kurz angebunden, zog mich aus, und wollte zu Fuß auf die Inſel gehen; weil aber das Waſſer keine Balken hat, bin ich geſchwommen.“

„Wie leicht hätteſt du, nach dem vielen Gehen, einen Krampf bekommen, und unterſinken können! Lieber Gott, was für ein großes Unglück wäre dieß geweſen!“

„Schau, liebe Mutter, hätte ich am G'ſtad drüben bis morgen früh warten müſſen, um dich zu ſehen, ſo wär' ich vielleicht auch geſtorben, . . . aus Sehnſucht nach dir.“

„Das iſt ſchön von euch, Martin, das iſt recht ſchön!“ rief Klarl aus.

Martin ſchaute die holde Jungfrau verwundert an, deren Tracht er ſich nicht erklären konnte.

„Ihr kennt mich nicht mehr?“ fragte ſie lächelnd.

„Wahrhaftig, nein!“

„D' Klarl?“

Martin ſchüttelte verlegen den Kopf. Die jungen Mädchen kicherten, und ſtießen einander mit den Elbogen.

„Wie oft habt ihr Kirſchen und Aepfel mir von den Bäumen herabgethan, und mich den kleinen Murl vom Moosbauer genannt!“

Martin ſchlug ſich mit der linken Hand vor die Stirne, jubelte: „Mein kleiner Murl! Mein kleiner Murl!“ faßte mit beiden Händen ihren Kopf, und gab ihr ein ſchallendes „Bußl.“ Alſogleich überflog eine tiefe Purpurröthe das ganze Antlitz der Jungfrau; ſie ſchien es aber nicht übel zu nehmen.

Der Hofrath ſtieß bei dieſem Anblicke einen lauten Schmerzensſchrei aus, wie wenn ihm der Huf eines Pferdes auf ein Hühnerauge getreten wäre.

Der Dukatenbauer ärgerte ſich innerlich, daß Martin bei dem Herüberſchwimmen keinen Krampf bekam, ließ ſich aber nichts merken, ſondern lachte grasgrün.

Der Müllerin brachen ſchier die Knie.

Der Scherzlgeiger, welcher meinte, es ſei jetzt die beſte Gelegenheit, dieſe drei Perſonen miteinander zu hänſeln, und ſomit drei Mücken auf einen Schlag zu treffen, drängte ſich durch die jungen Leute, begrüßte Martin, äußerte ganz zuver-

ſichtlich, daß er ihn „ſchon ungeboren“ gekannt habe, und ſagte:

„D'Klarl g'fällt dir, wie ich ſeh; ſchau, halt gleich drum an bei ihrem Vater, dem Dukatenbauer; dort ſteht er.“

Der Dukatenbauer ärgerte ſich ſchon wieder.

Die geläufige Zunge der Fiſcherin mit dem Backtroge am Geſtade drüben, hatte Martin in der größten Eile von allen Hauptereigniſſen ſeit ſeiner Abweſenheit in Kenntniß geſetzt, alſo auch von dem in einen Dukatenbauer verwandelten Moosbauer, von ſeiner Tochter, und vom Hofrathe, der ſie heirathen wollte.

„Haſt Recht, Waſtl,“ entgegnete Martin, der ſich durch einen Scherz aus der Verlegenheit zu ziehen gedachte, ging zu Klarls Vater hin, machte einen Kratzfuß, und ſprach: „Moosbauer, habt ihr keine Luſt, mir eure Tochter zum Weib zu geben, ſobald ich churfürſtlicher Fiſchmeiſter von Poſſenhofen bin?“

„Recht gerne, ſobald ihr churfürſtlicher Fiſchmeiſter von Poſſenhofen geworden ſeid,“ antwortete der Dukatenbauer, „verſteht ſich, wenn meine Tochter bis dorthin noch ledig iſt, und wenn ihr ſie,“ fügte er ſpöttiſch hinzu, „Alters halber dann noch heirathen möget.“

„Iſt's euer Ernſt?“

„Ein Wort, ein Mann! Da habt ihr die Hand darauf.“

Und er gab dem Martin den Handſchlag, und Beide lachten, und die Zuſchauer ſtimmten in das Gelächter ein.

„Ueber's Feuer ſpringen, über's Feuer ſpringen!“ riefen die jungen Leute; „es iſt ſchon ſpät, und wir haben noch einen weiten Heimweg.“

Niemand durfte ſich von dieſem Sprunge ausſchließen; ſogar der alte Scherzlgeiger kam glücklich hinüber; die Reihe traf den Hofrath. Er wollte ſeinen Degen wegthun, konnte ihn aber nicht losbäkeln, wagte alſo den Sprung, gerieth mit dem rechten Fuß auf eine herausgefallene Kohle, glitt aus,

und fiel zu Boden, daß der Haarpuder wie eine Wolke von ihm stob. Dieß erregte ein allgemeines Gelächter. Das seidene Beinkleid war oberhalb der beiden Knie mitten entzwei gerissen.

Da war aber gleich die dienstfertige Annamiedl bei der Hand, die Nähterin von Feldafing, zog ein Schächtelchen aus ihrer Rocktasche, worin Nähnadeln und Faden aller Art lagen, und nähte den zerrissenen Hofrath wieder kunstrecht zusammen.

Bald darauf brachen alle Inselgäste auf, und fuhren in ihren Einbäumen singend von dannen.

Der Dukatenbauer ließ die Reste seiner Weine und Speisen wieder auf sein Fahrzeug bringen, und stieß vom Ufer. Martin und Klarl wechselten noch freundliche Blicke, die der lauernden Müllerin nicht entgingen. Sie hatte ihn ersucht, sie an's Gestad hinüberzuführen, Martin aber, statt zu antworten, dem Wirthssohn von Pöcking zugerufen: „Jakob, nimm die Müllerin mit!"

Und der Jakob zog sie in seinen Einbaum, wie sehr sie sich auch sträubte.

„Das war dumm von dem Martin," wird sich hier Mancher denken. „Er hätte die Müllerin hinüberführen, hinter dem Einbaume des Dukatenbauers sich halten, und so wenigstens so lange als möglich in Klarls Nähe bleiben sollen, wenn er sie in der Dunkelheit auch nicht mehr recht sehen konnte."

Der Martin war aber keineswegs dumm; er wußte sehr gut, warum er dieß that. Die Annamiedl hatte zu ihm gesagt: „Martin, wartet, bis Alles fort ist, dann fahret mich an das Gestad hinüber; ich muß mit euch reden von wegen der Klarl."

Und sie hielt Wort; denn als er später mit ihr hinüberfuhr, um zugleich seine vom Starnbergerboten aus München gebrachte Truhe zu holen, die bei der Backtrogfischerin eingestellt war, erzählte sie ihm: daß sie Klarls vertraute Freundin sei, und mit ihr an jedem Freitage Morgens 5 Uhr an-

dächtig auf dem Kalvarienberge zu Poſſenhofen knie. Wolle er nun mit Klarl zuſammenkommen, ſo dürfe er nur an den Freitagen Morgens nach 4 Uhr in dem Walde auf der Anhöhe zwiſchen Feldaching und Poſſenhofen ſich einfinden.

„Ich habe es ſchon bemerkt," ſetzte ſie hinzu, „daß ihr einander gern ſehet. Wer weiß . . . vielleicht wird ein Paar aus euch."

„Aber der Hofrath will ſie ja heirathen, wie ich hörte."

„Er will . . . glaub's ſchon . . . aber ſie will nicht; es wird euch nicht gar ſchwer fallen, ihn bei ihr auszuſtechen."

Martin hatte die Truhe heimgebracht, und ſtand mit verſchränkten Armen vor ſeiner Mutter, und ſchaute ſie ſchweigend an.

„Was ſteckt dir denn im Kopfe, Martin?" fragte ſie.

„D' Klarl!" ſeufzte er.

„Geh, geh, Martin, leg dich nieder, bete drei Vaterunſer und drei Ave Maria für die armen Seelen im Fegfeuer, und ſchlaf."

Martin wünſchte der Mutter eine gute Nacht, legte ſich nieder, betete drei Vaterunſer und drei Ave Maria für die armen Seelen im Fegefeuer, aber... ſchlafen konnte er nicht.

6.

Martin wurde in kurzer Zeit der Liebling des Fiſchmeiſters in Poſſenhofen; denn er war der geſchickteſte, thätigſte, willigſte und gefälligſte, dabei auch der für den Fiſchmeiſter brauchbarſte Fiſcher am ganzen See; er konnte ihn nämlich ſehr gut zu Schreibgeſchäften und Rechnungsſtellungen verwenden; dieß Alles hatte er im Kloſter zu Herrenchiemſee gelernt.

Keinem Fiſcher gelang es, ſo ſchwere Fiſche zu fangen, und in die churfürſtliche Hoffiſcherei durch den Fiſchmeiſter von Poſſenhofen zu liefern, wie es dem Martin gelang; aber den glücklichſten Fang machte er doch immer nur an den Freitagen, wenn er ſchon um 1 Uhr nach Mitternacht von der

Inſel wegfuhr, eine Viertelſtunde vor Poſſenhofen ſeinen Einbaum im hohen Schilfrohr verſteckte, und dann oben im Walde hinter einer gewaltigen Linde lauerte, bis ihm ſein liebes Goldfiſchlein, d'Klarl, in's Netz ging. Sie waren ſchon lange, wie man zu ſagen pflegt: „ein Herz und ein Dalken.“

Aber oft kam ſie mit verweinten Augen an der Seite der Annamiedl, wenn zu Hauſe ein Donnerwetter losgebrochen war, was nicht ſelten geſchah, ſeitdem ſie dem Vater und der Mutter geradezu in das Geſicht betheuert hatte: „daß ſie ſich lieber im See tränken (ertränken), als die Frau des Hofrathes werden wolle.“

Der Dukatenbauer ſetzte ſeinen Kopf auf, und ordnete an, daß am Thereſienſonntage, am 15. October, die Trauung ſeiner Tochter mit dem Hofrathe gefeiert werde; denn dieſer Tag war das Namensfeſt ſeines Weibes. Er hätte keine Koſten geſcheuet, dieſe Feierlichkeit in der Kirche zu Unſer Lieben Frau in München mit dem größten Gepränge vornehmen zu laſſen; allein der Hofrath ſchämte ſich des Bauernmädchens, wie ſehr er auch ihre Dukaten liebte, und fürchtete das Naſenrümpfen der vornehmen Leute in der Reſidenz, im Falle man ihn mit einem verkleideten „Landconfekt“ vor den Altar treten ſähe. Unter dem Vorwande der Vermeidung unnöthiger Ausgaben, wußte er die ſparſame künftige Schwiegermutter für ſeine Anſicht zu gewinnen. Einen andern Aerger dagegen konnte der Hofrath, welcher an jedem Sonntage Morgens nach Feldafing kam, und ſpät Abends wieder nach München zurückfuhr, nicht abwenden; wenige Tage nach der Zuſammenkunft auf der Inſel, hatte nämlich Klarl ihr Zöglingsgewand abgelegt, und durch die Annamiedl ſogleich zwei Kleidchen für die beiden Töchterchen des Kloſterrichterſchreibers von Bernried daraus machen laſſen, damit ſie es ja nicht mehr anziehen konnte, und als der Hofrath am nächſten Sonntage wieder kam, ſah er ſie zu ſeinem größten Verdruße in der Tracht eines Bauernmädchens.

Sicher ſtak aber noch eine andere kleine Spekulation Klarls dabei im Hintergrunde: es war nun die Gefahr abgewendet, bei den andächtigen Freitagswanderungen nach dem Kalvarienberge, an dem ſtädtiſchen Anzuge ſchon von weitem erkannt zu werden.

Sechs Wochen lang hatten dieſe Wanderungen ungeſtört gedauert. Aber ein altes Sprichwort ſagt: „Man trägt den Krug ſo lang zum Brunnen, bis er bricht.“ Die Müllerin war auf den Einfall gerathen, es zu probiren, ob Martin nicht ihr Mann werden wolle, und ließ ſich ihm durch ſeine Mutter antragen. Martin lachte. Margareth verzuckerte der Müllerin die abſchlägige Antwort ſo gut ſie konnte; aber die Verſchmähte kochte Gift und Galle, ſpie Feuer und Flammen, und beſchloß, ſich um jeden Preis zu rächen.

Es war ihr ſchon lange auffallend geweſen, daß Klarl an jedem Freitage, mochte das Wetter auch noch ſo ſchlecht ſeyn, auf den Kalvarienberg ging.

Sie miethete alſo für einige Mäßlein Mehl ein Paar alte, ſchlafloſe, biſſige und nothige Dorfdruden, die ſich auf die Lauer legen mußten, und die drei wandernden Perſonen waren verrathen. Drauf ſchoß ſie wie eine Blindſchleiche in das Haus des Dukatenbauers, ſchrie ihm und ſeinem Weibe die Ohren voll, und beſchwor Beide bei Pflicht und Gewiſſen, dieſem Unweſen ernſtlich Einhalt zu thun, und dadurch Schimpf und Schande in ihrem Hauſe zu verhüten. Wegen des Hofrathes, der es leicht erfahren konnte, wollte der Vater keinen Lärm machen; er ſagte zu Klarl, als ſie heimkam, bloß: „Künftig wird dich allemal die Müllerin auf den Kalvarienberg begleiten.“

Von nun an ging Klarl gar nicht mehr hin, und ließ es durch die Annamiedl, welche nicht mehr in's Haus durfte, die ſie aber in der Kirche traf, dem Martin zu wiſſen thun.

7.

Am Vorabende von Maria Himmelfahrt ſaß der Scherzlgeiger an einem Tiſche unter den Bäumen neben dem Fiſchmeiſterhauſe zu Poſſenhofen, und brockte eben Schwarzbrod in einem irdenen Napf voll ſaurer Milch, als von der Anfahrt auf dem Wieſenſteige hinter dem Schloſſe Martin des Weges kam.

Schon damals galt Poſſenhofen für eines der prächtigſten Schlöſſer am Starnbergerſee mit ſeiner großen Ringmauer, mit den niedlichen Eckthürmchen, mit den zwei ſchönen Treppen, mit den alten Porträten, mit den Zimmerdecken nach altehrwürdigem Brauche von braunem Holze, mit den eilf Tafeln — die zwölfte fehlte — unten im Gange, an der Schwelle des Schloſſes, in Waſſerfarben eilf der umliegenden Schlöſſer darſtellend, mit beigefügten Fiſchfangregeln für jeden Monat, in alten, treuherzigen Reimen. Wie würde Martin ſtaunen über die anmuthige Umgeſtaltung des Schloſſes Poſſenhofen durch deſſen gegenwärtigen erlauchten Beſitzer, den hochherzigen und kunſtſinnigen Freund der ſchönen Natur, Seine K. Hoheit, den Herrn Herzog Max in Bayern! Welche ſüße elterliche Gefühle erregt der Anblick des für die herzoglichen Kinder beſtimmten niedlichen kleinen Bauernhauſes mit deſſen vollſtändigen, inneren, ländlichen Einrichtung, neben der auf einer kleinen Erhöhung angebrachten Einſiedelei, wenn man nach der Landung hinter der Ringmauer rechts hinwandelt!

„Ah! Martin!“ rief ihm der Scherzlgeiger zu.

„Sieh da, Waſtl!“

„Etwas Neues!“

„Was denn?“

„Morgen früh um 5 Uhr wallfahrtet Klarl ganz allein mit ihrem Vater nach Aufkirchen.“

„Allein? Wer rudert denn?“

„Der Vater, und die Tochter ſteuert. Weißt, Martin, die

Wallfahrt iſt verdienſtlicher, wenn ſie mit einiger Mühe verbunden iſt."

„Kann ich mich darauf verlaſſen?"

„Ganz gewiß. Der Alte hat's zum Herrn Pfarrer geſagt."

„Gut; ich danke dir."

„Iſt gern g'ſchehen!" erwiederte Waſtl lächelnd.

8.

In dem Schatten einer Buche, durch deren Laub vielleicht ſchon drei Jahrhunderte rauſchten, an derſelben Stelle, wo jetzt die geſchmackvolle, in oberländiſcher Bauart ausgeführte, im Treppenhauſe mit meiſterhaften heitern Frescobildern verzierte Villa des k. Baurathes, Herrn Himbſel, eines gemüthlichen, vortrefflichen Mannes, eine reizende Ausſicht über den lieblichen Spiegel des Starnbergerſee's gewährt, lag damals eine armſelige Hütte, das „Buch-Haus" genannt. Zur ſelben Zeit führte noch keine bequeme Treppe in die Krone des rieſigen Baumes hinauf, der nun längſt auch verſchwunden iſt, ſammt der Hütte neben ſeinem Stamme, und ſammt den zwei kleinen Fiſcherhäuschen, die in geringer Entfernung ſtanden, um modernen Landhäuſern Raum zu gönnen, unter denen die gaſtliche Villa Leoni ſeit mehr als fünf und zwanzig Jahren bei den alten Freunden des Starnbergerſee's noch immer eine freundliche Erinnerung ſich bewahrt hat.

Martin, der flinke, gewandte Martin, bedurfte keiner Treppe, um in die Krone dieſer Buche zu gelangen, in welcher er am nächſten Tage ſchon Morgens 6 Uhr ſaß, ein Stück Brod in der Taſche, nachdem er ſeinen Einbaum in der Bucht bei den zwei Fiſcherhäuschen tief in das Gebüſch gezogen, und dann die Fünfuhrmeſſe in Aufkirchen gehört hatte, eine Wallfahrtskirche unfern des Rückens der Anhöhe. Als er über den Friedhof ging, den nebſt der Kirche eine Mauer umgibt, und unter den zahlreichen Gemälden an den innern Wänden dieſer Mauer den Teufel erblickte, welcher einen Bauer bei dem

Schopfe durch die Luft führt, dachte der gutmüthige Martin gewiß nicht daran, dem Dukatenbauer ein gleiches Schicksal zu wünschen, wie feindlich auch dieser gegen ihn gesinnt war.

Nach sieben Uhr sah Martin den ersehnten Einbaum mit Klarl und ihrem Vater langsam in die Bucht einlenken. Alsogleich ahmte er den Gesang eines Buchfinken nach, ein zwischen ihnen längst schon zur Zeit ihrer Wanderungen nach dem Kalvarienberge verabredetes Erkennungszeichen. Die Jungfrau fühlte sich von stiller Wonne durchbebt; um sich aber durch keinen raschen Blick zu verrathen, wartete sie, bis der Vater sich bückte, um den Einbaum anzubinden. Dann aber warf sie dem unsichtbaren Geliebten in der Buchenkrone mit der Hand einen Kuß zu, und Martin schüttelte mit der größten Anstrengung einen Ast, dessen äußerste Zweige statt seiner den Dank nickten, zum Zeichen, daß er die Kundgebung ihrer Liebe bemerkt habe. Dann stiegen Vater und Tochter die Anhöhe hinauf, und der lustige Gesang des zweibeinigen Finken schallte ihnen noch lange nach; Klarl schaute oft um, und einmal war's ihr, als habe sie wirklich einen weißen Hemdärmel des losen Vogels gesehen . . .

Erst nach zwei Stunden kehrten sie zurück. Inzwischen hatte sich vom Gebirge her, das immer düsterer wurde, und scheinbar immer näher rückte, ein scharfer Wind erhoben, der das Wasser kräuselte. Martin sah deutlich wie der alte Fischer Bartl neben dem Dukatenbauer stand, seeaufwärts deutete, und den Kopf schüttelte. Ohne Zweifel rieth er ihm, das nahe Gewitter abzuwarten. Aber die Geberden des hoffährtigen Bauers zeigten an, daß er die Warnung nicht achte, eine Gefahr nicht besorge, und vor dem Ausbruche des Sturmes wenigstens noch nach Possenhofen hinüber zu kommen hoffe.

Vater und Tochter, die immer nach der alten Buche hinaufstarrte, dießmal unbekümmert, weil ihre Blicke wohl auch den schwarzen, heransegelnden Wolken gelten konnten, stiegen in den Einbaum. Klarl hätte nun lieber gerudert, als ge-

ſteuert, um ſo lange als möglich die Bucht im Auge zu behalten. Sie waren kaum fünfhundert Schritte vom Ufer entfernt, als Martin mit Schrecken die „Lämmchen“ auf dem Waſſer ſchwimmen ſah, jene weißen kleinen Schaumwellen, die, gleich den Möven auf dem Meere, die Vorboten eines nahen Sturmes ſind. Der Donner grollte in der Ferne; gezackte Blitze durchfurchten den finſteren Himmel; die Wellen wuchſen, und der Einbaum ſchaukelte mit den Windungen einer Seeſchlange über ſie hin. Vater und Tochter konnten wohl über den ruhigen, ſpiegelklaren See fahren, aber in einer ſo gefährlichen Lage, die den erfahrenen und kühnſten Fährmann erſchrecken konnte, wußten ſie ſich nicht zu helfen, und bald drehte ſich der Einbaum im Kreiſe herum.

Bartl ſtand neben ſeinem Weibe auf dem Damme der Bucht, und rang die Hände. Der ſchwache Greis vermochte nicht, ihnen hilfreich beizuſtehen.

„Alte, bet ein andächtiges Vaterunſer, . . . die ſind hin! . . .“ ſagte er.

„Noch nicht, mit Gottes Hilfe!“ erwiederte Martin, der eiligſt von der Buche herabgeklettert war, und nach ſeinem Einbaume ſprang, während er ſchon im Laufen ſeine Kleidungsſtücke wegwarf.

„Heb ſie auf, Bartl,“ rief er, „und leih mir noch zwei Ruder und eine Hakenſtange!“

Bartl warf das Verlangte in Martins Einbaum, den dieſer von einem Pfahle losmachte.

„Bleib da, Martin, bleib da,“ bat ihn die alte Fiſcherin, „Du gehſt ſonſt zu Grund'! Denk an deine Mutter!“

„Betet nur, liebe Leut', betet nur; wenn Gott will, wird's ſchon recht.“

Die zwei Alten knieten vor ihr ärmliches Häuschen hin, und beteten . . . Der Wind pfiff durch Bartls ſpärliche, eisgraue Haare.

Fünfmal drückte das ſtrömende Waſſer Martins Einbaum

in die Bucht zurück; dann aber, als es wieder zurücktrat, erſah er ſeinen Vortheil, und ſchoß mit kräftigen Zügen der beiden Ruder über die Brandung hinaus. Dieſen Einbaum hatte Martin ſelbſt gezimmert, nach dem Muſter eines andern, den er in Herrenchiemſee geſehen, mit einer unerkennbaren Vorrichtung, die ſein Umſchlagen unmöglich machte. Ein ſolcher war auf dem Starnbergerſee noch nie erſchienen; auch übertraf ihn kein anderer an Schnelligkeit und leichter Führung.

Durch übermenſchliche Anſtrengung kam Martin den vom Tode Bedrohten immer näher; es war die höchſte Zeit, denn in jedem Augenblicke konnte ihr Fahrzeug umſchlagen, und dann war keine Rettung mehr möglich.

Der Regen ſtürzte in Strömen nieder, und mäßigte ein wenig die Gewalt des Sturmes.

Wohl erkannten der Dukatenbauer und ſein Kind den herannahenden Rettungsengel Martin, aber Beide, wiewohl aus verſchiedenen Gründen, ſcheuten ſich, dieſen Namen auszuſprechen; was in Klarls Herzen vorging, die im Vertrauen auf Martins unendliche Liebe die Rettung durch ihn zuverſichtlich hoffte, vermöchte wohl keine Feder zu ſchildern . . .

Als Martin ihnen auf die Tragweite der Stimme nahe kam, ſchrie er: „Vom Sitz' 'runter! Vom Sitz' 'runter!“ Dadurch ſollte die Gefahr vermieden werden, bei einem heftigen Windſtoße über Bord zu ſtürzen. Sie folgten der Mahnung.

Endlich gelang es Martin, mit der Hakenſtange den Einbaum zu dem ſeinigen zu ziehen. Klarl ſchaute mit ihrem leichenblaſſen Antlitze zu ihm empor, das ein flüchtiger Hoffnungsſtrahl der Rettung verklärte. Ueber Martins Wangen rieſelten Freudenthränen.

Er befeſtigte die beiden Einbäume an den Seitenwieden, durch welche man die Ruder zu ſtecken pflegt, und ſagte zum Dukatenbauer, deſſen feindliche Seele keinen Gruß und keinen Dank für den hochherzigen Jüngling fand: „Seid ſo gut, Moosbauer, rudert!“ Die Fahrt ging freilich langſamer, aber deſto ſicherer.

Sie landeten endlich glücklich in der Schiffhütte zu Poſſenhofen. Dort ſtand, von vielen Leuten umgeben, der Fiſchmeiſter, mit einem langen Fernrohre in der Hand, und rief dem kühnen Martin zu: „Brav, Martin, brav, das macht dir Keiner nach! Will's ſchon dem gnädigſten Herrn Churfürſten melden.“

Der Dukatenbauer ſtieg zuerſt aus, um Martin zu verhindern, der Klarl die Hand zu reichen, was er ſelbſt thun wollte. Martin machte ſeinen Einbaum wieder von dem andern los, und erhob ſich.

„Meine Schuldigkeit werde ich ſchon abtragen,“ ſagte Klarls Vater mit einer mürriſchen Miene zu Martin, der ganz kurz antwortete: „Braucht's nicht!“

Die Jungfrau konnte es nicht über's Herz bringen, undankbar auch nur zu ſcheinen, wär's auch einem harten Vater zu Lieb; anſtatt die dargereichte Hand ihres Vaters zu ergreifen, der ihr aus dem Einbaume helfen wollte, faßte und drückte ſie Martin's Hand; aber Worte des Dankes vermochte ſie nicht zu ſprechen, da ein heftiges Schluchzen ihre Stimme erſtickte. Sie ſtieg aus.

Um ſeine eigene Rührung zu verbergen, bückte ſich der Jüngling, die Hände gegen das Landungsbrett ſtemmend, um ſeinen Einbaum aus der Schiffhütte zu ſchieben.

„Trink ein Glas Wein mit mir, Martin,“ ſagte der Fiſchmeiſter, „das ſtärkt dich wieder.“

„Ich danke ſchönſtens, und nehm's für empfangen an,“ entgegnete Martin; „das Wetter iſt ſchier vorbei; ich will gleich heimfahren; meine Mutter wird wohl in Angſt ſeyn um mich.“

Mit ſo kräftigem Ruderſchlage, als hätte er heute noch gar nichts gethan, fuhr Martin heimwärts, während der Dukatenbauer mit ſeinem Kinde in das Gaſtzimmer des Fiſchmeiſters trat, um ſich nach dem ausgeſtandenen Schrecken gütlich zu thun.

Als sie Mittags bei heiterem Himmel nach Hause kamen, trafen sie den Hofrath, der in sorgenloser Gemüthlichkeit bei dem letzten Glase einer Flasche Wein, und bei den Resten eines gebratenen Huhnes saß, da er sich über das Ausbleiben der Säumigen durch ein Gabelfrühstück trösten wollte.

„Nun, seid ihr einmal da?“ rief er ihnen zu; „ich dachte schon, der See hätte euch verschlungen.“

„Es hat nicht viel daran gefehlt,“ sagte der Dukatenbauer.

„Dann hättet ihr freilich ein schönes Fest nicht mehr erlebt.“

„Was für ein Fest?“

„In 14 Tagen, am 29. August, wird der Churfürst den Geburtstag seiner durchlauchtigsten Frau Gemahlin auf dem Starnbergersee feiern.“

„So, so,“ entgegnete der Dukatenbauer, der an etwas ganz anderes zu denken schien.

Während Klarl auf einer andern Seite der großen Stube den Tisch zum Mittagsessen deckte, ging der Vater in seine Schlafkammer, öffnete einen mit Eisenblech beschlagenen kleinen Wandschrank, nahm aus einer mit funkelnden Kremnitzerdukaten angefüllten hölzernen Schüssel zwanzig Stücke, wickelte sie in Papier, trug sie sogleich in das Haus der Müllerin, und sagte mit einem prahlerischen Tone zu ihr, nachdem er ihr das Wallfahrtabentheuer auf dem See erzählt hatte:

„Müllerin, fahret mit meinem Knechte auf die Insel, bringt ihm“ . . . das Wort „Martin“ wollte er um keinen Preis aussprechen . . . diese zwanzig Dukaten als Trinkgeld für seine Mühe in meinem Namen, saget aber ja nicht, daß ich ihm danken lasse; wer so bezahlt, braucht nicht zu danken.“

Nach anderthalb Stunden ließ die Müllerin den Dukatenbauer durch seinen Knecht auf ihre Mühle holen. Als er in die Stube trat, sagte sie: „Da liegen eure 20 Dukaten wohlgezählt auf dem Tische.“

„Warum?“

„Der Martin schob mich sammt den Dukaten zur Thüre

hinaus, mit den Worten: „„Sagt dem Dukatenbauer, daß ich kein Geld brauche.““

„Bettelſtolz!“ brummte dieſer, und ſteckte das Gold in ſeine Hoſentaſche. Dann legte er die Hände auf ſeinen Rücken, ging auf und ab, und dachte: „Der Fiſchmeiſter wird ihn bei dem Churfürſten loben, und der Churfürſt hierherkommen; wer weiß, was da alles gegen mich geſprochen werden kann, und ob nicht der Churfürſt, wenn er Nachtheiliges von mir hört, zum Hofrathe ſagt, er ſolle die Tochter eines ſolchen Mannes nicht heirathen.“

Er blieb ſtehen, und die Müllerin konnte aus ſeiner finſteren Stirne erkennen, daß er eine böſe That ausbrüte.

Endlich murmelte er: „Es hilft ſonſt nichts: ich muß den Halunken zuvor aus dem Wege räumen.“

Er blieb noch eine ganze Stunde bei der Müllerin im eifrigſten Geſpräche. Am andern Tage, Nachts um eilf Uhr ſchlich an ihrer Seite ein verdächtiger Kerl, den Hut tief in's Geſicht gedrückt, in den Kuhſtall von Klarls Vater, der bereits hinter der nur angelehnten Thüre auf dieſe beiden Perſonen wartete.

9.

Im Monate Auguſt iſt die Laichzeit faſt aller Fiſche vorüber, und ihr Fang wird in möglichſter Ausdehnung betrieben. Martin hatte, mit der einzigen Beihilfe ſeiner Mutter, immer vollauf zu thun. Es war am fünften Tage nach dem ihm unvergeßlichen Maria-Himmelfahrtsfeſte, als er Abends nach 9 Uhr an der Seite ſeiner Mutter mit einem geſegneten Fiſchzuge heimkehrte, bei dem ſich auch zwei prächtige Lachsforchen von etwa vierzehn und achtzehn Pfund befanden. Der Scherzlgeiger hatte unterdeſſen die Inſel gehütet, und für Margareth Holz geſpaltet. Waſtl erzählte dem Martin, daß er ſeit einer Stunde einen Einbaum nicht weit vom Geſtade habe hin- und herſchleichen ſehen, welcher nach Martins Landung wie-

der nach dem Ufer gefahren sei; er wollte darauf weiten, es sei ein Knecht des Dukatenbauers, der rothköpfige Hiesel, gewesen.

Martin gab ihm nicht viel Gehör, aß schnell, und legte sich, wegen großer Ermüdung, sogleich in seinem Kämmerlein nieder, das rechts vom Eingange in die Hütte war. Wastl schlug sein Nachtquartier, wie gewöhnlich, so oft er auf der Insel übernachtete, auf dem Heuboden auf.

Martin mochte etwa eine Stunde geschlafen haben, als an das Fenster seiner Stube, auf der Rückseite des Hauses, so lange heftig gepocht wurde, bis er aus dem Schlafe auffuhr, und das Fenster öffnete. Zwei Männer standen draussen, von denen der Kleinere soeben einen Einbaum am Ufer befestiget hatte. Der Größere dieser beiden Männer, die mit Säbeln bewaffnet waren, sprach ziemlich leise eine Zeit lang mit Martin, der sodann das Fenster schloß, sich eilig anzog, auf den Heuboden stieg, dem noch wachen Scherzlgeiger einige Worte sagte, und dann wieder zu den nächtlichen Gästen zurückkehrte.

Fünf Minuten später war auf der Insel wieder alles stille, nur hätte man das leise Rauschen von Ruderschlägen hören können, die aber gar bald immer schwächer wurden.

Am andern Morgen um 5 Uhr saßen Margareth, Martin und Wastl frühstückend bei einer Milchsuppe, als plötzlich der Amtmann von Starnberg mit zwei Knechten, Alle bis an die Zähne bewaffnet, von einem grimmigen Fanghunde begleitet, in die Stube trat, und sagte, daß er den pfleggerichtlichen Auftrag habe, die Hütte und die ganze Insel zu durchsuchen. Alle Drei mußten bei der Durchsuchung gegenwärtig seyn. In der Hütte wurde nichts Verdächtiges gefunden, aber in dem verfallenen Kirchlein, unter einer Schicht Waldstreu, ein frisch geschossener Rehbock, und nicht weit davon zwischen altem Stangenholz ein Bürschstutzen mit allen Zeichen eines erst vor Kurzen damit gemachten Schusses.

„Da haben wir ja gefunden, was wir ſuchten!“ rief der Amtmann aus.

Martin erblaßte.

„Ich bin unſchuldig, Herr Amtmann!“ ſagte er.

„Gut für euch, Martin, wenn ihr unſchuldig ſeid; ſo ſpricht aber Jeder in einer ſolchen Lage,“ erwiederte der Amtmann. „Uebrigens iſt dieß Sache des Herrn Pflegers, zu dem ich euch jetzt führen muß.“

„Mein Gott, weſſen beſchuldigt man mich denn?“ fragte Martin.

„Ich darf euch wohl ſagen,“ entgegnete der Gefragte, „was ich unterwegs von den Leuten gehört habe; vom Herrn Pfleger erfuhr ich nichts; er gab mir bloß den Befehl, die Inſel zu durchſuchen, und nach Umſtänden euch zum Pfleggerichte zu führen. In Poſſenhofen alſo hörte ich, bei dem Herrn Pfleger ſei heute Nacht um 2 Uhr die Anzeige gemacht worden, daß ihr zwiſchen 11 Uhr und Mitternacht im obern Theile des Poſſenhofer-Thiergartens ein Stück Wild geſchoſſen, und auf die Inſel heimgeſchleppt habt.“

„Gottlob,“ lachte Martin vergnügt; „dieſe Spekulation iſt ganz verunglückt. Wenn ihr es erlaubt, Herr Amtmann, ſo will ich gleich die Fiſche nach Poſſenhofen mitnehmen.“

„Ich habe nichts dagegen,“ erwiederte der Amtmann, der ſich über die fröhlichen Geſichter der drei Inſelbewohner nicht genug wundern konnte.

Während die beiden Knechte des Amtmannes den Rehbock und den Bürſchſtutzen auf ihr Fahrzeug trugen, folgte der Amtmann in einiger Entfernung dem vermeintlichen Wildſchützen, der die Fiſche holte, und zu ſeiner Mutter und Waſtl zwiſchen denen er ging, heimlich ſagte:

„Wenn wir fort ſind, ſo fahrt gleich zu ihm, und meldet ihm, was mir paſſirt iſt.“

Als der Gefangene bei Poſſenhofen vorüber kam, ſtanden ſchon alle Bewohner am Ufer, und warteten auf ihn. Auch

der Fischmeister war darunter, drohte Martin mit dem Finger, und rief ihm zu:

„Martin, das hätt' ich nicht von dir geglaubt!"

„Glaubt's nicht, Herr Fischmeister," versetzte Martin lachend, „ich glaub's selber nicht."

Die Nachricht von Martins Verhaftung verbreitete sich bald wie ein Laufseuer um den ganzen See herum. Am ersten mochte sie der Dukatenbauer erfahren haben, denn er hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu seinem Weibe zu sagen:

„Der Martin auf der Insel ist ein Wildschütz geworden; heute hat ihn der Amtmann zum Pfleggerichte geliefert, . . . kreuzweise geschlossen," lügte er hinzu, und schielte dabei heimlich auf Klarl hin, die aber, zu seinem Aerger, gar nicht ergriffen schien von dieser Schreckensnachricht, weil sie ihren Martin einer solchen That unfähig hielt. Noch am nämlichen Morgen erfuhr sie das Wahre an der Sache vom Scherlgeiger, der ihr den Weg abpaßte, als sie zum Kochenlernen in das Pfarrhaus ging, welches damals noch in einem Winkel des Dorfes stand.

Martin fürchtete, der Herr Pfleger werde ihn „recht anfahren;" im Gegentheile, als er in die Amtsstube trat, wohin er aber erst um 11 Uhr geführt wurde, ging der g'strenge Herr Pfleger gar freundlich auf ihn zu, und sagte:

„Ich hab mir's zwar gleich gedacht, daß du unschuldig bist, nun aber liegt auch schon der volle Beweis deiner Unschuld vor, ein Schreiben des Herrn Klosterrichters von Bernried, das er mir durch einen reitenden Boten schickte, worin derselbe amtlich bezeugt, daß du von gestern Nachts 10 Uhr bis heute früh um 3 Uhr nicht von seiner Seite gekommen seyest. Ferner zeigte diesen Morgen um 7 Uhr ein Kohlenbrenner bei dem Pfleggerichte an, er habe gestern um halb 10 Uhr Nachts den unter dem Namen „Hirschtödter" berüchtigten Wildschützen Ulrich mit einem ihm unbekannten Burschen nach dem Thiergarten gehen sehen, und bald darauf

einen Schuß gehört; Beide wären, wenigſtens auf dieſem Wege, nicht mehr zurückgekommen, ſohin wahrſcheinlich über den See gefahren. Weißt du keinen Feind, Martin, der dir dieſen Streich geſpielt haben könnte?"

„Ich weiß Niemand, der Urſache hätte, mein Feind zu ſeyn," antwortete der Jüngling edelmüthig.

„Gut."

Der Pfleger ließ ihm auf der Stelle ein Zeugniß ſeiner vollkommenen Unſchuld ausfertigen, mit dem Bemerken, daß es am nächſten Sonntage in allen Kirchen des Pfleggerichtes von der Kanzel herab verleſen werden ſolle.

Eine Stunde ſpäter ſaß Martin ſchon wieder bei dem Fiſchmeiſter von Poſſenhofen, der ihn hocherfreut mit Wein bewirthete. Am nämlichen Abende kam der Kloſterrichter von Bernried ſelbſt nach Starnberg zum Herrn Pfleger auf Beſuch, und erzählte ihm, er habe in äußerſt dringenden Kloſterangelegenheiten in der geſtrigen Nacht nach dem Buchhofe fahren müſſen, zu einer verabredeten Zuſammenkunft mit dem Kloſterrichter in Scheftlarn; da es in Bernried Niemand erfahren ſollte, ſei er mit ſeinem Schreiber allein auf die Inſel gefahren, um den gewandten und verſchwiegenen Fiſcher Martin als Fährmann und Begleiter mitzunehmen.

Dieß alles erfuhr auch der Hofrath aus dem Munde des Pflegers, als er ihn am nächſten Sonntage bei ſeiner Durchfahrt wie gewöhnlich beſuchte, und der Pfleger fügte noch hinzu: daß das allgemeine Gerede den Dukatenbauer als den Anſtifter dieſes ſchlechten Streiches bezeichne, durch welchen er den Martin, von dem ſeine Tochter Klarl nicht laſſen wolle, von dieſer zu entfernen hoffte.

Alſogleich ſchrieb der Hofrath an den Dukatenbauer: „daß er auf die Hand ſeiner Tochter verzichte, indem er nicht der Schwiegerſohn eines Mannes werden könne, auf dem nach allgemeinem Dafürhalten der ſchwere Verdacht ruhe, der Anſtifter einer Frevelthat zu ſeyn, durch welche, ohne Gottes

wunderbare Fügung, der unschuldige Fischer Martin von der Insel Wörth in's größte Unglück gestürzt worden wäre."

Der Hofrath ersuchte den Pfleger, aus Rücksicht für seine Ehre, von diesem Gerede keine Notiz zu nehmen, und gegen den Dukatenbauer nicht einzuschreiten, da der Beschädigte selbst keine Klage stelle. Der Pfleger versprach es, in so ferne keine dringenderen Anzeigen sich ergeben würden, die sein pflichtmäßiges Verfahren zur Folge haben müßten.

Der Hofrath kehrte nach München zurück, mit dem Vorsatze, nie wieder nach Feldafing zu kommen.

Als der Dukatenbauer den Brief des Hofraths erhielt, rannte er damit in das Haus der Müllerin, die eben Knödelbrod für die Dienstboten aufschnitt.

„Da, leset den saubern Brief!" rief er ihr ganz verwirrt zu.

Die Müllerin las den Brief, wurde als Mitschuldige leichenblaß und brach in die Worte aus:

„Tami! Tami!*) . . Was werdet Ihr jetzt thun?"

„Was ich thun werde? Den schlechten Leuten 's Maul stopfen, bevor das Zuchthaus 's Maul aufreißt, um uns zwei zu verschlingen," antwortete er.

„Heilige Mutter Anna, hilf mir!" seufzte die Müllerin. „Aber wie wollt ihr's denn machen, um den Leuten 's Maul zu stopfen?"

„Heute noch fahr' ich auf die Insel hinüber, und sage dem Martin, daß er den schlechten Leuten nicht glauben soll, daß ich ihn für einen rechtschaffenen Menschen halte, und daß er meine Klarl heirathen kann, sobald er will."

Der Müllerin wurde jetzt so steinübel, da sie ihre letzte Hoffnung vereitelt sah, daß sie das Messer fallen ließ, und gerade noch zur rechten Zeit einen Schluck Karmelitergeist thun konnte, sonst hätte sie der Schlag getroffen.

---

*) Ein Ausdruck der Verwunderung.

10.

Am 29. Auguſt, Nachmittags um 1 Uhr, bei herrlichem Wetter, während auf den Anhöhen von Starenberg und Berg die Böller krachten, beſtieg der Churfürſt Maximilian Joſeph III., ein wahrer Vater des Vaterlandes, deſſen allzufrühen Tod vierzehn Jahre ſpäter alle ſeine Kinder — alle Bayern waren die Kinder des kinderloſen Churfürſten — untröſtlich beweinten, mit ſeiner Gemahlin, Maria Anna, Tochter des Friedrich Auguſt, Königs von Polen und Churfürſten zu Sachſen, deren fünfunddreißigſter Geburtstag heute gefeiert wurde, und mit einem zahlreichen Hofſtaate, das prachtvolle Schiff, den Bucentaur, nach dem Modelle desjenigen gebaut, auf welchem der Doge von Venedig jährlich am Himmelfahrttage mit dem adriatiſchen Meere ſich zu vermählen pflegte, wobei er einen goldenen Ring in's Meer warf, die Worte ſprechend:

„Desponsamus te, o mare, in signum perpetui dominii.“ **)

Dieſes Schiff, welches der Churfürſt mit ſeinem Gefolge beſtieg, war gerade vor 100 Jahren — 1663 — auf Befehl des Churfürſten Ferdinand Maria von italieniſchen Baumeiſtern erbaut worden.

„Es hielt in der Länge 100, in der Breite 25, und in der Höhe, ohne die oberſte Gallerie, 17 Schuhe, und beſtand aus drei Verdecken, von denen das erſte für die Schiffleute, das zweite für den Hof, das dritte für die Muſiker und Dienerſchaft beſtimmt war. Es war mit einem großen und kleinen Segel, mit Strickleitern und Tauwerk verſehen; auf dem hohen Maſtbaume flatterte eine blau und weiße Flagge; die Hauptfarben daran waren blau und roth, mit ſtark vergoldetem Schnitzwerke verziert. Die äußeren Theile des Schiffes

**) „Wir vermählen uns mit dir, o Meer, zum Zeichen der immerwährenden Herrſchaft.“

umgab ein Tanz von Sirenen, Najaden und Tritonen, gemalt: auf der vorderen Spitze ſtand ein vergoldeter Neptun mit einer blau und weißen Flagge ſtatt des Dreizackes in der Hand und am hinteren Theile eine vergoldete Pallas. Die ganze Mitte des Schiffes umgab eine Gallerie von durcheinander verflochtenen Fiſchen und gedrehten Säulen von Schnitzwerk.

„In dem mittleren Stockwerke, gleich bei dem Eintritte in die Zimmer, erblickte man oben das bayeriſche und herzoglich ſavoyiſche Wappen. Die äußeren Zwiſchenräume der Fenſter dieſer Gemächer wieſen 34 geſchnitzte Termesbilder. In den Saal tretend, ſah man eine Herkulesfigur, und in der Mitte des Saales Neptun auf einem Delphin in einer großen Muſchel. Hier pflegte der Churfürſt zum Scherze Jene zu taufen, die zum erſten Male auf das Schiff kamen. Die Decke des Saales war auf rothem Grunde mit Früchten und Blumen bemalt, mit rothem, goldgeſäumten Sammet ausgeſchlagen, und mit vier großen Spiegeln geſchmückt. Die anſtoßenden zwei Kabinete waren blau in blau gemalt; die Decke prangte mit Göttergeſchichten.

„Im Vordertheile des Schiffes führten zwei Treppen zur oberſten Gallerie, auf welcher 24 Trompeter mit 2 Paukern und andern Muſikern ihren Platz hatten. Dieſes Schiff trug 16 Kanonen. An den großen Rudern arbeiteten paarweiſe 68 Mann, und an den kleinen 32. Zwei Mann waren zum Auspumpen, und acht Mann zum Anker beſtellt, folglich im unterſten Verdecke 110 Arbeiter beſchäftiget; oft befanden ſich 500 Perſonen auf dem Schiffe, das aber nur 3 Schuh tief im Waſſer ging, ſohin bei heftigem Winde keine Segel zuließ, und keine Sicherheit gewährte. Die Baukoſten deſſelben betrugen 30,000 Gulden. Schon vor einem halben Jahrhunderte war von dieſem prachtvollen Schiffe nichts mehr zu ſehen.“

Wenn bei den churfürſtlichen Luſtfahrten der Bucentaur

in den See ſtach, war er immer von einer kleinen Flotte umgeben, und zwar, außer den kleinen Hofſchiffen und den zahlloſen Einbäumen der Fiſcher, mit 17 ſehr ſchönen Schiffen, auf denen bei 2000 Perſonen Raum fanden, die alle auf dem See bewirthet wurden. Unter dieſen Schiffen waren nämlich auch 4 große, flache, und zwar zwei zur Küche, eines zum Keller, eines für die Keller-Offizianten, die rothe Gallerie mit 20 Arbeitern beſetzt, ein Kammerherrnſchiff, und noch viele andere.

Churfürſt Maximilian Joſeph III. kam des Jahres oft drei- und viermal nach Starenberg, um Seejagden zu halten, wo dann große Rudel Hirſche und Rehe in den See getrieben, von Hunden verfolgt und von den Schiffen aus geſchoſſen wurden. Selbſt an Abenden ſind Waſſerjagden gehalten worden, bei denen oft 60 Schiffe, mit farbigen Laternen beleuchtet, auf dem See ſchwammen, an deſſen Ufern ungeheure Pyramiden die Strahlen von vielen tauſend Lampen weithin funkeln ließen.

Die Frau Churfürſtin, eine gar ſanfte Dame, liebte die blutige Jagdluſt nicht; ſie wünſchte, daß an dieſem Tage nur friedliche Spiele ſtattfinden ſollten: Schwimmen, Schiffrennen und Panzenſtechen. In dieſen drei Arten von Leibesübungen blieb Martin der Meiſter.

„Ich ſehe ja immer den Nämlichen, der bei jedem Spiele der Erſte iſt," ſagte der Churfürſt, umgeben von den adeligen Beſitzern der Schlöſſer am See, von den Prälaten von Bernried und Scheftlarn, von den Kloſterrichtern dieſer beiden Klöſter, und von andern geiſtlichen und weltlichen Herren. „Wie heißt er denn?"

„Martin Brugger, Sohn der Fiſcherswittwe auf der Inſel Wörth," antwortete der Pfleger von Starenberg, „ein recht wackerer junger Menſch von tadelloſer Aufführung, der mit kindlicher Liebe für ſeine arme Mutter ſorgt."

„Und unſer geſchickteſter Fiſcher," fügte der Fiſchmeiſter von Poſſenhofen bei, „der nämliche Martin, den ich Eurer

churfürſtlichen Durchlaucht in meinen allerunterthänigſten Berichten ſchon vielfältig angerühmt habe."

„Und mein gottesfürchtigſtes Pfarrkind unter den jungen Burſchen," äußerte der Pfarrer von Feldafing.

„Ei, ei," ſagte der Churfürſt, „der Martin wird ja über den Schellenkönig gelobt. Ich will, daß er mir nach der Tafel, und wenn der Herr Pfleger als Seerichter die Preiſe vertheilt hat, vorgeſtellt werde."

Nach der Tafel ſtellte der Fiſchmeiſter von Poſſenhofen den Martin ſeiner Durchlaucht vor. Martin hatte ſich umgekleidet, und ſtand in einem ganz neuen und eleganten Fiſchergewande da, mit einem Gürtel von grünem Saffian, eigenhändig ausgelegt mit buntfarbenen, im Sonnenlichte wunderſam ſchimmernden Fiſchſchuppen. Auf ſeinem Herzen trug er — zum erſten Male — ſeine als Soldat erhaltene Tapferkeitsmedaille.

Kaum erblickte dieſe der Churfürſt, an der Seite ſeiner Gemahlin, des ganzen Hofes und ſeiner Gäſte, als er dem Martin freundlich auf die Schulter klopfte, und zu ihm ſagte:

„Brav gehalten, Martin, recht brav!"

Und Martin mußte nun ein Langes und Breites erzählen, wie er ſich dieſe Medaille verdient habe.

Drauf winkte der Churfürſt einem Pagen, der ihm auf einem ſilbernen Credenzteller zwei Patente mit dem großen churfürſtlichen Inſiegel überreichte.

Und der Churfürſt ſprach zum Fiſchmeiſter von Poſſenhofen gewendet:

„Mein alter Hoffiſchmeiſter in München hat um ſeine Penſion gebeten; euch ernenne ich zu ſeinem Nachfolger."

Und er reichte ihm das Patent.

Der Glückliche ließ ſich auf ein Knie nieder, und küßte dem gnädigſten Herrn die Hand.

„Und weil ich keinen beſſeren Nachfolger für euch weiß,"

fuhr der Churfürſt fort, „ſo hab' ich dich, Martin, zum Fiſchmeiſter von Poſſenhofen gemacht.“

Und er gab dem Martin das zweite Patent.

Aber dieſer fiel auf beide Knie, und küßte die beiden Hände des Churfürſten, der ihm lächelnd auf die Beine half und ihn fragte:

„Nun möcht' ich aber gerne wiſſen, ob der neue Fiſchmeiſter von Poſſenhofen auch ſchon eine Fiſchmeiſterin hat?“

„Hat ſie ſchon, Durchlaucht!“ antwortete Martin eilig, rannte an Bord, ſchaute auf den Einbaum hin, in welchem Klarl mit ihren Eltern ſaß, ſchwenkte mit der linken Hand ſeinen Hut, hielt mit der Rechten das Patent hoch in die Luft, und ſchrie mit einer Löwenſtimme:

„Klarl, ich bin churfürſtlicher Fiſchmeiſter von Poſſenhofen!“

Da wurde der Müllerin noch übler, als neulich; weil ſie aber dießmal keinen Carmelitergeiſt bei der Hand hatte, rieb ſie ſich mit einer Hand voll Waſſer die Schläfe.

Dem Churfürſten machte dieſe Geſchichte ſo viel Spaß, daß er auch Martin's Mutter, welche ein neues, von Martin gekauftes Kleid trug, und ihre ſilberne Halskette und ſilberne Florſchnalle, die er ihr bei dem Juden Daniel ausgelöſet hatte, ſo wie Klarl mit ihren Eltern an Bord kommen ließ.

Bei Klarls Anblicke ſagte der Churfürſt erſtaunt zu ſeiner Gemahlin:

„Sieh doch, Marie, ob dieſes Mädchen nicht auffallend dem Porträte der ſchönen Türkin im Schloſſe zu Starnberg gleicht, welche mein Großvater Maximilian Emanuel einſt bei Belgrad gefangen hat?“ *)

„Wahrhaftig, täuſchend ähnlich!“ antwortete die Churfürſtin, und ſprach ſehr freundlich mit Klarl. Der Churfürſt

*) Hiſtoriſch.

wünschte beiden Eltern Glück zu solchen Kindern. Als er sie bereits gnädigst entlassen hatte, rief er noch nach:

„Apropos, Klarl, bei dem ersten Fischmeisterlein bin ich der Pathe; sollte es aber eine Türkin sein, wie Du, dann wende Dich an meine Frau!“

Das liebliche Paar wurde am 15. October in der Schloßkapelle zu Possenhofen getraut, die damals noch im Innern des Schlosses war.

Der Scherzlgeiger und die Annamiedl wurden in das Hauswesen des neuen Fischmeisters aufgenommen, welches dessen Mutter und Klarl friedfertig miteinander besorgten. Die Insel, welche sie nur pachtweise inne hatten, kam in andere Hände.

Die Müllerin heirathete aus Verzweiflung den Lipp, den Bräumeister von Bernried, und dieß war sehr gut; denn er prügelte sie alle Tage, und dieß war wieder sehr gut, weil sie dadurch in Jahr und Tag eines der ordentlichsten Weiber weit und breit wurde, und dann auch keine Prügel mehr erhielt, und dieß mußte wohl auch gut sein, weil es ihr lieb war.

Der Dukatenbauer hatte seinen Zweck erreicht, den schlechten Leuten, wie er sie nannte, 's Maul zu stopfen.

Gerade am Jahrestage der ausgestandenen Todesangst und der glücklichen Rettung, am Maria-Himmelfahrttage —, landete ein churfürstliches Fischmeisterlein im häuslichen Hafen zu Possenhofen, und der überselige Vater fuhr sogleich mit der gehorsamsten Anzeige und mit der erinnernden Bitte zu dem Herrn Churfürsten in die Residenz, wo er die leutseligste Aufnahme fand.

Der Kukuk weiß, wer dem Churfürsten die verunglückte Heirathsspekulation des Hofrathes mit der Tochter des Dukatenbauers mag gestochen haben; kurz, der Herr Churfürst machte sich den Spaß, dem Hofrathe „als einen Beweis landesherrlicher Gewogenheit“ huldreichst das Geschäft zu

übertragen: im Namen Seiner Churfürſtlichen Durchlaucht das neugeborne Söhnlein des Fiſchmeiſters von Poſſenhofen aus der Taufe zu heben, Maximilian Joſeph nennen zu laſſen, und fünfzig ganz neue Frauenbildthaler aus der churfürſtlichen Cabinetscaſſa einzubinden.

Der Hofrath war ſo fein, auf eigene Koſten einen ſchönen ſilbernen Leuchter als Geſchenk beizufügen, und ſich keinen Verdruß anmerken zu laſſen; aber der Scherzlgeiger ließ es ſich durchaus nicht abſtreiten, daß der Hofrath, während er das Kind über die Taufe hielt, ſo ſaure Geſichter geſchnitten habe, wie wenn nur unreife Holzäpfel ſeit acht Tagen ſeine einzige Speiſe geweſen wären.

Oform. no 1019

Zwei Dorfgeschichten

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

I. Der Dukatenbauer.

Zweite Auflage.

II. Der Schullehrer von Teufelsheim.

München, 1853.
Verlag von E. A. Fleischmann.

1.

Zum lustigen Sprunge über das lodernde Johannisfeuer in der Sonnenwendnacht des Jahres 1763 ruderten schon gleich nach dem Mittagsessen junge Fischer mit Schwestern, Basen und Schätzchen, zu denen sich von jenseits der Uferhügel des See's befreundete Bauernbursche mit ihren Liebchen gesellten, von allen Seiten lautjauchzend der stillen Insel Wörth zu, die in dem so anmuthigen Starnbergersee zwischen den Lustschlössern Possenhofen und Garatshausen liegt, etwa fünfhundert Schritte vom westlichen Ufer entfernt.

An dem unteren Ende dieses kleinen Eilandes, das mit jenem Ufer einst durch zwei, im dreißigjährigen Kriege zerstörte Stege verbunden war, in einem verfallenen Kirchlein, das man noch heut zu Tage dort sehen kann, stand die Fischerswittwe Margareth, und ordnete Speise und Trank für die erwarteten Inselgäste.

Das Innere dieses ehemaligen Kirchleins, auf dessen Stätte zur Zeit des Heidenthums ein Götzentempel sich soll erhoben haben, labet in sommerlicher Hitze durch kühlen Schatten, der heute benützt wurde, zwei Fässer Bier, einen großen Käselaib von dem Umfange eines vordern Wagenrades, und drei Körbe voll Brod, von den jungen Leuten im Kloster Bernried auf gemeinschaftliche Rechnung angekauft, vor den Strahlen der Sonne zu bewahren.

Margareth hatte soeben den Käselaib wieder in ein mit frischem Salzwasser durchweichtes Tischtuch geschlagen, und die vier Zipfel desselben kreuzweise zusammengeknüpft, als sie eine Stimme hinter sich rufen hörte:

„Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit!“ antwortete Margareth, und drehte ſich um.

„Ah! Ihr ſeid's, Müllerin!“

„Ja. Ich bin auch herübergefahren, und hoffe, es werde recht luſtig zugehen.“

„Gewiß, Müllerin; wo junge Leute zuſammenkommen, geht's immer luſtig zu.“

Die Müllerin hielt die „jungen Leute“ für einen „Stich,“ und erwiederte:

„Nun, nun, man braucht gerade nicht jung auszuſehen, um jung zu ſeyn.“

„Freilich, Müllerin, freilich; Ihr geht ſo gerade und friſch, daß man euch euer Alter gar nicht ankennt, und von weitem für ein zwanzigjähriges Ding halten möchte; auch ſeid ihr ſo ſchön aufgeputzt, wie eine Hochzeiterin.“

Wieder zwei Stiche: das „Alter“ und „von weitem!“

Das war der reichen Müllerin von Feldafing zu viel auf einmal.

„Ich weiß gar nicht, wie ihr mir heute vorkommt, Margareth,“ ſagte ſie, als beide Wittwen ſich eben der ärmlichen Hütte näherten; „Alter! ... ihr thut ja, als wär' ich ſchon ſiebenzig Jahre alt; ich bin ein Weib in meinen beſten Jahren, und friſch und geſund; mein Mann ſtarb erſt vor 17 Jahren, — Gott habe ihn ſelig! — und als er mich heirathete, war ich erſt 36 Jahre alt. Ihr dürft mir's glauben, daß gar viele und recht hübſche junge Burſche mich nicht bloß von weitem für jung halten, ſondern es mir in der Nähe ſagen, daß ich noch eine hübſche Wittwe ſei, der ſie recht gut ſeyn könnten. Erſt noch vor 14 Tagen hat ſich der Bräumeiſter von Bernried mir antragen laſſen, der Lipp ... ihr kennt ihn ja, ein recht ordentlicher Menſch, gar nicht übel, und noch nicht dreißig Jahre alt; aber er iſt halt doch nicht der Rechte, wie ich mir einen Mann wünſche ... Wenn ihr findet, daß ich geputzt bin, wie eine Hochzeiterin, ſo geſchah dieß gewiß nicht, um einen Hochzeiter zu fiſchen; denn

an jeden von meinen zehn Fingern hängen ſich drei Hochzeiter, wenn ich will, ohne daß ich zuvor mich aufzuputzen brauche. So, jetzt hab' ich euch meine Meinung geſagt."

„Ich glaube gar, ihr braucht euch*), Müllerin?"

„Ja, ja, mit Recht."

„Das thut mir leid, denn ich habe gar nicht daran gedacht, euch etwas Unliebes ſagen zu wollen, ihr kennt mich ja. Wär's mir immer ſo gut gegangen, wie euch, ſo könnt' ich auch ſo gut ausſehen, wie ihr; ach Gott! bei euch iſt's keine Kunſt, jung zu ſeyn: ihr habet nie Kinder, und nie Sorgen gehabt; aber ich arme Wittwe . . . der Himmel mag wiſſen, wo ſich jetzt mein einziger Sohn in der Welt herumtreibt, mein armer Martin!"

Margareth öffnete mit der rechten Hand die Thüre ihrer Hütte, während ſie ſich mit der linken Hand die Thränen aus den Augen wiſchte.

Die Müllerin trat vor ihr in die Kammer, kehrte ſich in dem Augenblicke um, da Margareth die Thüre mit dem Rücken zumachte, und ſagte:

„Um euern Martin braucht ihr euch nicht mehr zu kümmern; er iſt in München."

„In München?"

„Ja, in München."

„Wiſſet ihr es gewiß, Müllerin?"

„Der Fiſchführer von Poſſenhofen hat ihn geſtern Nachmittags im Auguſtinerkloſter neben dem Pater Kellermeiſter bei einem Kruge Bier ſitzen ſehen."

„Heilige Mutter Gottes, ſchau, du haſt mich halt doch nicht ſitzen laſſen!" rief Margareth, und ſtreckte, wie zum Gebete gefaltet, ihre gebräunten Hände nach der Himmelskönigin aus, die in der Ecke der Kammer, zwiſchen zwei wächſernen Engeln mit Rauſchgoldflügeln, unter einem Crucifixe ſtand.

---

*) Aerger ausdrücken.

Und dann weinte die Wittwe vor Freude, als wollte ihr das Herz brechen.

„Acht Jahre lang hab' ich ihn nicht mehr g'ſehen, meinen Martin," ſchluchzte ſie; „er mußte in den ſiebenjährigen Krieg mitgehen, und hat mir alle Vierteljahre ſchier ſeine ganze Löhnung g'ſchickt; ich glaub', er hat nur von Waſſer und Brod g'lebt, anders hätt's gar nicht ſeyn können . . . Auf Michäli werden's zwei Jahr, daß ich gar nichts mehr von ihm g'hört hab'. Aber daß er nicht kommt, daß er noch nicht da iſt?..." Und ſie ſchüttelte ungläubig den Kopf.

„Nur Geduld, Margareth, nur Geduld," tröſtete ſie die Müllerin, „er wird halt auch nicht gleich fort können, wie er möcht'. Vielleicht iſt er . . ."

Ein lautes Jauchzen junger Leute, die ſo eben landeten, unterbrach die Vermuthungen der Müllerin.

„Da ſind ſie ſchon!" fuhr ſie fort. „Macht jetzt, macht, Margareth; zieht geſchwind euer Sonntagsg'wand an, die ſilberne Halskette, die Florſchnalle von Filigran . . ."

„Nichts mehr da . . ." erwiederte Margareth, biß die Lippen übereinander, und drehte ſich um, die Thränen zu verbergen, welche über ihre gefurchten Wangen herabfloſſen.

„Nichts mehr da!" wiederholte die Müllerin, „nichts mehr da! . . . Hm! hm! ei, ei! Ja, wo iſt's denn?"

„Verſetzt . . . bei dem Juden Daniel in der Gruftgaſſe in München . . . er hat meinem Alten — Gott tröſte ihn! — auch oft geholfen. Die lange Krankheit meines Mannes hat alles verſchlungen . . . Ein Ehrenmann, der Daniel! Wären nur alle Chriſten ſo, wie er! . . . Jetzt brauch' ich ihn nicht mehr . . . das Verſetzte kann ich nicht mehr auslöſen, und zu verſetzen hab' ich nichts mehr . . ."

Und mit dieſen Worten deutete ſie auf die werthloſen Gegenſtände in der Kammer: eine hölzerne Bank, die an den Wänden herumlief; ein alter Tiſch und drei Stühle von weichem Holze; eine nußbraune Bettlade, zwei Kiſſen und ein

Unterbett, mit Moos ausgestopft, anstatt mit Bettfedern; eine alte geflickte, wollene Decke; links in der Ecke eine kreischend pickende Schwarzwälderuhr mit rauchverwittertem Zifferblatte, und ein kleiner Wandschrank.

Die Müllerin wollte eben über eine so mißliche Hauswirthschaft ihre Verwunderung zu erkennen geben, als an den vier Guckerln der Kammer zu gleicher Zeit geklopft wurde, und muntere Mädchenköpfe, einer den andern verdrängend, hineinlugten, während die jungen Bursche aus vollem Halse riefen:

„Margareth 'raus! Margareth 'raus!"

2.

Die fröhlichen Inselgäste schickten sich an, ein Lager zu schlagen, unter und zwischen den Obstbäumen der kleinen Insel, die ein Viereck von beinahe gleichen Seiten bildet, deren eine gegen 200 Schritte, und sohin der ganze Umfang etwa 8 bis 900 enthält. Ein natürlicher Zaun von dichtem Gesträuche umgürtete diesen kleinen Erdstrich, groß genug für ein Paar genügsame Herzen; da war ein Acker, eine Wiese, ein Küchengarten zu sehen, eine Kuh im Stalle; aber der Pächter, zu dessen Nahrung die Früchte des Bodens nicht hinreichten, mußte das Fehlende durch den mühsamen Fischfang ergänzen.

Alles regte und rührte sich, singend und lachend; die Fischermädchen stiegen aus den Einbäumen mit Körbchen am Arme, die mit geräucherten Alten, Bürstlingen, Haseln, Laugen und andern Fischen der geringsten Gattung angefüllt waren; die Bauernmädchen brachten frische Butter, sorgfältig in Weinlaub versteckt, und frischgebackene Nudeln; die Ruder wurden in das Gras getragen, um ihr breites, flaches Ende als Teller zu benützen.

Ein eigener Einbaum, an einen andern gehängt, trug das klein gehackte Holz zum Sonnenwendfeuer, das auf dem freien

Platze zwischen der Hütte und der Anfahrt von Ammerland her, bei einbrechender Nacht weithin leuchtend auflodern sollte. Dieser Platz hieß der Tanzboden, weil hier die jungen Leute seit unfürdenklichen Zeiten tanzten, so oft sie zu einer geselligen Unterhaltung auf die Insel kamen. Die ganze Tanzmusik bestand gewöhnlich nur aus einer einzigen Waldpfeife, und fehlte auch diese, so meldete sich doch immer irgend ein Bursche, der mit einem Baumlaube die lustigsten Ländler blasen konnte.

Dießmal war den Tanzlustigen ein absonderliches Glück beschieden: sie hatten im Wirthshause zu St. Heinrich den Wastl von Mammendorf aufgegabelt, einen weit und breit, von Alt und Jung, von Groß und Klein wohlgekannten Scherzlgeiger, einem alten Erzvagabunden, aber eine durch und durch ehrliche Haut, einen Menschen, der lieber verhungert wäre, als daß er auch nur eine Feldrübe gestohlen hätte. Deßhalb genoß er aber auch ein so unbedingtes Vertrauen, daß ihn alle Hausväter und Hausmütter unbesorgt allein in ihren Häusern und Hütten bei unverschlossenen Schränken ließen, in denen Geld und Gut lag.

Sein guter Ruf stand auch bei den churfürstlichen und gutsherrlichen Gerichten fest; kein Amtsknecht verhaftete den Landstreicher, der mit seinem Scherzlgeigerpatente in der altbayerischen Welt herumwanderte, und überall beliebt war, wohin er kam, ja gar oft Vorwürfe erhielt, wenn er zu lange ausblieb. Er war mit Allem zufrieden, was man ihm gab, mit Brod, gedörrtem Obste, Milch oder Wasser, am fröhlichsten aber, wenn er unter fröhlichen jungen Leuten einen Krug Bier trinken konnte.

In den langen Winterabenden war er in den bäuerlichen Spinnstuben des Oberlandes immer ein sehr willkommener Gast. Wenn die Bursche und Mädchen des Singens und Plauderns müde wurden, begann Wastl allerlei aus seinem Leben zu erzählen, wozu es ihm nie an Geschichten fehlte, da er nicht weniger als siebenzehn Potentaten des heiligen römi-

schen Reiches, oft mit den größten Gefahren, aber dennoch immer glücklich, desertirt war. Dabei vergaß er nicht, zu bemerken, daß er niemals freiwillig Soldat geworden sei, sondern daß man ihn stets gewaltthätig dazu gezwungen habe.

Das Trinkgeschirr der ganzen Gesellschaft bestand aus zwei alten, irdenen, deckellosen Krügen der Wittwe Margarethe die von Hand zu Hand, und von Mund zu Mund gingen. Das junge Blut vertrug sich aber nicht wohl mit einer langen Ruhe. Wo immer auf dem Lande Burschen und Mädchen zu einer Unterhaltung zusammenkommen, thun sich stets Einige hervor, welche als Festordner keine Mühe scheuen. Da befestigte man hoch an den starken Aesten von zwei Lindenbäumen Stricke zu einer Schaukel für die Mädchen, mit dem Sitzbrette eines Einbaumes versehen; dort standen Zwei, und reinigten mit einem Büschel Gras das lange gewaltige Brett auf der Sonnenseite des Hauses, ein Brett, das mit seiner Mitte auf einem festen hohen Unterlager ruhte; auf jedes Ende dieses Brettes setzte sich ein Bursche, und der Stärkere drückte kräftig abwärts, und ließ den Schwächeren in der Höhe zappeln, zum lauten Gelächter der Zuschauenden.

Andere waren am Ufer und wetteiferten, wer mit Steinen in die weiteste Entfernung werfen könne; Einige *schiffelten*, das heißt: sie warfen kleine flache Steine in solcher Weise auf die Wasserfläche, daß Steine und Wasser mit ihren Flächen sich berührten, und die Steine in raschen Absätzen hinschnellten, bis sie untergingen.

Ein Dutzend Mädchen ergötzten sich mit dem *Hahnenschlage*, aber ohne *Hahn*, statt dessen ein mitgebrachter alter, zersprungener Topf wie ein Hut über eine Rudel gestellt wurde. Dann trat ein Mädchen vor diesen Topf hin, ließ sich die Augen verbinden, nahm einen Haselstock in die rechte Hand, kehrte sich um, und ging zurück, zwanzig Schritte zählend, blieb dann stehen, kehrte sich wieder um, und ging dann wieder vorwärts, dem Topfe, zwanzig Schritte zu zählend.

Jetzt ſtand das Mädchen ſtill, in der Meinung, bei dem Topfe zu ſtehen, und ſchlug mit dem Haſelſtocke tüchtig darauf los, um den Topf zu zertrümmern, und dadurch den Preis des Sieges zu erhalten, die unter dem Topfe befindliche Nudel.

Allein das ſchallende Gelächter der Geſpielinnen verrieth dem Mädchen bald, daß es weitab vom Ziele gerathen ſei, und leeres Gras dreſche. Neugierig riß es ſofort die Binde von den Augen, lachte auf eigene Koſten mit, und ein anderes Mädchen ſprang herbei, den nämlichen vergeblichen Verſuch zu machen.

Der Abend brach an; allmählig ſenkte ſich die Sonne hinter Feldaſing; die Kuppen der fernen Berge im Süden ſetzten ihre Schlafhauben auf, jene Schlagſchatten, welche in Gebirgen das Herannahen der nächtlichen Ruhe verkünden.

„Tanzen! Tanzen!“ rief man von allen Seiten.

Da ſetzte ſich der bierſelige Scherzlgeiger auf die Wandbank vor der Hütte, und ſpielte einen luſtigen Ländler auf, und die jungen Burſchen ſchwangen die Mädchen im Tanze, und pfiffen und klatſchten mit Zungen und Händen; die Müllerin war auch dabei, das verſteht ſich von ſelbſt, und drehte ſich wirklich ſo flink, wie ein junges Mädchen. Der Ambacherflorian wollte die Margareth auch mit aller Gewalt zum Tanze haben; ſie aber ſagte leiſe und treuherzig zu ihm: „Ich dank' dir, Florian; nimm lieber die Tutzingertoni dort; du weißt ja, daß ſie für ihr Leben gern tanzt. Schau nur, wie ſie auf dem Schragen ſitzt, und mit den Füßen zappelt; ſie kann's kaum erwarten, bis ſie erlöſet wird. Geh, du thuſt ein gutes Werk; mir iſt gar nicht tanzeriſch zu Muth . . . . ich möcht' lieber weinen . . .“

Der Ambacherflorian winkte der Tutzingertoni, einem groſſen hübſchen Mädchen mit blonden Haaren und blauen Augen, und ſie ſprang gleich auf, und brachte vor Herzensluſt den Mund nicht mehr zu.

Der Ländler war kaum aus, als man kurz nacheinander drei Schüsse fallen hörte; das Echo rollte weit umher.

„Das muß eine Herrschaft seyn," sagte der Scherzlgeiger, indem er aufstand, und seine Geige auf die Bank legte; „gemeine Leute dürfen auf dem See nicht schießen."

„Wo denn? Wo denn?" hieß es.

„Vom innern Wörth herüber," antwortete Margareth.

Alle eilten links am Hause vorüber zur Anfahrt.

Jakob, der Wirthssohn von Pöcking, kannte gleich das Fahrzeug an der großen Flagge.

„Das ist der stolze Dukatenbauer und sein Kind," rief er, „und sein künftiger Schwiegersohn sitzt auch dabei, der närrische Kauz, den die Leute immer Hofrath schimpfen."

„Wenn wir da stehen bleiben, und Maulaffen feil haben," äußerte Florian, „so könnte der Dukatenbauer leicht meinen, es sei uns etwas gelegen an ihm. Kommt, gehen wir wieder zum Tanzen, und kümmern wir uns gar nicht um diese . . . diese . . . Bauernherrschaft."

Lachend sprangen Burschen und Mädchen wieder dem Tanzboden zu, und der Scherzlgeiger marterte seine schnarrende Geige wieder.

Nur die Müllerin blieb stehen, und begrüßte die Landenden; sie war mit dem reichen Bauer gut bekannt.

3.

Hoffährtig stieg der Dukatenbauer aus, und machte ein Gesicht, als ob er durch seine Gegenwart der Insel eine große Ehre erweise. Nur mit einem leichten Kopfnicken erwiederte er den Gruß der Wittwe Margareth. Er war ein untersetzter Mann von 45 bis 48 Jahren, der Niemanden recht in's Gesicht schauen konnte; nur wußte man nicht, geschah dieß aus Stolz, oder aus einem schlechten Gewissen, vielleicht aus beiden Ursachen; denn über seinen Reichthum wurde allerlei gemunkelt, und gerade nicht immer zum Vortheile seiner Ehr-

lichkeit. Vor dem Beginne des siebenjährigen Krieges schlug er sich als Bauer in der Nähe von Feldafing, und zu dieser Dorfgemeinde gehörig, zur Noth durch; als das Kriegsdonnerwetter losbrach, verschwand er, und sein Weib antwortete den Feldafingern, die nach ihm fragten, er sei als Lieferant zur Armee der Reichstruppen gegangen. Kein Mensch kümmerte sich weiter um ihn, denn er war immer ein barscher und unverträglicher Gesell.

Erst nach vier Jahren kam er in einer finstern Nacht wieder heim, mit einem schwer bepackten Wagen, den drei Pferde zogen. Schon nach wenigen Tagen wurde angefangen, das einfache Bauernhaus in ein Herrenhaus zu verwandeln, und mit gemauerten Ställen zu umgeben, daß es schier aussah, wie ein Edelsitz; eine modische Halbkutsche mit zwei schönen frischen Pferden wurde gekauft; er kleidete sich, Weib und Kind, dreimal neu, und bezahlte Alles mit blanken Kremnitzerdukaten, weßhalb er bald der Dukatenbauer heißen mußte.

War irgendwo Kirchweihe, so hielt er oft den ganzen Tisch voll Bauern, an dem er saß, zechfrei, wodurch er sich natürlich viele Freunde machte. Fragte ihn ein Zechbruder, wie er es denn angestellt habe, so viel Geld zu verdienen, so antwortete er:

„Ich führte Getreid, Vieh und Wein zur Armee, wofür ich schweres Geld auslegte, und täglich mein Leben dabei auf das Spiel setzte; denn ich mußte mich mit meinen Transporten gar oft im Rücken des Feindes durch Sümpfe und unwegsame Wälder vorüberschleichen; die ausgestandenen Gefahren mußten auch auf die Waaren geschlagen werden, und so kam ich zu einem hübschen Stück Geld; es war aber gar sauer verdient."

Der Neid konnte ihm aber doch seinen Reichthum nicht verzeihen, und daß er wenigstens den größern Theil davon gestohlen haben müsse, flüsterte bald ein Nachbar dem andern

vertraulich in's Ohr, ſobald die Freigebigkeit des Dukatenbauers nachzulaſſen begann.

Seine einzige Tochter, ſeine liebe Klarl, ſollte als Erbin eines großen Vermögens keine Bäuerin werden, ſondern eine gnädige Frau. Der Vater ließ ſie alſo drei Jahre lang bei den Engliſchen Fräulein in München erziehen, wo ſie der „Hofrath" ſah, von ihrem Reichthume ſprechen hörte, um ihre Hand bat, und von dem Vater die Zuſage erhielt. Klarl wurde um ihre Einwilligung gar nicht gefragt. Der Vater hatte ſie vor vierzehn Tagen heimgeholt, und bei dieſer Gelegenheit den Hofrath zu einem Beſuche bei dem Sonnenwendfeuer eingeladen. Deßhalb erſchienen jetzt dieſe drei Perſonen auf der Inſel Wörth. Die Mutter hütete das Haus.

Der Dukatenbauer war angethan mit einem braunen Rocke, an welchem eine Doppelreihe von ſilbernen Knöpfen blitzte, aus bayeriſchen halben Gulden beſtehend, und zwar die Reihe rechts unter Churfürſt Max Emanuel, die Reihe links unter Kaiſer Karl VII. geprägt. Auf dieſe Art war auch die geblümte ſeidene Weſte verziert, nur mit dem Unterſchiede, daß die Knöpfe keine halbe Gulden, ſondern Fünfzehner waren. In ſeiner Hoſentaſche ſtaken zwei doppelgehäuſige Uhren an langen, ſchweren, ſilbernen Uhrketten; den Hut umſchlangen, drei Finger hoch, goldene Schnüre mit zwei dicken Quaſten. Ein dunkelgrünes Beinkleid reichte bis zu den großen ſilbernen Schuhſchnallen hinab, die ein längliches Viereck bildeten.

Klarl trug noch das einfache Gewand eines Zöglings der Engliſchen Fräulein, und einen breiten ſchwarzen Strohhut auf den kaſtanienbraunen Haaren, die in zwei mächtigen, langen, von ſeidenen Bändern durchſchlungenen Flechten bis zu den Hüften hinabhingen. Das Köpfchen mit der ſchönen Stirne zwiſchen den geſcheitelten Haaren, mit den ſanften ſtahlblauen Augen, mit dem wohlgeformten Stumpfnäschen, mit den kirſchrothen Lippen und den blanken niedlichen Zähnen, mit den Wangen von Milch und Roſen, nahm ſich allerliebſt

aus; und die ſchlanke Geſtalt ſchwebte leicht und anmuthig, wie eine Nixe des Starnbergerſee's, aus dem Nachen auf das Geſtade.

Der Hofrath erſchien in einem geſtickten Fracke, mit einer überaus langen Weſte von weißem Atlas, ebenfalls mit Goldfäden und grüner Seide geſtickt; ſein ſchwarzſeidenes Beinkleid war unter dem Knie mit ſeidenen Bändchen geſchloſſen, und die weißſeidenen Strümpfe ſchienen die Futterale von zwei Stücken eines abgeſägten Beſenſtieles zu ſeyn. Kleine Schnallen von Pariſerglanzleder mit dünnen goldenen Rändern, flimmerten auf den Schuhen; ein kurzer Degen mit ganz ſchmaler Klinge ſtarrte an ſeiner linken Seite rückwärts hinaus; die Haare mit den doppelten Wuckerln*) an beiden Schläfen waren gepudert, und vereinigten ſich friedlich auf dem Nacken in einem ſchwarzſeidenen Haarbeutel; den dreiſpitzigen Klapphut hielt er unter dem linken Arme, als er, zur rechten Hand Klarls, in die Inſel hineinſtieg, nach einem landesüblichen Ausdrucke zu ſprechen: „wie der Gockl**) im Werg.“ Er duftete ſchon von weitem wie eine Apotheke, von lauter Wohlgerüchen.

Wahrhaftig ein pfiffiger Anzug zu einer Landpartie!

Hinter dem Kleeblatt ſchleppten die beiden Knechte des Dukatenbauers, von denen der Eine ſteuerte, und der Andere ruderte, zwei kleine Fäſſer an's Land, und einen großen Deckelkorb, angefüllt mit den gebratenen Vierteln erbarmungslos geſchlachteter Gänſe, Enten und Hühner, und ſtellten Alles, nach dem Winke ihres Herrn, unter einen Apfelbaum, und der Dukatenbauer nickte den Burſchen und Mädchen zu, die einen Augenblick aushielten, um mit ſchwerverhaltenem ſpöttiſchen Lachen einen geringſchätzigen Blick auf den ſtolzen Bauer und ſeinen g'ſpaßigen Kameraden zu werfen, und ſagte zu ihnen mit einer gnädigen Geberde:

---

*) Locken.
**) Hahn.

„Da hab' ich euch weißen und rothen Wein mitgebracht, und allerlei G'flügelwerk zum schnabuliren."

„Schönen Dank! Wir brauchen nichts!"

„Wir haben selbst unser Essen und Trinken!"

„Geig, Wastl! geig! Wir wollen tanzen, und nicht schmarotzen!"

„Nein, nein, nicht schmarotzen!"

So tönte es vom Tanzboden her, und die jungen Leute verabredeten sich, von dieser Gnadenspende durchaus nichts zu genießen.

Der Dukatenbauer ärgerte sich gewaltig, ließ es sich aber mit dem Hofrathe recht gut schmecken, und auch seine Schiffsmannschaft großmüthig theilnehmen. Die befreundete Müllerin griff fleißig zu; Margareth nippte nur, der Schicklichkeit wegen, von dem Glase Wein, und stellte es dann wieder auf ein Faß hin. Der Wirthssohn von Pöcking zog Klarl zum Tanze auf, und das junge Volk war lustig und guter Dinge.

4.

Von den Alpen herüber leuchteten schon die Johannisfeuer durch die dunkle Nacht. Das Tanzen war zu Ende. Die jungen Leute hielten offene Tafel, und sangen dann lustige Lieder, die der alte Wastl mit den Tönen seiner treuen Geige begleitete. Einige Fischer schlichteten auf dem Tanzboden das Holz zum Feuersprunge, während man weithin farbige Lampen auf Einbäumen wie trügerische Irrlichter über den See hingaukeln sah . . .

„Wastl, sing doch für mich auch einmal ein Lied," sagte Margareth zum Scherzgeiger.

„Recht gerne, gut's Weiberl," antwortete jener; „was für ein Lied möchtest du denn hören?"

„Nun, du kennst es ja selber, . . . das Mammendorferlied . . ."

„Das Abschiedslied?"

„Ja.“

„Da wird nichts d'raus.“

„Warum?“

„Weil du ſonſt wieder wein'ſt, daß ſich ein Stein erbarmen müßt'. Denk nur daran, wie ich es neulich g'ſungen hab'.“

„Ich verſprech' dir's, Waſtl, daß ich nicht weinen will.“

„So will ich's probiren; aber ich ſag dir's, Margareth, wenn du mit weinſt, ſo hör' ich mitten d'rin auf.“

Waſtl ſtimmte ſeine Geige, nahm einen großen Schluck Bier zu ſich, griff einige klägliche Accorde, räuſperte ſich, und hub an, mit zitternder Stimme das uralte, in der Gegend um Mammendorf bei Fürſtenfeldbruck noch vor fünfzig Jahren ſehr beliebte Abſchiedslied eines jungen wandernden Burſchen in Beiſeyn ſeiner Geliebten, ſeiner Eltern und Verwandten im Dorfe, zu ſingen.

„An Liedlau zu ſinga, au Liedlau, au neus,
I wills Jena bringa wohl ins Eſterreich.“

Waſtl hielt inne, und neigte ſeinen Kopf links.

„Habt ihr nichts platſchen hören?“ fragte er.

„Ja wohl; 's wird ein ſchwerer Hecht geweſen ſeyn, der einen Sprung 'raus g'macht hat,“ meinte Florian.

„Kann ſchon ſeyn, weil der See rinnt,“ bemerkte ein Anderer.

Der See rinnt (rennt) ſagt man am Starnbergerſee, wenn oft, bei heiterem und ſtillen Wetter, das Waſſer gleich einem Regenbache ſchnell da ringsum die Ufer ſehr hintreibt, wobei es den Fiſchern unmöglich iſt, von ihren Netzen Gebrauch zu machen.

Der Scherzlgeiger ſang fort:

„„Dienl jetzt pfieti Gott, wann i mues raiſen fort.“
„„Raiſn kanſcht ſcho, bleib aber nit lang aus,
In zwai oda drey Jahren kom widerum nach Haus.““

„Das geht noch an," murmelte Margareth, „zwei oder drei Jahre; aber acht . . . Jahre, acht! . . ."

Sie fuhr mit einem Zipfel der Schürze ſchnell über ihre Augen, damit es der Waſtl nicht ſehen ſollte; aber der Waſtl ſah nichts, denn er lauſchte abermals links hin, und ſchüttelte den Kopf, indem er ſagte:

„Es hat ſchon wieder geplatſcht."

„Laß's platſchen, und ſing dein Lied aus," entgegnete die Tutzingertoni; „jetzt kommt erſt 's Beſte, und wer dies hört, ohne daß ſein Herz im Leib ſich umwendet, der hat gar kein Herz."

Margareth warf ihr einen beiſtimmenden Blick zu, wie durch einen Thränenflor, was man leicht bemerken konnte, denn das Feuer auf dem grünen Tanzboden ſchlug gerade lichterloh empor.

Und der Waſtl ſang weiter:

„Pfiet Gott Geſchwiſtert, laſchts mar a Meß leſen glei,
„Wann i auf da Raisſchaft ſterben mues frei.
„Pfiet eng Gott ös Vata, und Mueta beiſama;
„Vergelſcht Gott um ales, was ma guets habts gethan,
„Daß mi habts Kriſchſtli habts aufgezogn.
„Pfieti Gott liebe Leiten, habſchts ma nix für unguet,
„Wann i auf da Raisſchaft bald ſterben mues.
„Wen i do ſitz außi aufs Mier,
„Kom i meina loba lang nima ins Boarland her."

Dem Waſtl brach die Stimme bei den letzten Worten; er legte die Geige hin, und wiſchte ſich mit der linken Hand die Augen aus; faſt alle Augen waren naß; Klarl neigte ihr Köpfchen, und weinte in ihr Taſchentuch. Einige Burſchen kehrten ſich um, als wollten ſie die Thränen der Rührung verbergen. Der Scherzlgeiger hatte ſich wieder gefaßt, und einen unbilligen Blick auf Margareth geworfen, ob ſie ihr Wort gehalten habe, und ſtandhafter geblieben ſei, als er ſelbſt. Der Hofrath gähnte; der Dukatenbauer trank wie ein

Schlauch; die Müllerin steckte gemüthlich ein Entenviertel in ihren bequemen Mund; in demselben Augenblicke, da all das zugleich geschah, wiederholte Margareth am Schlusse des Liedes die Worte:

„nima ins Boarland her,"

und brach in ein so heftiges Weinen aus, als wollte es ihr das Herz abstoßen.

Klarl eilte zu ihr, faßte ihre Hand, und tröstete sie; denn die Müllerin hatte ihr gesagt, daß sie wegen ihres Sohnes weine.

Wastl that den Mund auf, um zur Weinenden zu sagen: „Da haben wir's! Ich dummer Kerl hätt's mir wohl denken können, daß es so kommt; aber es ist gewiß das letzte Mal, daß ich dieses Lied singe, wo du bist, Margareth, so lange dein Martin nicht da ist;" aber es blieb ihm keine Zeit mehr, dieß zu sagen . . .

5.

Denn plötzlich rauschte und rieselte es, wie ein Sprühregen, im Gebüsche hinter der Hütte, und ein schöner, schlanker, kräftiger Jüngling, der nichts am Leibe hatte, als ein schneeweißes feines Hemd und eine Hose von ungebleichter Leinwand, und von dem das Wasser rann, wie aus dem Löcherkolben einer Gießkanne, stürzte zu den Füßen der Wittwe Margareth, die auf der Wandbank saß, schlang seine Arme um ihren Hals, und rief mit einer jubelnden Stimme:

„Weine nicht mehr, liebe Mutter, dein Martin ist wieder da, und wird nicht mehr von dir fortgehen!"

„Jesus Maria! Mein Martin!" schrie die Mutter laut auf, und drückte ihn an ihr Herz.

Klarl stand neben ihr, und schaute verwundert den schönen Jüngling an; aber mehr noch gefiel ihr die kindliche Liebe des Sohnes.

Die Müllerin machte große Augen, und dachte sich heim-

lich: „Der Martin wär' der Rechte.“ Um ihn mehr in der Nähe ſehen zu können, trat ſie mit den Worten zur Margareth hin:

„Nun, hab' ich's euch nicht geſagt, daß der Martin kommt?“

„Ah, die Müllerin!“ erwiederte dieſer aufblickend; „ihr habt euch gar nicht verändert, und man kennt euch euer Alter nicht an.“

Dieß war ein Meſſerſtich für die gefallſüchtige Müllerin, die immer jung ſeyn wollte.

Martin war in zwölf Jahren nur ein einziges Mal heimgekommen, vor acht Jahren, ſeine Eltern auf vierzehn Tage zu beſuchen, und vor ſieben Jahren als ſein Vater geſtorben war. Martin, der jetzt ſechsundzwanzig Jahre zählte, hatte das Fiſcherhandwerk bei einem Vetter, dem Fiſchmeiſter von Herrnchiemſee, gelernt, dann die Wanderung angetreten, in Braunau gedient, dort mit der Flußfiſcherei und dem Schiffbau ſich vertraut gemacht, eine Fahrt nach Wien und bis Preßburg in Ungarn verſucht, und bei dem Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges den Entſchluß gefaßt, ſeinem Vaterlande als Soldat zu dienen. Viele von den anweſenden jungen Burſchen waren einſt als Knaben ſeine Jugendgeſpielen, viele damals noch Kinder geweſen, erinnerten ſich aber ſeiner noch recht gut, und jubelten nun mit Gruß und Handſchlag um ihn herum.

„Mein Gott, Martin,“ ſagte die Mutter, „du ſiehſt ja aus, als wenn du in's Waſſer g'fallen wäreſt; was haſt du denn gethan?“

„Ich bin heut' von München weg, Mutter, und wie ich an's G'ſtad drüben gekommen bin, und von der Fiſcherin einen Einbaum zum Herüberfahren verlangte, lachte ſie mich aus, und ſagte, daß keine Nußſchale mehr da ſei zum Fahren, und daß ſie mir nichts geben könne, als ihren Backtrog. Da war ich kurz angebunden, zog mich aus, und wollte zu Fuß auf die Inſel gehen; weil aber das Waſſer keine Balken hat, bin ich geſchwommen.“

„Wie leicht hätteſt du, nach dem vielen Gehen, einen Krampf bekommen, und unterſinken können! Lieber Gott, was für ein großes Unglück wäre dieß geweſen!“

„Schau, liebe Mutter, hätte ich am G'ſtad drüben bis morgen früh warten müſſen, um dich zu ſehen, ſo wär' ich vielleicht auch geſtorben, . . . aus Sehnſucht nach dir.“

„Das iſt ſchön von euch, Martin, das iſt recht ſchön!“ rief Klarl aus.

Martin ſchaute die holde Jungfrau verwundert an, deren Tracht er ſich nicht erklären konnte.

„Ihr kennt mich nicht mehr?“ fragte ſie lächelnd.

„Wahrhaftig, nein!“

„D' Klarl?“

Martin ſchüttelte verlegen den Kopf. Die jungen Mädchen kicherten, und ſtießen einander mit den Elbogen.

„Wie oft habt ihr Kirſchen und Aepfel mir von den Bäumen herabgethan, und mich den kleinen Murl vom Moosbauer genannt!“

Martin ſchlug ſich mit der linken Hand vor die Stirne, jubelte: „Mein kleiner Murl! Mein kleiner Murl!“ faßte mit beiden Händen ihren Kopf, und gab ihr ein ſchallendes „Bußl.“ Alſogleich überflog eine tiefe Purpurröthe das ganze Antlitz der Jungfrau; ſie ſchien es aber nicht übel zu nehmen.

Der Hofrath ſtieß bei dieſem Anblicke einen lauten Schmerzensſchrei aus, wie wenn ihm der Huf eines Pferdes auf ein Hühnerauge getreten wäre.

Der Dukatenbauer ärgerte ſich innerlich, daß Martin bei dem Herüberſchwimmen keinen Krampf bekam, ließ ſich aber nichts merken, ſondern lachte grasgrün.

Der Müllerin brachen ſchier die Knie.

Der Scherzgeiger, welcher meinte, es ſei jetzt die beſte Gelegenheit, dieſe drei Perſonen miteinander zu hänſeln, und ſomit drei Mücken auf einen Schlag zu treffen, drängte ſich durch die jungen Leute, begrüßte Martin, äußerte ganz zuver-

ſichtlich, daß er ihn „ſchon ungeboren“ gekannt habe, und ſagte:

„D'Klarl g'fällt dir, wie ich ſeh; ſchau, halt gleich drum an bei ihrem Vater, dem Dukatenbauer; dort ſteht er.“

Der Dukatenbauer ärgerte ſich ſchon wieder.

Die geläufige Zunge der Fiſcherin mit dem Backtroge am Geſtade drüben, hatte Martin in der größten Eile von allen Hauptereigniſſen ſeit ſeiner Abweſenheit in Kenntniß geſetzt, alſo auch von dem in einen Dukatenbauer verwandelten Moosbauer, von ſeiner Tochter, und vom Hofrathe, der ſie heirathen wollte.

„Haſt Recht, Waſtl,“ entgegnete Martin, der ſich durch einen Scherz aus der Verlegenheit zu ziehen gedachte, ging zu Klarls Vater hin, machte einen Kratzfuß, und ſprach: „Moosbauer, habt ihr keine Luſt, mir eure Tochter zum Weib zu geben, ſobald ich churfürſtlicher Fiſchmeiſter von Poſſenhofen bin?“

„Recht gerne, ſobald ihr churfürſtlicher Fiſchmeiſter von Poſſenhofen geworden ſeid,“ antwortete der Dukatenbauer, „verſteht ſich, wenn meine Tochter bis dorthin noch ledig iſt, und wenn ihr ſie,“ fügte er ſpöttiſch hinzu, „Alters halber dann noch heirathen möget.“

„Iſt's euer Ernſt?“

„Ein Wort, ein Mann! Da habt ihr die Hand darauf.“

Und er gab dem Martin den Handſchlag, und Beide lachten, und die Zuſchauer ſtimmten in das Gelächter ein.

„Ueber's Feuer ſpringen, über's Feuer ſpringen!“ riefen die jungen Leute; „es iſt ſchon ſpät, und wir haben noch einen weiten Heimweg.“

Niemand durfte ſich von dieſem Sprunge ausſchließen; ſogar der alte Scherzlgeiger kam glücklich hinüber; die Reihe traf den Hofrath. Er wollte ſeinen Degen wegthun, konnte ihn aber nicht loshäkeln, wagte alſo den Sprung, gerieth mit dem rechten Fuß auf eine herausgefallene Kohle, glitt aus,

und fiel zu Boden, daß der Haarpuder wie eine Wolke von ihm stob. Dieß erregte ein allgemeines Gelächter. Das seidene Beinkleid war oberhalb der beiden Knie mitten entzwei gerissen.

Da war aber gleich die dienstfertige Annamiedl bei der Hand, die Nähterin von Feldafing, zog ein Schächtelchen aus ihrer Rocktasche, worin Nähnadeln und Faden aller Art lagen, und nähte den zerrissenen Hofrath wieder kunstrecht zusammen.

Bald darauf brachen alle Inselgäste auf, und fuhren in ihren Einbäumen singend von dannen.

Der Dukatenbauer ließ die Reste seiner Weine und Speisen wieder auf sein Fahrzeug bringen, und stieß vom Ufer. Martin und Klarl wechselten noch freundliche Blicke, die der lauernden Müllerin nicht entgingen. Sie hatte ihn ersucht, sie an's Gestad hinüberzuführen, Martin aber, statt zu antworten, dem Wirthssohn von Pöcking zugerufen: „Jakob, nimm die Müllerin mit!"

Und der Jakob zog sie in seinen Einbaum, wie sehr sie sich auch sträubte.

„Das war dumm von dem Martin," wird sich hier Mancher denken. „Er hätte die Müllerin hinüberführen, hinter dem Einbaume des Dukatenbauers sich halten, und so wenigstens so lange als möglich in Klarls Nähe bleiben sollen, wenn er sie in der Dunkelheit auch nicht mehr recht sehen konnte."

Der Martin war aber keineswegs dumm; er wußte sehr gut, warum er dieß that. Die Annamiedl hatte zu ihm gesagt: „Martin, wartet, bis Alles fort ist, dann fahret mich an das Gestad hinüber; ich muß mit euch reden von wegen der Klarl."

Und sie hielt Wort; denn als er später mit ihr hinüberfuhr, um zugleich seine vom Starnbergerboten aus München gebrachte Truhe zu holen, die bei der Backtrogfischerin eingestellt war, erzählte sie ihm: daß sie Klarls vertraute Freundin sei, und mit ihr an jedem Freitage Morgens 5 Uhr an-

dächtig auf dem Kalvarienberge zu Poſſenhofen knie. Wolle er nun mit Klarl zuſammenkommen, ſo dürfe er nur an den Freitagen Morgens nach 4 Uhr in dem Walde auf der Anhöhe zwiſchen Feldafing und Poſſenhofen ſich einfinden.

„Ich habe es ſchon bemerkt," ſetzte ſie hinzu, „daß ihr einander gern ſehet. Wer weiß . . . vielleicht wird ein Paar aus euch."

„Aber der Hofrath will ſie ja heirathen, wie ich hörte."

„Er will . . . glaub's ſchon . . . aber ſie will nicht; es wird euch nicht gar ſchwer fallen, ihn bei ihr auszuſtechen."

Martin hatte die Truhe heimgebracht, und ſtand mit verſchränkten Armen vor ſeiner Mutter, und ſchaute ſie ſchweigend an.

„Was ſteckt dir denn im Kopfe, Martin?" fragte ſie.

„D' Klarl!" ſeufzte er.

„Geh, geh, Martin, leg dich nieder, bete drei Vaterunſer und drei Ave Maria für die armen Seelen im Fegfeuer, und ſchlaf."

Martin wünſchte der Mutter eine gute Nacht, legte ſich nieder, betete drei Vaterunſer und drei Ave Maria für die armen Seelen im Fegefeuer, aber . . . ſchlafen konnte er nicht.

6.

Martin wurde in kurzer Zeit der Liebling des Fiſchmeiſters in Poſſenhofen; denn er war der geſchickteſte, thätigſte, willigſte und gefälligſte, dabei auch der für den Fiſchmeiſter brauchbarſte Fiſcher am ganzen See; er konnte ihn nämlich ſehr gut zu Schreibgeſchäften und Rechnungsſtellungen verwenden; dieß Alles hatte er im Kloſter zu Herrenchiemſee gelernt.

Keinem Fiſcher gelang es, ſo ſchwere Fiſche zu fangen, und in die churfürſtliche Hoffiſcherei durch den Fiſchmeiſter von Poſſenhofen zu liefern, wie es dem Martin gelang; aber den glücklichſten Fang machte er doch immer nur an den Freitagen, wenn er ſchon um 1 Uhr nach Mitternacht von der

Insel wegfuhr, eine Viertelstunde vor Possenhofen seinen Einbaum im hohen Schilfrohr versteckte, und dann oben im Walde hinter einer gewaltigen Linde lauerte, bis ihm sein liebes Goldfischlein, d'Klarl, in's Netz ging. Sie waren schon lange, wie man zu sagen pflegt: „ein Herz und ein Dalken."

Aber oft kam sie mit verweinten Augen an der Seite der Annamiedl, wenn zu Hause ein Donnerwetter losgebrochen war, was nicht selten geschah, seitdem sie dem Vater und der Mutter geradezu in das Gesicht betheuert hatte: „daß sie sich lieber im See tränken (ertränken), als die Frau des Hofrathes werden wolle."

Der Dukatenbauer setzte seinen Kopf auf, und ordnete an, daß am Theresiensonntage, am 15. October, die Trauung seiner Tochter mit dem Hofrathe gefeiert werde; denn dieser Tag war das Namensfest seines Weibes. Er hätte keine Kosten gescheuet, diese Feierlichkeit in der Kirche zu Unser Lieben Frau in München mit dem größten Gepränge vornehmen zu lassen; allein der Hofrath schämte sich des Bauernmädchens, wie sehr er auch ihre Dukaten liebte, und fürchtete das Nasenrümpfen der vornehmen Leute in der Residenz, im Falle man ihn mit einem verkleideten „Landconfekt" vor den Altar treten sähe. Unter dem Vorwande der Vermeidung unnöthiger Ausgaben, wußte er die sparsame künftige Schwiegermutter für seine Ansicht zu gewinnen. Einen andern Aerger dagegen konnte der Hofrath, welcher an jedem Sonntage Morgens nach Feldafing kam, und spät Abends wieder nach München zurückfuhr, nicht abwenden; wenige Tage nach der Zusammenkunft auf der Insel, hatte nämlich Klarl ihr Zöglingsgewand abgelegt, und durch die Annamiedl sogleich zwei Kleidchen für die beiden Töchterchen des Klosterrichterschreibers von Bernried daraus machen lassen, damit sie es ja nicht mehr anziehen konnte, und als der Hofrath am nächsten Sonntage wieder kam, sah er sie zu seinem größten Verdruße in der Tracht eines Bauernmädchens.

Sicher ſtak aber noch eine andere kleine Spekulation Klarls dabei im Hintergrunde: es war nun die Gefahr abgewendet, bei den andächtigen Freitagswanderungen nach dem Kalvarienberge, an dem ſtädtiſchen Anzuge ſchon von weitem erkannt zu werden.

Sechs Wochen lang hatten dieſe Wanderungen ungeſtört gedauert. Aber ein altes Sprichwort ſagt: „Man trägt den Krug ſo lang zum Brunnen, bis er bricht.“ Die Müllerin war auf den Einfall gerathen, es zu probiren, ob Martin nicht ihr Mann werden wolle, und ließ ſich ihm durch ſeine Mutter antragen. Martin lachte. Margareth verzuckerte der Müllerin die abſchlägige Antwort ſo gut ſie konnte; aber die Verſchmähte kochte Gift und Galle, ſpie Feuer und Flammen, und beſchloß, ſich um jeden Preis zu rächen.

Es war ihr ſchon lange auffallend geweſen, daß Klarl an jedem Freitage, mochte das Wetter auch noch ſo ſchlecht ſeyn, auf den Kalvarienberg ging.

Sie miethete alſo für einige Mäßlein Mehl ein Paar alte, ſchlafloſe, biſſige und nothige Dorfdruden, die ſich auf die Lauer legen mußten, und die drei wandernden Perſonen waren verrathen. Drauf ſchoß ſie wie eine Blindſchleiche in das Haus des Dukatenbauers, ſchrie ihm und ſeinem Weibe die Ohren voll, und beſchwor Beide bei Pflicht und Gewiſſen, dieſem Unweſen ernſtlich Einhalt zu thun, und dadurch Schimpf und Schande in ihrem Hauſe zu verhüten. Wegen des Hofrathes, der es leicht erfahren konnte, wollte der Vater keinen Lärm machen; er ſagte zu Klarl, als ſie heimkam, bloß: „Künftig wird dich allemal die Müllerin auf den Kalvarienberg begleiten.“

Von nun an ging Klarl gar nicht mehr hin, und ließ es durch die Annamiedl, welche nicht mehr in's Haus durfte, die ſie aber in der Kirche traf, dem Martin zu wiſſen thun.

7.

Am Vorabende von Maria Himmelfahrt saß der Scherzlgeiger an einem Tische unter den Bäumen neben dem Fischmeisterhause zu Possenhofen, und brockte eben Schwarzbrod in einem irdenen Napf voll saurer Milch, als von der Anfahrt auf dem Wiesensteige hinter dem Schlosse Martin des Weges kam.

Schon damals galt Possenhofen für eines der prächtigsten Schlösser am Starnbergersee mit seiner großen Ringmauer, mit den niedlichen Eckthürmchen, mit den zwei schönen Treppen, mit den alten Porträten, mit den Zimmerdecken nach altehrwürdigem Brauche von braunem Holze, mit den eilf Tafeln — die zwölfte fehlte — unten im Gange, an der Schwelle des Schlosses, in Wasserfarben eilf der umliegenden Schlösser darstellend, mit beigefügten Fischfangregeln für jeden Monat, in alten, treuherzigen Reimen. Wie würde Martin staunen über die anmuthige Umgestaltung des Schlosses Possenhofen durch dessen gegenwärtigen erlauchten Besitzer, den hochherzigen und kunstsinnigen Freund der schönen Natur, Seine K. Hoheit, den Herrn Herzog Max in Bayern! Welche süße elterliche Gefühle erregt der Anblick des für die herzoglichen Kinder bestimmten niedlichen kleinen Bauernhauses mit dessen vollständigen, inneren, ländlichen Einrichtung, neben der auf einer kleinen Erhöhung angebrachten Einsiedelei, wenn man nach der Landung hinter der Ringmauer rechts hinwandelt!

„Ah! Martin!“ rief ihm der Scherzlgeiger zu.

„Sieh da, Wastl!“

„Etwas Neues!“

„Was denn?“

„Morgen früh um 5 Uhr wallfahrtet Klarl ganz allein mit ihrem Vater nach Aufkirchen.“

„Allein? Wer rudert denn?“

„Der Vater, und die Tochter steuert. Weißt, Martin, di

Wallfahrt ist verdienstlicher, wenn sie mit einiger Mühe verbunden ist."

„Kann ich mich darauf verlassen?"

„Ganz gewiß. Der Alte hat's zum Herrn Pfarrer gesagt."

„Gut; ich danke dir."

„Ist gern g'schehen!" erwiederte Wastl lächelnd.

8.

In dem Schatten einer Buche, durch deren Laub vielleicht schon drei Jahrhunderte rauschten, an derselben Stelle, wo jetzt die geschmackvolle, in oberländischer Bauart ausgeführte, im Treppenhause mit meisterhaften heitern Frescobildern verzierte Villa des k. Baurathes, Herrn Himbsel, eines gemüthlichen, vortrefflichen Mannes, eine reizende Aussicht über den lieblichen Spiegel des Starnbergersee's gewährt, lag damals eine armselige Hütte, das „Buch-Haus" genannt. Zur selben Zeit führte noch keine bequeme Treppe in die Krone des riesigen Baumes hinauf, der nun längst auch verschwunden ist, sammt der Hütte neben seinem Stamme, und sammt den zwei kleinen Fischerhäuschen, die in geringer Entfernung standen, um modernen Landhäusern Raum zu gönnen, unter denen die gastliche Villa Leoni seit mehr als fünf und zwanzig Jahren bei den alten Freunden des Starnbergersee's noch immer eine freundliche Erinnerung sich bewahrt hat.

Martin, der flinke, gewandte Martin, bedurfte keiner Treppe, um in die Krone dieser Buche zu gelangen, in welcher er am nächsten Tage schon Morgens 6 Uhr saß, ein Stück Brod in der Tasche, nachdem er seinen Einbaum in der Bucht bei den zwei Fischerhäuschen tief in das Gebüsch gezogen, und dann die Fünfuhrmesse in Aufkirchen gehört hatte, eine Wallfahrtskirche unfern des Rückens der Anhöhe. Als er über den Friedhof ging, den nebst der Kirche eine Mauer umgibt, und unter den zahlreichen Gemälden an den innern Wänden dieser Mauer den Teufel erblickte, welcher einen Bauer bei dem

Schopfe durch die Luft führt, dachte der gutmüthige Martin gewiß nicht daran, dem Dukatenbauer ein gleiches Schicksal zu wünschen, wie feindlich auch dieser gegen ihn gesinnt war. Nach sieben Uhr sah Martin den ersehnten Einbaum mit Klarl und ihrem Vater langsam in die Bucht einlenken. Alsogleich ahmte er den Gesang eines Buchfinken nach, ein zwischen ihnen längst schon zur Zeit ihrer Wanderungen nach dem Kalvarienberge verabredetes Erkennungszeichen. Die Jungfrau fühlte sich von stiller Wonne durchbebt; um sich aber durch keinen raschen Blick zu verrathen, wartete sie, bis der Vater sich bückte, um den Einbaum anzubinden. Dann aber warf sie dem unsichtbaren Geliebten in der Buchenkrone mit der Hand einen Kuß zu, und Martin schüttelte mit der größten Anstrengung einen Ast, dessen äußerste Zweige statt seiner den Dank nickten, zum Zeichen, daß er die Kundgebung ihrer Liebe bemerkt habe. Dann stiegen Vater und Tochter die Anhöhe hinauf, und der lustige Gesang des zweibeinigen Finken schallte ihnen noch lange nach; Klarl schaute oft um, und einmal war's ihr, als habe sie wirklich einen weißen Hemdärmel des losen Vogels gesehen . . .

Erst nach zwei Stunden kehrten sie zurück. Inzwischen hatte sich vom Gebirge her, das immer düsterer wurde, und scheinbar immer näher rückte, ein scharfer Wind erhoben, der das Wasser kräuselte. Martin sah deutlich wie der alte Fischer Bartl neben dem Dukatenbauer stand, seeaufwärts deutete, und den Kopf schüttelte. Ohne Zweifel rieth er ihm, das nahe Gewitter abzuwarten. Aber die Geberden des hoffährtigen Bauers zeigten an, daß er die Warnung nicht achte, eine Gefahr nicht besorge, und vor dem Ausbruche des Sturmes wenigstens noch nach Possenhofen hinüber zu kommen hoffe.

Vater und Tochter, die immer nach der alten Buche hinaufstarrte, dießmal unbekümmert, weil ihre Blicke wohl auch den schwarzen, heransegelnden Wolken gelten konnten, stiegen in den Einbaum. Klarl hätte nun lieber gerudert, als ge-

ſteuert, um ſo lange als möglich die Buche im Auge zu behalten. Sie waren kaum fünfhundert Schritte vom Ufer entfernt, als Martin mit Schrecken die „Lämmchen“ auf dem Waſſer ſchwimmen ſah, jene weißen kleinen Schaumwellen, die, gleich den Möven auf dem Meere, die Vorboten eines nahen Sturmes ſind. Der Donner grollte in der Ferne; gezackte Blitze durchfurchten den finſteren Himmel; die Wellen wuchſen, und der Einbaum ſchaukelte mit den Windungen einer Seeſchlange über ſie hin. Vater und Tochter konnten wohl über den ruhigen, ſpiegelklaren See fahren, aber in einer ſo gefährlichen Lage, die den erfahrenen und kühnſten Fährmann erſchrecken konnte, wußten ſie ſich nicht zu helfen, und bald drehte ſich der Einbaum im Kreiſe herum.

Bartl ſtand neben ſeinem Weibe auf dem Damme der Bucht, und rang die Hände. Der ſchwache Greis vermochte nicht, ihnen hilfreich beizuſtehen.

„Alte, bet ein andächtiges Vaterunſer, . . . die ſind hin! . . .“ ſagte er.

„Noch nicht, mit Gottes Hilfe!“ erwiederte Martin, der eiligſt von der Buche herabgeklettert war, und nach ſeinem Einbaume ſprang, während er ſchon im Laufen ſeine Kleidungsſtücke wegwarf.

„Heb ſie auf, Bartl,“ rief er, „und leih mir noch zwei Ruder und eine Hakenſtange!“

Bartl warf das Verlangte in Martins Einbaum, den dieſer von einem Pfahle losmachte.

„Bleib da, Martin, bleib da,“ bat ihn die alte Fiſcherin, „Du gehſt ſonſt zu Grund'! Denk an deine Mutter!“

„Betet nur, liebe Leut', betet nur; wenn Gott will, wird's ſchon recht.“

Die zwei Alten knieten vor ihr ärmliches Häuschen hin, und beteten . . . Der Wind pfiff durch Bartls ſpärliche, eisgraue Haare.

Fünfmal drückte das ſtrömende Waſſer Martins Einbaum

in die Bucht zurück; dann aber, als es wieder zurücktrat, erſah er ſeinen Vortheil, und ſchoß mit kräftigen Zügen der beiden Ruder über die Brandung hinaus. Dieſen Einbaum hatte Martin ſelbſt gezimmert, nach dem Muſter eines andern, den er in Herrenchiemſee geſehen, mit einer unerkennbaren Vorrichtung, die ſein Umſchlagen unmöglich machte. Ein ſolcher war auf dem Starnbergerſee noch nie erſchienen; auch übertraf ihn kein anderer an Schnelligkeit und leichter Führung.

Durch übermenſchliche Anſtrengung kam Martin den vom Tode Bedrohten immer näher; es war die höchſte Zeit, denn in jedem Augenblicke konnte ihr Fahrzeug umſchlagen, und dann war keine Rettung mehr möglich.

Der Regen ſtürzte in Strömen nieder, und mäßigte ein wenig die Gewalt des Sturmes.

Wohl erkannten der Dukatenbauer und ſein Kind den herannahenden Rettungsengel Martin, aber Beide, wiewohl aus verſchiedenen Gründen, ſcheuten ſich, dieſen Namen auszuſprechen; was in Klarls Herzen vorging, die im Vertrauen auf Martins unendliche Liebe die Rettung durch ihn zuverſichtlich hoffte, vermöchte wohl keine Feder zu ſchildern . . . .

Als Martin ihnen auf die Tragweite der Stimme nahe kam, ſchrie er: „Vom Sitz' 'runter! Vom Sitz' 'runter!“ Dadurch ſollte die Gefahr vermieden werden, bei einem heftigen Windſtoße über Bord zu ſtürzen. Sie folgten der Mahnung.

Endlich gelang es Martin, mit der Hakenſtange den Einbaum zu dem ſeinigen zu ziehen. Klarl ſchaute mit ihrem leichenblaſſen Antlitze zu ihm empor, das ein flüchtiger Hoffnungsſtrahl der Rettung verklärte. Ueber Martins Wangen rieſelten Freudenthränen.

Er befeſtigte die beiden Einbäume an den Seitenwieden, durch welche man die Ruder zu ſtecken pflegt, und ſagte zum Dukatenbauer, deſſen feindliche Seele keinen Gruß und keinen Dank für den hochherzigen Jüngling fand: „Seid ſo gut, Moosbauer, rudert!“ Die Fahrt ging freilich langſamer, aber deſto ſicherer.

Sie landeten endlich glücklich in der Schiffhütte zu Poſſenhofen. Dort ſtand, von vielen Leuten umgeben, der Fiſchmeiſter, mit einem langen Fernrohre in der Hand, und rief dem kühnen Martin zu: „Brav, Martin, brav, das macht dir Keiner nach! Will's ſchon dem gnädigſten Herrn Churfürſten melden.“

Der Dukatenbauer ſtieg zuerſt aus, um Martin zu verhindern, der Klarl die Hand zu reichen, was er ſelbſt thun wollte. Martin machte ſeinen Einbaum wieder von dem andern los, und erhob ſich.

„Meine Schuldigkeit werde ich ſchon abtragen,“ ſagte Klarls Vater mit einer mürriſchen Miene zu Martin, der ganz kurz antwortete: „Braucht's nicht!“

Die Jungfrau konnte es nicht über's Herz bringen, undankbar auch nur zu ſcheinen, wär's auch einem harten Vater zu Lieb; anſtatt die dargereichte Hand ihres Vaters zu ergreifen, der ihr aus dem Einbaume helfen wollte, faßte und drückte ſie Martin's Hand; aber Worte des Dankes vermochte ſie nicht zu ſprechen, da ein heftiges Schluchzen ihre Stimme erſtickte. Sie ſtieg aus.

Um ſeine eigene Rührung zu verbergen, bückte ſich der Jüngling, die Hände gegen das Landungsbrett ſtemmend, um ſeinen Einbaum aus der Schiffhütte zu ſchieben.

„Trink ein Glas Wein mit mir, Martin,“ ſagte der Fiſchmeiſter, „das ſtärkt dich wieder.“

„Ich danke ſchönſtens, und nehm's für empfangen an,“ entgegnete Martin; „das Wetter iſt ſchier vorbei; ich will gleich heimfahren; meine Mutter wird wohl in Angſt ſeyn um mich.“

Mit ſo kräftigem Ruderſchlage, als hätte er heute noch gar nichts gethan, fuhr Martin heimwärts, während der Dukatenbauer mit ſeinem Kinde in das Gaſtzimmer des Fiſchmeiſters trat, um ſich nach dem ausgeſtandenen Schrecken gütlich zu thun.

Als sie Mittags bei heiterem Himmel nach Hause kamen, trafen sie den Hofrath, der in sorgenloser Gemüthlichkeit bei dem letzten Glase einer Flasche Wein, und bei den Resten eines gebratenen Huhnes saß, da er sich über das Ausbleiben der Säumigen durch ein Gabelfrühstück trösten wollte.

„Nun, seid ihr einmal da?“ rief er ihnen zu; „ich dachte schon, der See hätte euch verschlungen.“

„Es hat nicht viel daran gefehlt,“ sagte der Dukatenbauer.

„Dann hättet ihr freilich ein schönes Fest nicht mehr erlebt.“

„Was für ein Fest?“

„In 14 Tagen, am 29. August, wird der Churfürst den Geburtstag seiner durchlauchtigsten Frau Gemahlin auf dem Starnbergersee feiern.“

„So, so,“ entgegnete der Dukatenbauer, der an etwas ganz anderes zu denken schien.

Während Klarl auf einer andern Seite der großen Stube den Tisch zum Mittagsessen deckte, ging der Vater in seine Schlafkammer, öffnete einen mit Eisenblech beschlagenen kleinen Wandschrank, nahm aus einer mit funkelnden Kremnitzerdukaten angefüllten hölzernen Schüssel zwanzig Stücke, wickelte sie in Papier, trug sie sogleich in das Haus der Müllerin, und sagte mit einem prahlerischen Tone zu ihr, nachdem er ihr das Wallfahrtabentheuer auf dem See erzählt hatte:

„Müllerin, fahret mit meinem Knechte auf die Insel, bringt ihm“ . . . das Wort „Martin“ wollte er um keinen Preis aussprechen . . . diese zwanzig Dukaten als Trinkgeld für seine Mühe in meinem Namen, saget aber ja nicht, daß ich ihm danken lasse; wer so bezahlt, braucht nicht zu danken.“

Nach anderthalb Stunden ließ die Müllerin den Dukatenbauer durch seinen Knecht auf ihre Mühle holen. Als er in die Stube trat, sagte sie: „Da liegen eure 20 Dukaten wohlgezählt auf dem Tische.“

„Warum?“

„Der Martin schob mich sammt den Dukaten zur Thüre

hinaus, mit den Worten: „„Sagt dem Dukatenbauer, daß ich kein Geld brauche.““

„Bettelſtolz!“ brummte dieſer, und ſteckte das Gold in ſeine Hoſentaſche. Dann legte er die Hände auf ſeinen Rücken, ging auf und ab, und dachte: „Der Fiſchmeiſter wird ihn bei dem Churfürſten loben, und der Churfürſt hierherkommen; wer weiß, was da alles gegen mich geſprochen werden kann, und ob nicht der Churfürſt, wenn er Nachtheiliges von mir hört, zum Hofrathe ſagt, er ſolle die Tochter eines ſolchen Mannes nicht heirathen.“

Er blieb ſtehen, und die Müllerin konnte aus ſeiner finſteren Stirne erkennen, daß er eine böſe That ausbrüte.

Endlich murmelte er: „Es hilft ſonſt nichts: ich muß den Halunken zuvor aus dem Wege räumen.“

Er blieb noch eine ganze Stunde bei der Müllerin im eifrigſten Geſpräche. Am andern Tage, Nachts um eilf Uhr ſchlich an ihrer Seite ein verdächtiger Kerl, den Hut tief in's Geſicht gedrückt, in den Kuhſtall von Klarls Vater, der bereits hinter der nur angelehnten Thüre auf dieſe beiden Perſonen wartete.

9.

Im Monate Auguſt iſt die Laichzeit faſt aller Fiſche vorüber, und ihr Fang wird in möglichſter Ausdehnung betrieben. Martin hatte, mit der einzigen Beihilfe ſeiner Mutter, immer vollauf zu thun. Es war am fünften Tage nach dem ihm unvergeßlichen Maria-Himmelfahrtsfeſte, als er Abends nach 9 Uhr an der Seite ſeiner Mutter mit einem geſegneten Fiſchzuge heimkehrte, bei dem ſich auch zwei prächtige Lachsforchen von etwa vierzehn und achtzehn Pfund befanden. Der Scherzgeiger hatte unterdeſſen die Inſel gehütet, und für Margareth Holz geſpaltet. Waſtl erzählte dem Martin, daß er ſeit einer Stunde einen Einbaum nicht weit vom Geſtade habe hin- und herſchleichen ſehen, welcher nach Martins Landung wie-

der nach dem Ufer gefahren ſei; er wollte darauf weiten, es ſei ein Knecht des Dukatenbauers, der rothköpfige Hieſel, geweſen.

Martin gab ihm nicht viel Gehör, aß ſchnell, und legte ſich, wegen großer Ermüdung, ſogleich in ſeinem Kämmerlein nieder, das rechts vom Eingange in die Hütte war. Waſtl ſchlug ſein Nachtquartier, wie gewöhnlich, ſo oft er auf der Inſel übernachtete, auf dem Heuboden auf.

Martin mochte etwa eine Stunde geſchlafen haben, als an das Fenſter ſeiner Stube, auf der Rückſeite des Hauſes, ſo lange heftig gepocht wurde, bis er aus dem Schlafe auf-fuhr, und das Fenſter öffnete. Zwei Männer ſtanden drauſ-ſen, von denen der Kleinere ſoeben einen Einbaum am Ufer befeſtiget hatte. Der Größere dieſer beiden Männer, die mit Säbeln bewaffnet waren, ſprach ziemlich leiſe eine Zeit lang mit Martin, der ſodann das Fenſter ſchloß, ſich eilig anzog, auf den Heuboden ſtieg, dem noch wachen Scherzlgeiger einige Worte ſagte, und dann wieder zu den nächtlichen Gäſten zu-rückkehrte.

Fünf Minuten ſpäter war auf der Inſel wieder alles ſtille, nur hätte man das leiſe Rauſchen von Ruderſchlägen hören können, die aber gar bald immer ſchwächer wurden.

Am andern Morgen um 5 Uhr ſaßen Margareth, Martin und Waſtl frühſtückend bei einer Milchſuppe, als plötzlich der Amtmann von Starnberg mit zwei Knechten, Alle bis an die Zähne bewaffnet, von einem grimmigen Fanghunde begleitet, in die Stube trat, und ſagte, daß er den pfleggerichtlichen Auftrag habe, die Hütte und die ganze Inſel zu durchſuchen. Alle Drei mußten bei der Durchſuchung gegenwärtig ſeyn. In der Hütte wurde nichts Verdächtiges gefunden, aber in dem verfallenen Kirchlein, unter einer Schicht Waldſtreu, ein friſch geſchoſſener Rehbock, und nicht weit davon zwiſchen altem Stangenholz ein Bürſchſtutzen mit allen Zeichen eines erſt vor Kurzen damit gemachten Schuſſes.

„Da haben wir ja gefunden, was wir ſuchten!“ rief der Amtmann aus.

Martin erblaßte.

„Ich bin unſchuldig, Herr Amtmann!“ ſagte er.

„Gut für euch, Martin, wenn ihr unſchuldig ſeid; ſo ſpricht aber Jeder in einer ſolchen Lage,“ erwiederte der Amtmann. „Uebrigens iſt dieß Sache des Herrn Pflegers, zu dem ich euch jetzt führen muß.“

„Mein Gott, weſſen beſchuldigt man mich denn?“ fragte Martin.

„Ich darf euch wohl ſagen,“ entgegnete der Gefragte, „was ich unterwegs von den Leuten gehört habe; vom Herrn Pfleger erfuhr ich nichts; er gab mir bloß den Befehl, die Inſel zu durchſuchen, und nach Umſtänden euch zum Pflegegerichte zu führen. In Poſſenhofen alſo hörte ich, bei dem Herrn Pfleger ſei heute Nacht um 2 Uhr die Anzeige gemacht worden, daß ihr zwiſchen 11 Uhr und Mitternacht im obern Theile des Poſſenhofer-Thiergartens ein Stück Wild geſchoſſen, und auf die Inſel heimgeſchleppt habt.“

„Gottlob,“ lachte Martin vergnügt; „dieſe Spekulation iſt ganz verunglückt. Wenn ihr es erlaubt, Herr Amtmann, ſo will ich gleich die Fiſche nach Poſſenhofen mitnehmen.“

„Ich habe nichts dagegen,“ erwiederte der Amtmann, der ſich über die fröhlichen Geſichter der drei Inſelbewohner nicht genug wundern konnte.

Während die beiden Knechte des Amtmannes den Rehbock und den Bürſchſtutzen auf ihr Fahrzeug trugen, folgte der Amtmann in einiger Entfernung dem vermeintlichen Wildſchützen, der die Fiſche holte, und zu ſeiner Mutter und Wastl zwiſchen denen er ging, heimlich ſagte:

„Wenn wir fort ſind, ſo fahrt gleich zu ihm, und meldet ihm, was mir paſſirt iſt.“

Als der Gefangene bei Poſſenhofen vorüber kam, ſtanden ſchon alle Bewohner am Ufer, und warteten auf ihn. Auch

der Fischmeister war darunter, drohte Martin mit dem Finger, und rief ihm zu:

„Martin, das hätt' ich nicht von dir geglaubt!"

„Glaubt's nicht, Herr Fischmeister," versetzte Martin lachend, „ich glaub's selber nicht."

Die Nachricht von Martins Verhaftung verbreitete sich bald wie ein Lauffeuer um den ganzen See herum. Am ersten mochte sie der Dukatenbauer erfahren haben, denn er hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu seinem Weibe zu sagen:

„Der Martin auf der Insel ist ein Wildschütz geworden; heute hat ihn der Amtmann zum Pfleggerichte geliefert, . . . kreuzweise geschlossen," lügte er hinzu, und schielte dabei heimlich auf Klarl hin, die aber, zu seinem Aerger, gar nicht ergriffen schien von dieser Schreckensnachricht, weil sie ihren Martin einer solchen That unfähig hielt. Noch am nämlichen Morgen erfuhr sie das Wahre an der Sache vom Scherzlgeiger, der ihr den Weg abpaßte, als sie zum Kochenlernen in das Pfarrhaus ging, welches damals noch in einem Winkel des Dorfes stand.

Martin fürchtete, der Herr Pfleger werde ihn „recht anfahren;" im Gegentheile, als er in die Amtsstube trat, wohin er aber erst um 11 Uhr geführt wurde, ging der g'strenge Herr Pfleger gar freundlich auf ihn zu, und sagte:

„Ich hab mir's zwar gleich gedacht, daß du unschuldig bist, nun aber liegt auch schon der volle Beweis deiner Unschuld vor, ein Schreiben des Herrn Klosterrichters von Bernried, das er mir durch einen reitenden Boten schickte, worin derselbe amtlich bezeugt, daß du von gestern Nachts 10 Uhr bis heute früh um 3 Uhr nicht von seiner Seite gekommen seyest. Ferner zeigte diesen Morgen um 7 Uhr ein Kohlenbrenner bei dem Pfleggerichte an, er habe gestern um halb 10 Uhr Nachts den unter dem Namen „Hirschtödter" berüchtigten Wildschützen Ulrich mit einem ihm unbekannten Burschen nach dem Thiergarten gehen sehen, und bald darauf

einen Schuß gehört; Beide wären, wenigſtens auf dieſem Wege, nicht mehr zurückgekommen, ſohin wahrſcheinlich über den See gefahren. Weißt du keinen Feind, Martin, der dir dieſen Streich geſpielt haben könnte?"

„Ich weiß Niemand, der Urſache hätte, mein Feind zu ſeyn," antwortete der Jüngling edelmüthig.

„Gut."

Der Pfleger ließ ihm auf der Stelle ein Zeugniß ſeiner vollkommenen Unſchuld ausfertigen, mit dem Bemerken, daß es am nächſten Sonntage in allen Kirchen des Pfleggerichtes von der Kanzel herab verleſen werden ſolle.

Eine Stunde ſpäter ſaß Martin ſchon wieder bei dem Fiſchmeiſter von Poſſenhofen, der ihn hocherfreut mit Wein bewirthete. Am nämlichen Abende kam der Kloſterrichter von Bernried ſelbſt nach Starnberg zum Herrn Pfleger auf Beſuch, und erzählte ihm, er habe in äußerſt dringenden Kloſterangelegenheiten in der geſtrigen Nacht nach dem Buchhofe fahren müſſen, zu einer verabredeten Zuſammenkunft mit dem Kloſterrichter in Scheftlarn; da es in Bernried Niemand erfahren ſollte, ſei er mit ſeinem Schreiber allein auf die Inſel gefahren, um den gewandten und verſchwiegenen Fiſcher Martin als Fährmann und Begleiter mitzunehmen.

Dieß alles erfuhr auch der Hofrath aus dem Munde des Pflegers, als er ihn am nächſten Sonntage bei ſeiner Durchfahrt wie gewöhnlich beſuchte, und der Pfleger fügte noch hinzu: daß das allgemeine Gerede den Dukatenbauer als den Anſtifter dieſes ſchlechten Streiches bezeichne, durch welchen er den Martin, von dem ſeine Tochter Klarl nicht laſſen wolle, von dieſer zu entfernen hoffte.

Alſogleich ſchrieb der Hofrath an den Dukatenbauer: „daß er auf die Hand ſeiner Tochter verzichte, indem er nicht der Schwiegerſohn eines Mannes werden könne, auf dem nach allgemeinem Dafürhalten der ſchwere Verdacht ruhe, der Anſtifter einer Frevelthat zu ſeyn, durch welche, ohne Gottes

wunderbare Fügung, der unschuldige Fischer Martin von der Insel Wörth in's größte Unglück gestürzt worden wäre."

Der Hofrath ersuchte den Pfleger, aus Rücksicht für seine Ehre, von diesem Gerede keine Notiz zu nehmen, und gegen den Dukatenbauer nicht einzuschreiten, da der Beschädigte selbst keine Klage stelle. Der Pfleger versprach es, in so ferne keine dringenderen Anzeigen sich ergeben würden, die sein pflichtmäßiges Verfahren zur Folge haben müßten.

Der Hofrath kehrte nach München zurück, mit dem Vorsatze, nie wieder nach Feldafing zu kommen.

Als der Dukatenbauer den Brief des Hofraths erhielt, rannte er damit in das Haus der Müllerin, die eben Knödelbrod für die Dienstboten aufschnitt.

„Da, leset den saubern Brief!" rief er ihr ganz verwirrt zu.

Die Müllerin las den Brief, wurde als Mitschuldige leichenblaß und brach in die Worte aus:

„Tami! Tami! *) . . Was werdet Ihr jetzt thun?"

„Was ich thun werde? Den schlechten Leuten 's Maul stopfen, bevor das Zuchthaus 's Maul aufreißt, um uns zwei zu verschlingen," antwortete er.

„Heilige Mutter Anna, hilf mir!" seufzte die Müllerin. „Aber wie wollt ihr's denn machen, um den Leuten 's Maul zu stopfen?"

„Heute noch fahr' ich auf die Insel hinüber, und sage dem Martin, daß er den schlechten Leuten nicht glauben soll, daß ich ihn für einen rechtschaffenen Menschen halte, und daß er meine Klarl heirathen kann, sobald er will."

Der Müllerin wurde jetzt so steinübel, da sie ihre letzte Hoffnung vereitelt sah, daß sie das Messer fallen ließ, und gerade noch zur rechten Zeit einen Schluck Karmelitergeist thun konnte, sonst hätte sie der Schlag getroffen.

---

*) Ein Ausdruck der Verwunderung.

10.

Am 29. Auguſt, Nachmittags um 1 Uhr, bei herrlichem Wetter, während auf den Anhöhen von Starenberg und Berg die Böller krachten, beſtieg der Churfürſt Maximilian Joſeph III., ein wahrer Vater des Vaterlandes, deſſen allzufrühen Tod vierzehn Jahre ſpäter alle ſeine Kinder — alle Bayern waren die Kinder des kinderloſen Churfürſten — untröſtlich beweinten, mit ſeiner Gemahlin, Maria Anna, Tochter des Friedrich Auguſt, Königs von Polen und Churfürſten zu Sachſen, deren fünfunddreißigſter Geburtstag heute gefeiert wurde, und mit einem zahlreichen Hofſtaate, das prachtvolle Schiff, den Bucentaur, nach dem Modelle desjenigen gebaut, auf welchem der Doge von Venedig jährlich am Himmelfahrttage mit dem adriatiſchen Meere ſich zu vermählen pflegte, wobei er einen goldenen Ring in's Meer warf, die Worte ſprechend:

„Desponsamus te, o mare, in signum perpetui dominii.“ **)

Dieſes Schiff, welches der Churfürſt mit ſeinem Gefolge beſtieg, war gerade vor 100 Jahren — 1663 — auf Befehl des Churfürſten Ferdinand Maria von italieniſchen Baumeiſtern erbaut worden.

„Es hielt in der Länge 100, in der Breite 25, und in der Höhe, ohne die oberſte Gallerie, 17 Schuhe, und beſtand aus drei Verdecken, von denen das erſte für die Schiffleute, das zweite für den Hof, das dritte für die Muſiker und Dienerſchaft beſtimmt war. Es war mit einem großen und kleinen Segel, mit Strickleitern und Tauwerk verſehen; auf dem hohen Maſtbaume flatterte eine blau und weiße Flagge; die Hauptfarben daran waren blau und roth, mit ſtark vergoldetem Schnitzwerke verziert. Die äußeren Theile des Schiffes

**) „Wir vermählen uns mit dir, o Meer, zum Zeichen der immerwährenden Herrſchaft.“

umgab ein Tanz von Sirenen, Najaden und Tritonen, gemalt: auf der vorderen Spitze ſtand ein vergoldeter Neptun mit einer blau und weißen Flagge ſtatt des Dreizackes in der Hand und am hinteren Theile eine vergoldete Pallas. Die ganze Mitte des Schiffes umgab eine Gallerie von durcheinander verflochtenen Fiſchen und gedrehten Säulen von Schnitzwerk.

„In dem mittleren Stockwerke, gleich bei dem Eintritte in die Zimmer, erblickte man oben das bayeriſche und herzoglich ſavoyiſche Wappen. Die äußeren Zwiſchenräume der Fenſter dieſer Gemächer wieſen 34 geſchnitzte Termesbilder. In den Saal tretend, ſah man eine Herkulesfigur, und in der Mitte des Saales Neptun auf einem Delphin in einer großen Muſchel. Hier pflegte der Churfürſt zum Scherze Jene zu taufen, die zum erſten Male auf das Schiff kamen. Die Decke des Saales war auf rothem Grunde mit Früchten und Blumen bemalt, mit rothem, goldgeſäumten Sammet ausgeſchlagen, und mit vier großen Spiegeln geſchmückt. Die anſtoßenden zwei Kabinete waren blau in blau gemalt; die Decke prangte mit Göttergeſchichten.

„Im Vordertheile des Schiffes führten zwei Treppen zur oberſten Gallerie, auf welcher 24 Trompeter mit 2 Paukern und andern Muſikern ihren Platz hatten. Dieſes Schiff trug 16 Kanonen. An den großen Rudern arbeiteten paarweiſe 68 Mann, und an den kleinen 32. Zwei Mann waren zum Auspumpen, und acht Mann zum Anker beſtellt, folglich im unterſten Verdecke 110 Arbeiter beſchäftiget; oft befanden ſich 500 Perſonen auf dem Schiffe, das aber nur 3 Schuh tief im Waſſer ging, ſohin bei heftigem Winde keine Segel zuließ, und keine Sicherheit gewährte. Die Baukoſten deſſelben betrugen 30,000 Gulden. Schon vor einem halben Jahrhunderte war von dieſem prachtvollen Schiffe nichts mehr zu ſehen.“

Wenn bei den churfürſtlichen Luſtfahrten der Bucentaur

in den See ſtach, war er immer von einer kleinen Flotte umgeben, und zwar, außer den kleinen Hofſchiffen und den zahlloſen Einbäumen der Fiſcher, mit 17 ſehr ſchönen Schiffen, auf denen bei 2000 Perſonen Raum fanden, die alle auf dem See bewirthet wurden. Unter dieſen Schiffen waren nämlich auch 4 große, flache, und zwar zwei zur Küche, eines zum Keller, eines für die Keller-Offizianten, die rothe Gallerie mit 20 Arbeitern beſetzt, ein Kammerherrnſchiff, und noch viele andere.

Churfürſt Maximilian Joſeph III. kam des Jahres oft drei- und viermal nach Starenberg, um Seejagden zu halten, wo dann große Rudel Hirſche und Rehe in den See getrieben, von Hunden verfolgt und von den Schiffen aus geſchoſſen wurden. Selbſt an Abenden ſind Waſſerjagden gehalten worden, bei denen oft 60 Schiffe, mit farbigen Laternen beleuchtet, auf dem See ſchwammen, an deſſen Ufern ungeheure Pyramiden die Strahlen von vielen tauſend Lampen weithin funkeln ließen.

Die Frau Churfürſtin, eine gar ſanfte Dame, liebte die blutige Jagdluſt nicht; ſie wünſchte, daß an dieſem Tage nur friedliche Spiele ſtattfinden ſollten: Schwimmen, Schiffrennen und Panzenſtechen. In dieſen drei Arten von Leibesübungen blieb Martin der Meiſter.

„Ich ſehe ja immer den Nämlichen, der bei jedem Spiele der Erſte iſt," ſagte der Churfürſt, umgeben von den adeligen Beſitzern der Schlöſſer am See, von den Prälaten von Bernried und Scheftlarn, von den Kloſterrichtern dieſer beiden Klöſter, und von andern geiſtlichen und weltlichen Herren. „Wie heißt er denn?"

„Martin Brugger, Sohn der Fiſcherswittwe auf der Inſel Wörth," antwortete der Pfleger von Starenberg, „ein recht wackerer junger Menſch von tadelloſer Aufführung, der mit kindlicher Liebe für ſeine arme Mutter ſorgt."

„Und unſer geſchickteſter Fiſcher," fügte der Fiſchmeiſter von Poſſenhofen bei, „der nämliche Martin, den ich Eurer

churfürstlichen Durchlaucht in meinen allerunterthänigsten Berichten schon vielfältig angerühmt habe."

„Und mein gottesfürchtigstes Pfarrkind unter den jungen Burschen," äußerte der Pfarrer von Feldafing.

„Ei, ei," sagte der Churfürst, „der Martin wird ja über den Schellenkönig gelobt. Ich will, daß er mir nach der Tafel, und wenn der Herr Pfleger als Seerichter die Preise vertheilt hat, vorgestellt werde."

Nach der Tafel stellte der Fischmeister von Possenhofen den Martin seiner Durchlaucht vor. Martin hatte sich umgekleidet, und stand in einem ganz neuen und eleganten Fischergewande da, mit einem Gürtel von grünem Saffian, eigenhändig ausgelegt mit buntfarbenen, im Sonnenlichte wundersam schimmernden Fischschuppen. Auf seinem Herzen trug er — zum ersten Male — seine als Soldat erhaltene Tapferkeitsmedaille.

Kaum erblickte diese der Churfürst, an der Seite seiner Gemahlin, des ganzen Hofes und seiner Gäste, als er dem Martin freundlich auf die Schulter klopfte, und zu ihm sagte:

„Brav gehalten, Martin, recht brav!"

Und Martin mußte nun ein Langes und Breites erzählen, wie er sich diese Medaille verdient habe.

Drauf winkte der Churfürst einem Pagen, der ihm auf einem silbernen Credenzteller zwei Patente mit dem großen churfürstlichen Insiegel überreichte.

Und der Churfürst sprach zum Fischmeister von Possenhofen gewendet:

„Mein alter Hoffischmeister in München hat um seine Pension gebeten; euch ernenne ich zu seinem Nachfolger."

Und er reichte ihm das Patent.

Der Glückliche ließ sich auf ein Knie nieder, und küßte dem gnädigsten Herrn die Hand.

„Und weil ich keinen besseren Nachfolger für euch weiß,"

fuhr der Churfürſt fort, „ſo hab' ich dich, Martin, zum Fiſchmeiſter von Poſſenhofen gemacht."

Und er gab dem Martin das zweite Patent.

Aber dieſer fiel auf beide Knie, und küßte die beiden Hände des Churfürſten, der ihm lächelnd auf die Beine half und ihn fragte:

„Nun möcht' ich aber gerne wiſſen, ob der neue Fiſchmeiſter von Poſſenhofen auch ſchon eine Fiſchmeiſterin hat?"

„Hat ſie ſchon, Durchlaucht!" antwortete Martin eilig, rannte an Bord, ſchaute auf den Einbaum hin, in welchem Klarl mit ihren Eltern ſaß, ſchwenkte mit der linken Hand ſeinen Hut, hielt mit der Rechten das Patent hoch in die Luft, und ſchrie mit einer Löwenſtimme:

„Klarl, ich bin churfürſtlicher Fiſchmeiſter von Poſſenhofen!"

Da wurde der Müllerin noch übler, als neulich; weil ſie aber dießmal keinen Carmelitergeiſt bei der Hand hatte, rieb ſie ſich mit einer Hand voll Waſſer die Schläfe.

Dem Churfürſten machte dieſe Geſchichte ſo viel Spaß, daß er auch Martin's Mutter, welche ein neues, von Martin gekauftes Kleid trug, und ihre ſilberne Halskette und ſilberne Florſchnalle, die er ihr bei dem Juden Daniel ausgelöſet hatte, ſo wie Klarl mit ihren Eltern an Bord kommen ließ.

Bei Klarls Anblicke ſagte der Churfürſt erſtaunt zu ſeiner Gemahlin:

„Sieh doch, Marie, ob dieſes Mädchen nicht auffallend dem Porträte der ſchönen Türkin im Schloſſe zu Starnberg gleicht, welche mein Großvater Maximilian Emanuel einſt bei Belgrad gefangen hat?" *)

„Wahrhaftig, täuſchend ähnlich!" antwortete die Churfürſtin, und ſprach ſehr freundlich mit Klarl. Der Churfürſt

*) Hiſtoriſch.

wünschte beiden Eltern Glück zu solchen Kindern. Als er sie bereits gnädigst entlassen hatte, rief er noch nach:

„Apropos, Klarl, bei dem ersten Fischmeisterlein bin ich der Pathe; sollte es aber eine Türkin sein, wie Du, dann wende Dich an meine Frau!"

Das liebliche Paar wurde am 15. October in der Schloßkapelle zu Possenhofen getraut, die damals noch im Innern des Schlosses war.

Der Scherzlgeiger und die Annamiedl wurden in das Hauswesen des neuen Fischmeisters aufgenommen, welches dessen Mutter und Klarl friedfertig miteinander besorgten. Die Insel, welche sie nur pachtweise inne hatten, kam in andere Hände.

Die Müllerin heirathete aus Verzweiflung den Lipp, den Bräumeister von Bernried, und dieß war sehr gut; denn er prügelte sie alle Tage, und dieß war wieder sehr gut, weil sie dadurch in Jahr und Tag eines der ordentlichsten Weiber weit und breit wurde, und dann auch keine Prügel mehr erhielt, und dieß mußte wohl auch gut sein, weil es ihr lieb war.

Der Dukatenbauer hatte seinen Zweck erreicht, den schlechten Leuten, wie er sie nannte, 's Maul zu stopfen.

Gerade am Jahrestage der ausgestandenen Todesangst und der glücklichen Rettung, am Maria-Himmelfahrttage —, landete ein churfürstliches Fischmeisterlein im häuslichen Hafen zu Possenhofen, und der überselige Vater fuhr sogleich mit der gehorsamsten Anzeige und mit der erinnernden Bitte zu dem Herrn Churfürsten in die Residenz, wo er die leutseligste Aufnahme fand.

Der Kukuk weiß, wer dem Churfürsten die verunglückte Heirathsspekulation des Hofrathes mit der Tochter des Dukatenbauers mag gestochen haben; kurz, der Herr Churfürst machte sich den Spaß, dem Hofrathe „als einen Beweis landesherrlicher Gewogenheit" huldreichst das Geschäft zu

übertragen: im Namen Seiner Churfürſtlichen Durchlaucht das neugeborne Söhnlein des Fiſchmeiſters von Poſſenhofen aus der Taufe zu heben, Maximilian Joſeph nennen zu laſſen, und fünfzig ganz neue Frauenbildthaler aus der churfürſtlichen Cabinetscaſſa einzubinden.

Der Hofrath war ſo fein, auf eigene Koſten einen ſchönen ſilbernen Leuchter als Geſchenk beizufügen, und ſich keinen Verdruß anmerken zu laſſen; aber der Scherzlgeiger ließ es ſich durchaus nicht abſtreiten, daß der Hofrath, während er das Kind über die Taufe hielt, ſo ſaure Geſichter geſchnitten habe, wie wenn nur unreife Holzäpfel ſeit acht Tagen ſeine einzige Speiſe geweſen wären.

Der

Schullehrer von Teufelsheim.

1.

In dem Vorgemache des alten und ehrwürdigen Ministers eines kleinen Landes, harreten an einem heiteren Junimorgen 17 Personen aus verschiedenen Ständen einer Audienz. Die Züge im Antlitze der Meisten waren jedoch nicht so heiter, wie der Morgen dieses Tages. Wer eine Audienz nachsucht, wünscht irgend etwas zu erlangen, und ist besorgt, ob es gelingen werde. Nur zwei junge Männer, die im Hintergrunde in einer Fenstervertiefung flüsternd sich lebhaft unterhielten, trugen in ihren Mienen das Gepräge einer beruhigenden, zuversichtlichen Erwartung. Der Eine von ihnen war ein schöner schlanker Jüngling, Namens Salburg, der ein Jahr freiwillig im Militär gedient, dann seine Studien auf der Universität vollendet, und erst kürzlich den Staatskonkurs mit der ersten Note bestanden hatte; er mochte etwa 25 bis 26 Jahre zählen, und sein neben ihm stehender Bruder, ein Hilfspriester, 2 bis 3 Jahre mehr.

Zehn Uhr schlug es auf einer altmodischen Pendeluhr, welche unter einem hohen Spiegel auf einem Mahagonitische stand, als ein alter Bureaudiener mit einem gewaltigen Packe Akten unter dem Arme durch das Vorgemach in das Arbeitszimmer des Ministers ging. Zurückkehrend blieb er auf der Schwelle desselben stehen, und fragte:

„Meine Herren, Sie erwarten vermuthlich die Excellenz?"

„Ja," erwiederte ein ältlicher Mann in seiner Nähe, „mir ist die Audienz auf diesen Morgen anberaumt worden."

„Mir auch! Mir auch!" tönte es von allen Seiten.

„Die Excellenz sind heute schon in den ersten Morgen-

ſtunden nach dem Luſtſchloſſe Seiner Durchlaucht berufen worden," entgegnete der Bureaudiener, „vielleicht werden die Excellenz zur fürſtlichen Tafel geladen; jedenfalls iſt die Stunde der Zurückkunft unſicher; aber gleich nach derſelben werden die Excellenz den Vortrag der Herren Miniſterial-Referenten anhören, ſohin die Audienz für heute wahrſcheinlich unmöglich werden."

Und mit einer freundlichen Verbeugung verließ er das Zimmer.

Viele Audienzſucher ſchauten ſich verblüfft einander an, und ſchüttelten die Köpfe. Einige erhoben ſich zögernd von ihren Sitzen, um fort zu gehen, und gleichwohl an einem günſtigeren Tage wieder zu kommen.

Da trat der ſchöne ſchlanke Jüngling Salburg lächelnd in die Mitte des Vorgemaches, und ſagte zu den Anweſenden:

„Meine Herren, gedulden Sie ſich bis zur Rückkehr des Herrn Miniſters, und laſſen Sie ſich durch die eben vernommenen trüben Audienzausſichten nicht abſchrecken. Seit ein mit mir verwandter Schullehrer erlebt hat, daß eine ganz unmögliche Audienz dennoch möglich wurde, glaub' ich an keine unmögliche Audienz mehr. Dieſes Ereigniß, iſt wahr, kurz und unterhaltend. Im Falle Sie es wünſchen, bin ich gerne bereit, Ihnen durch die Erzählung desſelben die Geduldprobe des Wartens zu erleichtern."

2.

Sichtbar getröſtet baten die Harrenden um gütige Mittheilung dieſer Geſchichte, und Salburg begann:

„Während des jüngſten Sommers befand ſich ein mächtiger und geliebter Monarch mit vielen erlauchten Sproſſen ſeines Hauſes und Großwürdeträgern des Hofes, in einem der berühmteſten Bäder Deutſchlands. Die kurze Zeit des Aufenthaltes war der Erholung des Monarchen vorbehalten,

und deßhalb beſchloſſen worden, durchaus keine Audienz irgend einer Perſon zu ertheilen, die nicht zum Hofſtaate gehörte.

„Es fehlte natürlich nicht an Gäſten, worunter bisweilen ſehr Vornehme, welche vorzüglich in der Hoffnung die Reiſe unternommen hatten, bei dem Monarchen eine Audienz zu erhalten. Wohin ſie ſich aber auch wenden mochten, überall wurde ihnen ganz artig eröffnet, daß eine Audienz unmöglich ſei.

„Zur ſelben Zeit ſchritt ein dürftiges Landſchullehrerlein, angethan mit einem ärmlichen, ausgedienten kurzen Fracke, auf dem ſorgengebeugten Haupte ein leichtes Studentenkäppchen tragend, mit langgeſtreckten Spindelfüßen auf der Landſtraße dahin, in der ſüßen Hoffnung, dem gerechten Monarchen in einer allerunterthänigſt gewährten Audienz eine Bittſchrift überreichen, und dieſe perſönlich unterſtützen zu können.

„Schon jahrelang entbehrte der Arme den vollen, mit ſeinem Dienſtesposten verbundenen Gehalt, obgleich er mit ſeinem geringen Bezuge eine Gattin und drei unmündige Kinder mühſam ernähren, und ſeine ganze Zeit auf die Bildung und den Unterricht einer zahlreichen muthwilligen Landjugend verwenden mußte, daher ihm auch keine Zeit zu irgend einem redlichen Nebenerwerbe blieb. Wiederholte Vorſtellungen bei ſeinen unmittelbaren Vorgeſetzten waren ohne Erfolg; er beſchloß daher, ſich an die Gerechtigkeit und Gnade ſeines Monarchen zu wenden, der größte Troſt und die ſicherſte Hilfe eines jeden Bedrängten.

„Wie beſtürzt wurde aber unſer Schullehrer, als er bei ſeiner Ankunft im Bade an jeder Thüre, wo er mit der Bitte um eine Audienz anklopfte, zu ſeinem größten Leidweſen erfuhr, daß eine Audienz unmöglich ſei. Nur wenige Groſchen ſteckten in ſeiner Taſche; der Weg war weit, der Hunger groß, der Durſt brennend. Er mußte übernachten; eine

Labung im Wirthshause hätte vielleicht sogar das nöthige Schlafgeld aufgezehrt. Er machte sich daher an einen Brunnen, der neben einer trefflichen Stallung sein klares Wasser in ein breites, marmornes Becken goß, setzte sich auf dessen Rand, zog ein gewichtiges Stück Brod aus der Tasche, und verzehrte es mit dem größten Appetite; seines Käppchens Deckel bog er muldenförmig ein, und machte es dadurch zu einem provisorischen Trinkgefäße. Als er mit dem frugalen Male fertig war, faltete er sinnend die Hände und seufzte: „Armes Weib! Arme Kinder!“ Bittere Thränen leuchteten aus seinen Augen.

„In diesem Momente trat ein Hofstallwärter aus einem Nebengebäude, hinter dem Ohre eine Feder, unter dem Arme einen Bogen Briefpapier, in der Hand ein Tintenfaß. Als dieser Mann den armen Schullehrer erblickte, ging er auf ihn zu, fragte, wer er sei, woher er komme, was für ein Anliegen er habe, und der gute Schullehrer schüttete sein ganzes Herz vor ihm aus, vergaß aber auch nicht, seinen unendlichen Schmerz über die unmögliche Audienz auszudrücken.

„Also ein Schullehrer sind Sie!“ erwiederte der Hofstallwärter. „Nun, das ist ja charmant, da können Sie mir aus einer großen Verlegenheit helfen. Kommen Sie doch auf mein Zimmer; Sie können bei mir zu Nacht speisen und schlafen; soll Ihnen keinen Kreuzer kosten, und was die unmögliche Audienz betrifft, die nehm' ich auf mich; Sie haben sich bisher nicht an den rechten Mann gewendet, der bin ich! Morgen sollen Sie bei dem Monarchen Audienz erhalten, so wahr ich vor Ihnen stehe!“

„Sie können sich denken, meine Herren, daß der arme Schullehrer bei diesen Trostworten neu auflebte; Essen, Trinken, Schlafen und Audienz... was konnte er mehr wünschen?

„Schreibfertig saß er vor dem Tische, als der Hofstallwärter, den Pfropf aus einer Flasche Wein ziehend, erzählte:

„Mir iſt geſtern ein kleines Malheur paſſirt; ich habe meinen Vorgeſetzten ein wenig gebeutelt; daraus könnte für mich etwas Unangenehmes entſtehen, wenn er es morgen, am Rapporttage, zur Anzeige brächte; ich gedenke daher, in einem Briefe ihn um Verzeihung meiner allzu großen Hitzigkeit zu bitten; er wird ſich damit begnügen, und mir iſt geholfen.“

„Um wegen der Titulatur keinen Verſtoß zu machen,“ bemerkte der Schullehrer, „muß ich Sie bitten, mir Titel, Rang, Stand und Charakter Ihres hohen Vorgeſetzten zu bezeichnen.“

„Ein Hofſtallwärter iſt er, wie ich, aber älter im Dienſte, daher ihm die Aufſicht übertragen iſt,“ erläuterte der Beutler ſeines Vorgeſetzten.

„Der Schullehrer ſchrieb den Brief zur vollen Zufriedenheit des Bedrängten, der ſich damit entfernte, und bald darauf mit wonneverklärtem Blicke die Nachricht brachte, daß eine glückliche Ausgleichung erfolgt ſei. Beide aßen und tranken nun nach Möglichkeit; allein ungeachtet der Schullehrer eine tüchtige Bewegung gemacht hatte, unterbrach doch oft ſeinen Schlummer der quälende Gedanke an die unmögliche Audienz.

„Am andern Nachmittage, Schlag 3 Uhr, ſtand der Schullehrer — vor dem Monarchen, der faſt von ſeinem ganzen Hofſtaate umgeben war, ihn huldreich empfing, die Bittſchrift durchlief, die nähere Ausführung ſeiner Gründe geduldig anhörte, und ihn zuletzt mit dem beſeligenden Troſte lächelnd entließ: „daß ihm geholfen werden ſolle.“

„Erfahren Sie nun noch, meine Herren, auf welche Art die unmögliche Audienz möglich gemacht wurde.

„Die Geliebte des briefbedürftigen Hofſtallwärters bediente die Kammerfrau der Gemahlin eines nahen Verwandten und Lieblings des Monarchen, einer wegen ihrer Herzensgüte hochgefeierten Dame, die auf dieſem Wege die ſelt-

ſame Geſchichte erfuhr, und durch ihre wohlwollende Vermittlung dem Schullehrer zur Audienz verhalf, deſſen Bitte auch bald darauf erfüllt wurde. Zum dankbaren Andenken ließ er ſich von einem Landmaler und Anſtreicher in ſeinem Wohnorte ein kleines Bild kleksen, beſtimmt, in ſeinem Schlafgemache zu prangen, auf welchem in ſchreienden Farben zu ſehen war, wie ein Hofſtallwärter ſeinen Vorgeſetzten, auch einen Hofſtallwärter, ein wenig beuteln thäte.

„Und nun, meine Herren, ſchöpfen Sie aus der Erzählung dieſer Thatſache mit mir die tröſtende Ueberzeugung: „daß es keine unmögliche Audienz gibt.“

Die Anweſenden lachten herzlich, und dankten Salburg vielmals für das ihnen gewährte Vergnügen. Es wurde noch Manches darüber geſprochen, was möglich und was unmöglich ſei, und Salburg hatte eben geäußert, daß er den Muth in ſich fühle, Alles zu unternehmen, was ein Anderer, in ganz gleichen Verhältniſſen mit ihm, für unmöglich halte, inſoferne ein ſolches Unternehmen mit Geſetz, Recht und Billigkeit vereinbar ſei, als im Arbeitszimmer des Miniſters zweimal heftig geſchellt wurde, wornach ſogleich der alte Bureaudiener mit der Verkündigung für die Anweſenden durch das Vorgemach eilte:

„Die Excellenz ſind zurückgekommen!“

3.

Nach der Unterzeichnung einer Menge von Entſchließungen wurden die Audienzſucher einzeln vorgelaſſen. Den beiden Salburg bedeutete der Bureaudiener durch eine Handbewegung, ſich bis zur Abfertigung der übrigen Anweſenden zu gedulden.

Dieſe Abfertigung geſchah aber durch den menſchenfreundlichen Herrn Miniſter weder mit kurzen und ſpröden Worten, noch mit leeren Vertröſtungen. Er ſagte jedem Bittſteller geradezu, ob ſein Geſuch gewährt werden könne,

oder nicht, wenigstens zur Zeit nicht, und warum nicht. Niemand zweifelte an seiner Gerechtigkeit, Billigkeit und Wahrheitsliebe.

Kaum war der letzte Audienzsucher aus dem Arbeitszimmer des Ministers getreten, als die Thüre sich wieder öffnete, und dieser, mit freundlich lächelnder Miene vor der Schwelle stehend, die beiden Salburg einlud, zu ihm zu kommen. Er nöthigte Beide, auf einem Sofa, seinem Lehnstuhle gegenüber, Platz zu nehmen, und sagte:

„Meine Herren! Sie haben mir einen ausführlichen und vortrefflich begründeten Vorschlag zu einer Art von moralischer Wiedergeburt des im ganzen Lande übel berüchtigten Dorfes Schilfheim am Bogensee übergeben, das im Volke fast nur mehr unter dem Namen „Teufelsheim" bekannt ist.

„Aufrichtig zu gestehen, . . ich zweifle an der Wahrscheinlichkeit des Gelingens Ihrer edlen Absicht einer Besserung dieser bis zur Verwilderung entsittlichten Dorfbewohner; milden und ernsten Versuchen der Regierung, ist sie bisher nicht gelungen. Da ich aber die Möglichkeit nicht zu bestreiten vermag, hielt ich es für meine Pflicht, Seiner Durchlaucht die Genehmigung Ihres Planes in allen seinen Theilen dringend zu empfehlen, und Höchstdieselben, voll der huldreichsten, wahrhaft väterlichen Sorgfalt für alle ihre Unterthanen, nahmen nicht nur keinen Anstand, die Genehmigung sogleich zu ertheilen, sondern schienen sogar einen günstigen Erfolg mit größerer Zuversicht zu hoffen, als ich.

„Ich habe das Vergnügen, meine Herren, Ihnen hier Ihre Anstellungsdekrete zu überreichen, für Sie, Herr Anton Salburg, als Pfarrer zu Schilfheim, mit dem Wunsche eines bessern Looses, als jenes Ihrer Vorgänger, die mich mit Abberufungsbitten bestürmten, weil sie oft nicht ihres Lebens sicher waren, und für Sie, Herr Karl Sal-

burg, Ihrem ausdrücklichen Wunſche gemäß, als Schullehrer, weil Sie die Uebernahme dieſer Stelle zum Gelingen Ihres Planes für nothwendig erachten. Sie ſind aber nicht auf den ſpärlichen Gehalt eines Landſchullehrers beſchränkt; Seine Durchlaucht haben befohlen, Ihnen die Diäten eines fürſtlichen Kommiſſärs bei der Kammerkaſſa anzuweiſen, und behalten ſich vor, Sie ſpäterhin auf eine Ihren Kenntniſſen entſprechende Art zu verwenden, Ihr Vorhaben möge gelingen oder nicht. Das fürſtliche Jagdſchloß Waldburg, welches Seine Durchlaucht nicht mehr beſuchen wollen, iſt Ihnen mit allen ſeinen Anlagen zur freien Benützung überlaſſen. Der Himmel ſegne nun Ihr Unternehmen!"

Hocherfreut dankten die beiden Brüder dem Miniſter für ſeine huldvolle Verwendung in dieſer Angelegenheit, der ihnen zugleich eröffnete, daß er von Seiner Durchlaucht beauftragt ſei, ſie am andern Tage Nachmittags 3 Uhr dem Fürſten vorzuſtellen.

Drei Tage ſpäter wurden die beiden Brüder durch einen fürſtlichen Regierungsrath der verſammelten Gemeinde in Schilfheim vorgeſtellt, und feierlich in ihre Aemter eingewieſen. Der Gemeindevorſteher, Adlerwirth Randler, ein ſehr reicher und ordentlicher Mann, ſchüttelte den Kopf, als er den fürſtlichen Kommiſſär laut verkünden hörte: „Es bleibt dem freien Willen der Eltern überlaſſen, ob ſie ihre Kinder in die Schule ſchicken wollen oder nicht; auch iſt für die Kinder, welche die Schule beſuchen, kein Schulgeld zu bezahlen, und die Kinder erhalten in der Schule Bücher und Schreibmaterialien unentgeltlich," — und ſagte zu dem neuen Schullehrer nach dem Mittagsmahle, welches der fürſtliche Kommiſſär mit den beiden Salburg und den dazu geladenen Pfarrern und Beamten der Umgebung bei ihm einnahm: „Sie werden wenig Aerger ſchlucken dürfen, Herr Schul-

lehrer, denn Sie wiſſen ja, wenn der Bauer nicht muß, ſo rührt er keinen Fuß."

Lächelnd antwortete Salburg: „wenn nur die Kinder den Fuß rühren, um in die Schule zu gehen."

4.

In dem weiträumigen Jagdſchloſſe Waldburg, das gleich außerhalb des Dorfes Schilfheim an dem Saume eines großen Buchenwaldes liegt, und nur durch einen großen Obſtgarten vom Bogenſee getrennt iſt, begannen ſchon am andern Tage Arbeiten zu verſchiedenen Vorrichtungen. Die dazu nöthigen Taglöhner wurden aus den Dorfbewohnern genommen, die dazu Luſt hatten; Gärtner, Maurer, Schreiner, Zimmerleute, die man im Dorfe nicht haben konnte, aus der Reſidenzſtadt. Auf einer Wieſe neben dem Schloſſe erhoben ſich bald Turngerüſte, von Burſchen und Kindern umgafft, welche nichts davon verſtanden, und ein Kletterbaum.

Zwei Schulzimmer waren bald hergeſtellt, das Eine für die Knaben, die ein Schulgehilfe unter der Aufſicht Salburg's unterrichten ſollte, das Andere für die Mädchen, deren Unterricht Salburg's Schweſter und zugleich ſeine Wirthſchaftsführerin, Emma, zu übernehmen, und ſie zugleich in andern häuslichen Geſchäften und in allen weiblichen Arbeiten zu unterweiſen beſchloſſen hatte.

Mit großer Thätigkeit wurde vor dem mächtigen Gitterthore des Schloßgartens der am Geſtade ſeichte Grund des Bogenſee's gehörig vertieft, ausgemauert, eine Schwimmſchule angelegt, und dieſe mit einer Umſchließung aus ſtarken Querſtangen, in Abſtänden von der Breite einer halben Spanne übereinander, verſehen. Gegen Norden erhob ſich eine aus leichten Brettern gezimmerte, mit Moos und Baumrinden überkleidete Klauſe zum Aus- und Anziehen der Schwimmer, und in einer nahen Lichtung des Waldes

wurde ein hoher und breiter Erdaufwurf gemacht, und vor demſelben eine Scheibe für Büchſenſchützen geſtellt.

Innerhalb der 8 Fuß hohen Mauern des Schloßgartens, der zwei Morgen enthielt, begann der hufeiſenförmige Bau eines Glashauſes mit unterirdiſcher Heizung, den ganzen Umfang der Mauern entlang und von gleicher Höhe, breit genug, daß zwei Perſonen darin zwiſchen zwei Blumenbeeten nebeneinander gehen konnten. Alle dieſe zu gleicher Zeit angefangenen Arbeiten beſchäftigten viele Hände und erregten in hohem Grade die Verwunderung der Dorfbewohner, welche ſich nicht erklären konnten, warum dieß Alles geſchehe.

Am nächſten Sonntage nach der Amtseinweiſung hatte der neue Herr Pfarrer durch ſeine erſte Predigt über die himmliſchen und irdiſchen Segnungen eines gottſeligen und pflichtliebenden Lebens, der wahren Nächſtenliebe und eines friedfertigen Benehmens, in zahlreichen Beiſpielen nachgewieſen, die er auf eine erbauliche und unterhaltende Weiſe erzählte, wider Alles Vermuthen einen tiefen Eindruck auf die verſammelte Gemeinde gemacht. So erſchütternd wurde noch nie von irgend Einem ſeiner Vorgänger an ihr Herz und Gewiſſen geſprochen. Der Herr Pfarrer freute ſich ſehr über dieſe ſichtbare Wirkung des heiligen Wortes Gottes, und baute darauf manche ſchöne Hoffnung für die Zukunft. Seine zweite Schweſter, Katharina, die ſein Hausweſen beſorgte, ein gutes und ſanftes Mädchen, gewann durch ihre dienſtwillige und freundliche Gefälligkeit gar bald die Zuneigung und das Vertrauen vieler Weiber und Töchter im Dorfe, denen ſie mit Rath und That gerne beiſtand.

Eines Morgens war Salburg eben bei ſeinem Bruder, dem Pfarrer, um ſich mit ihm wegen der Ausführung ihrer Pläne zu berathen, als die Adlerwirthin mit ihrer Tochter Eliſe kam, welche ſie dem Herrn Pfarrer vorſtellte. Eliſe war nämlich erſt am Abende vorher in das elterliche Haus

heimgekehrt; ſie hatte in einem Inſtitute der engliſchen Fräulein ihre Erziehung erhalten, und verrieth in ihrem Benehmen und in ihren Aeußerungen viel Anſtand, Beſcheidenheit und gründliche Kenntniſſe. Sie mochte etwa 18 Jahre alt ſein, und Katharina, die ſich mit ihr lange und lebhaft unterhielt, konnte ihren Brüdern das edle Gemüth dieſer holden Jungfrau nicht genug rühmen, die auch dem Herrn Schullehrer gar ſehr gefiel. Die beiden Mädchen fühlten ſich wechſelſeitig ſo angezogen, daß ſie übereinkamen, ſich recht fleißig zu beſuchen. Karl und ſeine Schweſter begleiteten die Adlerwirthin und ihre Tochter nach Hauſe, wo der Wirth gleich den Schullehrer in Beſchlag nahm, um ihm alle Theile ſeiner großen und gut beſtellten Oekonomie zu zeigen, auf die er ſich nicht wenig einbildete, wie er denn auch wirklich ein tüchtiger Oekonom war.

„Nun, wie gefallen Ihnen meine Pferd- und Hornviehſtälle, Herr Schullehrer?“ fragte der Wirth.

„Sehr gut,“ antwortete jener; „Licht, friſche Luft, Reinlichkeit; aber für etwas recht Wichtiges iſt nicht geſorgt.“

„Für was denn?“ fragte der Wirth neugierig.

„Es fehlt eine Vorrichtung, vermittelſt welcher an jedem Ende des Stalles durch einen einzigen Ruck ſämmtliche Thiere zugleich von ihren Ketten losgemacht werden können, im Falle ein Brand entſteht, in dem ſonſt gewöhnlich ein großer Theil des Viehes im Feuer zu Grunde geht.“

Und nun erklärte Karl dem Wirthe, wie man eine ſolche Vorrichtung ganz einfach machen könne, und der Wirth war vollkommen damit verſtanden, dankte vielmals für dieſe Anleitung, und ertheilte ſogleich die zum Vollzuge nöthige Weiſung. Im Laufe des Geſpräches bewährte Karl ſo große und umfaſſende Kenntniſſe in der Viehzucht, Landwirthſchaft und Gartenkunſt, daß der Adlerwirth verwundert ausrief:

„Aber wie konnte es Ihnen einfallen, bei so großen Kenntniſſen, die Ihnen überall die beſte Aufnahme ſichern würden, ein Schullehrer zu werden?“

„Aus Liebhaberei, Herr Randler; ich hoffe, meine Kenntniſſe, denen Sie vielleicht einen allzugroßen Werth beilegen, auch in meinem gegenwärtigen Berufe, vorzüglich hier in Schilfheim, wohl benützen zu können, und ich vertraue dabei auf Ihre freundliche Mitwirkung. Wir werden ſpäterhin ſchon noch mehr darüber ſprechen.“

„Gerne werde ich zu Allem, was Sie Gutes zu veranſtalten gedenken, nach Möglichkeit beitragen; ich zweifle aber, ob Ihnen etwas gelingen wird, denn wir ſind hier nicht in Schilfheim, ſondern in Teufelsheim. Erweiſen Sie mir die Ehre, eine Flaſche Wein mit mir im Verſchlage der Wirthsſtube zu trinken; dort will ich Ihnen dieſes Teufelsneſt ſchildern, wie es iſt, das ich längſt ſchon verlaſſen hätte, wenn ich es über mein Herz bringen könnte, mein elterliches Anweſen zu verkaufen, das mir durch meine zahlreichen Verbeſſerungen noch um ſo lieber geworden iſt. Ich wünſche es einſt meinem einzigen Sohne, der eben eine vieljährige Reiſe durch ganz Europa macht, in möglichſter Vollkommenheit übergeben zu können.“

Sie gingen quer über den Hühnerhof in's Haus, und trafen im Verſchlage Katharina und Eliſe in Betrachtung mancher ſchönen, von dieſer im Kloſter verfertigten weiblichen Handarbeiten, ſetzten ſich an einen andern Tiſch, und begannen ihre Unterredung.

5.

Etwa nach einer halben Stunde erhob ſich in der Wirthsſtube ein gewaltiger Lärm. Gegen vierzig conſcriptionspflichtige Burſchen, auf dem Wege in die Reſidenz, fielen hier in die Schenke ein, wie eine Schaar Heidelerchen. Kaum war der erſte Durſt geſtillt, und die dringendſte

Mahnung des Hungers beſchwichtiget, als Zank und Streit begannen, veranlaßt durch acht Teufelsheimer, die ſich darunter befanden, und über Andere ſpöttelten.

„Die Moosthaler," höhnte einer von ihnen, „ſehen am kuraſchirteſten aus, und ſchneiden martialiſche Geſichter, gerade als wenn ſie Milch und Eſſig getrunken hätten."

„Gar kein Vergleich mit den Bergbachern, welche den Feind auf dem Kraut freſſen," ſagte ein Anderer.

„Ja, ja," fügte ein Dritter bei, „das ſieht man am Natzi; wenn der den Feind ſo tapfer auf dem Kraut frißt, wie ſein geräuchertes Fleiſch da drüben, ſo hat unſer Land Nichts zu fürchten."

Der Natzi aber machte nicht viel Spaß, ſondern warf dem Spötter den Teller nebſt dem Reſte des Krautes an den Kopf, worauf die Schlägerei ſogleich losging; Fäuſte, Stöcke, Stuhlfüße, und Krüge ſchlugen drauf los, und ſolche, die ſich nicht mehr anders wehren konnten, zogen die Meſſer, und ſtachen. Mehr als die Hälfte der Raufer wurde mehr oder minder verletzt, zum Glücke Keiner gefährlich. Während der Wirth, als Gemeindevorſteher, nur mit großer Mühe die Streitenden trennte, hatte der Hausknecht den Ortsbader Günther geholt, der flugs herbeieilte, und in Hemdärmeln, mitten auf dem Kampffelde, die Verwundeten verband, auch ſogleich von jedem Patienten die wohlverdienten Kurkoſten erhob, und ſodann in den Verſchlag ſich begab, wohin er als Leibchirurg der Teufelsheimer Zutritt hatte, um ſich durch einen Labetrunk wieder zu ſtärken.

Wie nach einem Gewitter der Himmel wieder heiter wird, ſo ſaßen auch die Kämpfer nach der Schlacht wieder friedlich, und mitunter auch fröhlich beiſammen, wenn nicht die arg zerklopften Köpfe gar zu ſtark brummten. Einige ſpotteten über ihre eigene Dummheit, eine Rauferei angefangen zu haben, die eigentlich gar nicht nothwendig geweſen ſei.

„Mancher Burſche ſieht ſtill und ſanft aus, und hat doch mehr Courage, als ein Anderer, der immer das Maul voll nimmt, und ſo grimmig thut, als wollte er die ganze Welt zerreißen," bemerkte ein Bergbacher.

„So wie es auch Leute gibt," ſetzte ein Moosthaler hinzu, „die anfangs gar keinen Muth haben, und bei irgend einer Gelegenheit auf einmal tapfer werden."

„Das kann nicht ſein! Das kann nicht ſein!" ſchrien Mehrere zugleich. „Wer einmal keine Courage hat, der bleibt auf ewige Zeiten ein Haſenfuß."

„Da irret Ihr Euch, liebe Landsleute," ſagte Karl, der auf der Schwelle ſtehend, ihr Geſpräch hörte. „Ich weiß eine alte, wahre Geſchichte, die Euch von der Unrichtigkeit Eurer Meinung überzeugen würde, und ich will ſie Euch gerne erzählen, wenn Ihr ſie hören möget."

„Ja, dieß wär' uns ſchon lieb, Schullehrer," entgegneten einige Teufelsheimer, und Andere nickten ſchweigend Beifall zu dem freundlichen Anerbieten.

Karl lehnte ſich an die Thürecke und ſagte:

„Die Geſchichte vom Haſenhanſerl, die ich Euch erzählen werde, iſt ſchon ſehr alt, aber ſie wird Euch gefallen. — In der weitberühmten Karthauſe Prüel zu St. Veit bei Regensburg, worin während des Reichstages im Jahre 1653, gelegentlich eines Beſuches, Kaiſer Ferdinand III., auf einem alten hölzernen Stuhle ſitzend, ein Kügelchen zu einem Roſenkranze drechſelte, während die Kaiſerin das Rad dazu antrieb, lebte zur Zeit des Schwedenkrieges ein Kloſterſchreiber, Namens Johann Hoffner, ſeiner äußerſten Feigheit wegen ſpottweiſe nur immer der Haſenhanſerl genannt. Es begab ſich nun, daß er eines Tages aus Regensburg, wo der Pater Schaffner viel aus verkauftem Getreide erlöſetes Geld aufpackte, dieſen zurück in das Kloſter begleiten mußte. Beide waren zu Pferd.

Auf offener Straße zwiſchen der Stadt und dem Kloſter, ſahen ſie plötzlich zwei ſchwediſche Reiter heranſprengen, die wahrſcheinlich geſonnen waren, den Pater Schaffner nicht länger mehr mit der Geldlaſt ſich quälen zu laſſen. Haſenhanſerl wurde kreidebleich vor Todesangſt, und mußte ſich zitternd an dem Sattelknopfe halten, um nicht herabzuſtürzen; denn da die Reiter mit wildem Geſchrei ihre Säbel ſchwangen, ſah er ſein letztes Stündlein vor Augen, und ſtammelte in der Eile noch ein Stoßgebetlein zur Sühne ſeiner noch übrigen Sünden.

„Fliehen war nicht möglich; die ſchweren Kloſterpferde ſchienen gar nicht geneigt, ſchneller als im Schritte zu gehen. Pater Schaffner war ein wohlgenährter Mann von ſeltener Leibesſtärke, auch beſonnen und muthig. In höchſter Eile rief er dem Haſenhanſerl zu, wie er ſich gegen ſeinen Gegner nur ſo lange wehren ſollte, bis er mit dem andern fertig wäre, ſchlug ſeine ſchwarze Kapuze um ſich, machte eine raſche Wendung, als der Reiter auf ihn einhauen wollte, ergriff den Zügel des Pferdes ſeines Gegners und riß dieſes mit ſolcher Gewalt zu Boden, daß der Reiter in den Straßengraben unter den Bauch des Pferdes ſtürzte.

„Haſenhanſerl griff in den Korb, der an ſeinem Sattelknopfe hing, nahm ein Packet mit 300 fl. und warf es ſeinem Gegner ſo gewandt in das Geſicht, daß ihm der Naſenknorpel und das linke Auge zerſchmettert wurden, und er ohnmächtig vom Pferde ſank. Einige Köhler rannten aus dem nahen Walde herbei, ſchlugen die beiden Schweden vollends todt, und ſchleppten ſie fort, um ſie tief im Walde auszuplündern und zu verſcharren.

„Pater Schaffner und Haſenhanſerl brachten die erbeuteten Pferde am Zügel in das Kloſter, das nun wochenlange von dem Heldenmuthe des Kammerſchreibers ertönte, der vom Prior in Gegenwart aller Mönche belohnt und reich-

lich beſchenkt wurde. Von nun an war der kriegeriſche Geiſt in ihm erwacht; er verſchmähte es, noch länger ein „Schriftling“ zu bleiben, wie die Kloſterchronik ſagt, ließ ſich im kaiſerlichen Heere anwerben, und zeichnete ſich durch ſeine Tapferkeit ſo ſehr aus, daß er immer vorrückte, und zuletzt, vor mehr als hundert Jahren, als Johann Hoffner von Bittelſies, kaiſerlicher und churbayeriſcher Oberſt, in der churbayeriſchen oberpfälziſchen Commandantſchaft zu Neumarkt ſtarb, nachdem er zuvor, durch koſtbare Gaben und künſtlich gearbeitete Schränke zur Aufbewahrung von Heiligthümern im Gotteshauſe zu Prüel, das Andenken an den ſonderbaren Glückswechſel ſeines Schickſales preiswürdig verewiget hatte.

„Da habet Ihr nun die Geſchichte, und ich könnte Euch gar viele ähnliche Ereigniſſe aus neuern Kriegszeiten erzählen, wo junge Soldaten, die zum erſten Male in eine Schlacht geführt wurden, vor Angſt erblaßten und zitterten, und ſchon am andern Tage mit dem Muthe der älteſten und tapferſten Soldaten wetteiferten.“

Der Haſenhanſerl gefiel den jungen Leuten, die nun gerne auch die andern Geſchichten gehört hätten, deren Karl erwähnte; ja ſie boten dem „Schullehrer“ ſogar an, ihn zechfrei zu halten, wenn er forterzählen wollte. Lächelnd zog Karl ſeine goldene Cylinderuhr, die er an einer goldenen Kette in der Weſtentaſche trug, und entſchuldigte ſich, daß es ſchon zu ſpät ſei, und ſeine Mittagsſuppe verbrennen würde; mit Vergnügen werde er ihnen zu einer andern ſchicklichen Zeit, etwa nach ihrer Rückkehr aus der Reſidenz, ſo lange erzählen, als ſie Luſt hätten, ihm zuzuhören.

„Noch einen guten Rath will ich Euch mitgeben, liebe Nachbarsleute,“ fügte Karl bei; „Ihr traget gegen das Verbot im Griffe feſtſtehende, ſpitzige Meſſer in Euren Hoſentaſchen; laſſet ſie zurück, ſonſt werdet Ihr in der Reſidenz verhaftet und tüchtig geſtraft.“

„Wir verſtecken ſie ſchon recht gut," erwiederte ein Teufelsheimer; „von den Meſſern können wir uns nicht trennen; womit könnten wir uns ſonſt bei einer Rauferei helfen?"

„Helfen?" ſagte Karl. „Haben ſich Eure Kameraden mit ihren Meſſern geholfen, die bei Raufereien hier im Dorfe Gebrauch machten, und wegen Körperverletzungen zu vieljährigen Arbeits- und Zuchthausſtrafen verurtheilt wurden?"

Die Burſchen ſchwiegen beſtürzt.

„Da ſitzen nun die Unglücklichen d'rin, den ganzen Tag und die ganze Woche hindurch mit harter Arbeit unter ſtrengſter Zucht beſchäftiget, und ſo vergehen die ſchönſten Jahre ihres jungen Lebens. Mancher hat einen Schatz zurückgelaſſen, der ſich aus Gram um den verlorenen Liebhaber abhärmt und einem frühen Grabe entgegenſiecht. Mancher iſt der einzige Sohn wohlhabender Eltern, und gerade zu der Zeit in dieſes Unglück gerathen, da die betagten Eltern ihm das Anweſen übergeben, und den Reſt ihrer alten Tage in Ruhe zubringen wollten. Nun müſſen ſie mit fremder Hülfe fortwirthſchaften, und da geht's oft den Krebsgang, oder verkaufen, und kommt der Eingeſperrte nach vielen Jahren wieder in Freiheit, ſo findet er ſein elterliches Anweſen heruntergekommen, oder im Beſitze anderer Perſonen, und ſeine kummervollen Eltern in einem Austragſtübchen voll Sorgen und Noth, oder vielleicht gar in zwei breiternen Häuschen tief in der Erde des Kirchhofes."

6.

Die Zuhörer ſchienen nachdenkend.

Karl fuhr fort:

„Ich erinnere mich noch immer an einen recht traurigen Fall, der ſich vor drei Jahren ereignete. Der Sohn eines wohlhabenden Bauers, ein fleißiger und rechtſchaffener Burſche, liebte eine Bauerstochter nicht weit von ſeinem hei-

mathlichen Dorfe, — Franzi hat ſie geheißen, — und wurde ſo eiferſüchtig auf einen Andern, der ſich an ſie machte, daß er in einem Wirthshauſe bei dem Kirchweihfeſte, ſchon im Zuſtande der Betrunkenheit, mit ihm zu raufen anfing, dabei aber den Kürzern zog und ausgelacht wurde. Außer ſich vor Wuth paßte er ihm Nachts auf dem Heimwege auf, und rannte ihm von rückwärts das Meſſer in den Leib. Der Verwundete wurde nach einem Krankenlager von vier Monaten wieder vollkommen hergeſtellt. Inzwiſchen hatte der Kriminalprozeß des Eiferſüchtigen ſchon begonnen; das Urtheil lautete auf zwölfjährige Zuchthausſtrafe, welche die Gnade des Fürſten wegen des ausgezeichnet guten Leumundes des Thäters, auf vier Jahre Arbeitshausſtrafe milderte.

„Als dieſe lange Zeit überſtanden war, eilte er heim und kam eines Morgens in das Haus der Eltern ſeiner Franzi, die bei ſeiner Verhaftung bitterlich geweint, und wiederholt verſprochen hatte, ihm treu zu bleiben und auf ſeine Zurückkunft zu warten. Er trat in die Stube und erblickte Franzi ſpinnend am Tiſche ſitzen; zu ihrer Linken lag ein Kind in einer Wiege, und ein größeres ſtand an der Ofenbank, und ſpielte mit einer kleinen Katze.

„Grüß' Dich Gott, liebe Franzi! Da bin ich wieder!“ ſagte Konrad.

„Jeſus! Maria und Joſeph!“ rief Franzi aus, und fuhr erblaſſend vom Spinnrade auf.

„Nun, warum erſchrickſt Du denn ſo, anſtatt Dich zu freuen, daß wir wieder beiſammen ſind?“

Franzi brachte kein Wort hervor.

„Wem gehören denn dieſe Kinder?“

„Mir.“

„Wie heißt denn der Vater davon?“

„Sei nicht böſe, Konrad! Vater und Mutter ſetzten mir ſo lange zu, bis ich ihn heirathete; Du kennſt ihn ja.“

Sie wagte es nicht, ſeinen Namen zu nennen.

„Den Stephan Leitweger?“ fragte Konrad mit zornfunkelnden Augen.

„Ja,“ antwortete Franzi leiſe und ſchüchtern.

„Meinen Todfeind! Du haſt mich nie geliebt, Du haſt mich ſchändlich betrogen! Bete jetzt; Du mußt ſterben!“

Und raſch packte er ein Handbeil, das im Winkel der Ofenbank lag, um kleines Prügelholz zu ſpalten, und hob es empor, der Franzi den tödtlichen Streich zu verſetzen, die um Erbarmen flehend zu ſeinen Füßen ſank.

Nicht das Mitleiden bewahrte ihn vor der blutigen That, ſondern ein raſch eintretender Wahnſinn.

Denn plötzlich warf er das Beil weg, hob Franzi auf, reichte ihr die Hand und bat ſie: „Verzeihe mir, liebe Franzi! Was will ich denn? Du biſt ja ganz unſchuldig; denn ſeitdem ich Dich nicht mehr geſehen habe, bin ich ja ein Königsſohn geworden und kann alſo nur eine Prinzeſſin heirathen.“

Franzi ſchaute ihm weinend durch das Guckfenſter nach, als er langſam auf einem Feldwege nach dem nahen Walde ging, hinter welchem ſein heimathliches Dorf lag. Anderthalb Jahre darnach ſtarb er im Irrenhauſe. Franzi ſah ihn nie wieder, und hat auch nie wieder eine fröhliche Stunde gehabt.“

Karl wünſchte den Burſchen eine glückliche Reiſe, und entfernte ſich mit ſeiner Schweſter Katharina und dem Bader Günther.

Als er fort war, ſagte ein Moosthaler:

„Euer Schullehrer kann erzählen, da hab' ich allen Reſpekt! Er ſieht aber eher einem gnädigen Herrn gleich, als einem Schullehrer, wie der unſrige, der nebenbei das Vieh hüten muß, wenn er nicht verhungern will.“

Auch der Adlerwirth hatte die beſte Meinung von Karl gefaßt, und dieſer das Herz der Wirthstochter Eliſe durch die rührende Erzählung von der untreuen Franzi gewonnen.

7.

„Nun, wie geht's Ihnen hier, Herr Leibchirurg der Teufelsheimer?“ fragte Karl den Bader, als ſie einige Schritte vom Wirthshauſe entfernt waren.

„Schlecht, ſehr ſchlecht, Herr Schullehrer,“ antwortete Günther ſeufzend; „Aderlaſſen und Schröpfen kommt aus der Mode, ſeitdem ſo viel mit Waſſer kurirt wird; gegen leichte Krankheiten nehmen die Bauern Hausmittel oder gar nichts, gegen ſchwere einen praktiſchen Arzt; ich lebe mit meinem Weibe und meinen fünf Kindern hauptſächlich von den Miſſethaten der Teufelsheimer, von ihren Raufhändeln und Meſſerſtichen, wie Sie ſich ſoeben ſelbſt überzeugt haben. Sie dürfen mir aber auf's Wort glauben, daß ich an dieſem wahrhaften Blutgelde keine Freude habe.“

„Das iſt freilich ein bedauerlicher Erwerb,“ bemerkte Karl.

„Da ſind wir ſchon bei meinem alten Häuschen,“ ſagte Günther; „ſchenken Sie mir doch die Ehre, Herr Schullehrer, mit Ihrem Fräulein Schweſter einen Augenblick einzutreten.“

In der Stube ſah es dürftig, aber reinlich aus. Frau Günther ſchnitt eben Stückchen Brod für die fünf Kinder. Links war eine kleine Kammer, die in den Stall führte, worin zwei magere kleine Kühe ſtanden. Im Hausgärtchen ſah Karl ſorgfältig gepflegte Blumenſtöcke. „Sie ſind ein Blumenfreund, wie ich ſehe,“ äußerte er.

„Ja wohl; leider hab' ich in dieſem Fache zu wenig Kenntniſſe.“

„Beſuchen Sie mich nur fleißig, ich will Sie gerne mit einigen Blumenkünſten bekannt machen, die Ihnen einen kleinen Nebenverdienſt verſchaffen ſollen. Haben Sie Feldbau?“

„Nur ſo viel, als meine Familie Korn und Kartoffeln braucht, Heu für meine zwei Kühe, und nahe daran noch

einen Morgen nahrhaften und lockern, weder zu naſſen noch zu trockenen Boden, mit dem ich nichts anderes anzufangen weiß, als ihn zu verkaufen."

„Thun Sie dieß ja nicht," verſetzte Karl haſtig; „der Boden von dieſem Morgen iſt nach Ihrer Schilderung gerade dazu geeignet, Ihnen gegen ſehr geringe Mühe eine ſo reichliche Einnahme zu verſchaffen, daß Sie ein viel ſorgenloſeres Leben führen, und mit dem Reſte des Geldes in wenigen Jahren die Koſten eines neuen zierlichen Häuschens aus Backſteinen bezahlen können, welches Sie jetzt gleich ſollten bauen laſſen, indem das Ihrige auf eine bedrohliche Weiſe baufällig ſcheint."

„Wie wäre dieß möglich?" fragte Günther ganz erſtaunt.

„Kommen Sie nur zu mir, dann erfahren Sie es ſchon."

„Ein neues Häuschen aus Backſteinen, ſo nach Schweizerart, einſtöckig, mit einer Gallerie, war längſt ſchon mein Wunſch; allein wenn ich auch Jemand fände, der mir das Geld dazu gäbe, ſo könnte ich nicht einmal die Intereſſen bezahlen, vielweniger Abzahlungen am Kapitale machen, da ich ſogar keine Mittel beſitze, mein altes baufälliges Häuschen ausbeſſern zu laſſen. Bekäme ich übrigens auch wirklich durch Ihre Verwendung ein neues Häuschen, ſo müßte ich täglich Brandſtiftung aus Neid meiner Nachbarn befürchten."

„Darüber ſeien Sie außer Sorgen; denn jeder von denſelben kann unter den nämlichen Bedingungen ein neues Haus bekommen, groß oder klein, wie er es wünſcht, was der Gemeinde bekannt gemacht werden ſoll, ſobald der Bau des Ihrigen beginnt."

„Nur in dieſem Falle wäre es möglich, daß mir irgend ein Nachbar bis zum Ausbaue meines neuen Häuschens eine Scheune zur Wohnung überlaſſen würde."

„Ich weiß ſchon etwas Beſſeres für Sie, Herr Günther, als eine Scheune; ich überlaſſe Ihnen im Oekonomiegebäude des Jagdſchloſſes zwei Zimmer und eine Küche nebſt einem Stallantheile unentgeltlich, und zwar in der Hoffnung, durch ihr neues Häuschen die Luſt zur Nachahmung unter den Dorfbewohnern zu wecken.“

„Herzlich dank' ich Ihnen für die Wohlthat, die Sie mir zu erweiſen gedenken, Herr Schullehrer; Gott ſegne Sie dafür!“

Schon nach 14 Tagen war des Baders baufällige Barake verſchwunden und in verhältnißmäßig kurzer Zeit nachher ſtand ein neues zierliches Schweizerhaus aus Backſteinen fix und fertig da, hell und luftig, geräumig, mit einer lichten Stallung und einem zierlichen Pumpbrunnen, das Ganze, mit Einſchluß des Gartens, von einem grün angeſtrichenen Staketenzaun umfriedet. Bei dem Arbeiterfeſte nach Vollendung des Dachſtuhles, liefen alle Dorfbewohner zuſammen, und verwunderten ſich nicht wenig, die Meiſten mit peinlichem Neide im Herzen, über dieſes ſchöne neue Haus, deſſen Bau, bei der bekannten Dürftigkeit des Baders ſie gar nicht begreifen konnten. Es gab viele Vermögliche unter ihnen, die dennoch dem Bader nicht fünfzig Gulden zu dieſem Bau geliehen hätten, ihr Geld lieber in ihren Truhen verſchloſſen, und wie wilde Thiere in elenden, ſchmutzigen Spelunken hauſeten, zu deren Eingang ſie zwiſchen Miſthaufen durch ſtinkende Jauche waten mußten. Einige munkelten, der Bader müſſe einen Schatz gefunden, oder vielleicht gar jenen Getreidehändler ausgeraubt haben, den man im letzten Monat des vorigen Jahres in einem finſtern Walde, eine Stunde von Teufelsheim entfernt, erſchlagen gefunden hatte. Dieſem dummen und boshaften Gerede machte jedoch der Adlerwirth ſchon am andern Tage ein Ende, da er als Gemeindevorſteher der verſammelten Gemeinde eröffnete: „daß des Baders neues Haus erbaut

worden ſei, ohne das er einen Kreuzer Geld dazu brauchte, und die Koſten des Baues in 43 mäßigen Jahresfriſten bezählen müſſe, nach welcher Zeit dann das Haus freies Eigenthum ſeines Beſitzers bleibe. Sollte jedoch der Bader, oder ein Nachfolger deſſelben ſeine Schuld in kürzeren Friſten tilgen wollen und können, ſo werde ihm ein verhältnißmäßiger Nachlaß an der ſchuldigen Summe bewilliget. Unter den nämlichen Bedingungen könne jeder Dorfbewohner ein neues Haus bekommen, er brauche ſich deßhalb nur an den Herrn Schullehrer zu wenden, der für dieſe Verſchönerung des Dorfes ſorge."

Die Bauern riſſen Augen und Maul auf, als ſie dieß hörten. Ein Schullehrer war nach ihrer Meinung ein armer Schlucker, der zu gar nichts Anderem tauge, da er ſonſt kein Schullehrer geworden wäre, und nun wurde ihnen ihr neuer Schullehrer als ein Mann geſchildert, der ein ganz neues Dorf bauen könne. Die Sache ſelbſt gefiel ihnen aber doch, denn das ſchöne Baderhaus kam ihnen nicht aus dem Kopfe, und zwei Teufelsheimer erklärten, ſie möchten auch ein ſolches Haus, und würden ſich deßhalb gleichwohl an den Schullehrer wenden.

Bader Günther, der mit Weib und Kindern ſchon geraume Zeit bei Karl wohnte, fand im Glashauſe des fürſtlichen Schloßgartens, von guten Vorkentniſſen unterſtützt, belehrenden Unterricht in der Cultur ſeltener Blumen und köſtlicher Früchte, und lohnende Beſchäftigung.

Mit der Schule war auch ſchon ein guter Anfang gemacht. Aus eigenem Antriebe war kein einziges Kind gekommen, einen Knaben und eine Tochter des Baders ausgenommen, mit denen Karl und ſeine Schweſter Emma die Schule eröffneten. Die übrigen Kinder mußte er förmlich fiſchen. Dieß gelang ihm auf folgende Art.

Am Ende des erſten Schultages erhielt jedes der beiden Kinder einen paſſenden, recht hübſchen Bilderbogen, mit

dem Bemerken, daß jedes Schulkind, das die ganze Woche hindurch fleißig und ordentlich war, zur Belohnug an jedem Sonnabend einen neuen Bilderbogen erhalten, und am Sonntage Nachmittags, bei günstigem Wetter zu einem Spaziergange in den Wald oder auf die Haide zu allerlei lustigen Spielen mitgenommen, bei ungünstigem Wetter aber in der weiten Schloßhalle gespielt werde. Vor dem Fortgehen nach einem solchen Unterhaltungsabende, dürfe jedes Kind noch in den schönen Guckkasten des Herrn Schullehrers schauen, welches Vergnügen auch zuerst den beiden Kindern des Baders nach ihrem ersten Schulbesuche vergönnt wurde. Karl besaß nämlich ein Panorama von mehr als zweitausend Bildern, die je nach dem Stufenalter der Beschauer unterhaltend und belehrend wirkten, und reichlichen Stoff zu nützlichen Bemerkungen gaben. Die zwei Kinder sahen Christus am Oelberge in der Mondbeleuchtung, und der eben anwesende Herr Pfarrer machte ihnen eine sehr erbauliche und rührende Erklärung dieses überaus schönen und heiligen Bildes.

Mit dem Bilderbogen, mit der Schilderung der den Schulkindern verheißenen Freuden, und mit der Beschreibung des herrlichen Guckkastenbildes, rannten die beiden Sprößlinge des Baders in alle Dorfhütten, worin sie Kinder ihres Alters zu finden wußten, die nun ihre Eltern tagtäglich und unaufhörlich bestürmten, sie in die Schule gehen zu lassen. Die Einwilligung hiezu wurde nur noch durch die Vorbedingung verzögert, daß die Kinder nur gekämmt und gewaschen, und in reinlicher, wenn auch ganz einfacher Kleidung, in der Schule erscheinen durften. Aber auch diese Schwierigkeit war bald überwunden, und in kurzer Zeit kein schulfähiges Kind mehr im Dorfe zu finden, das nicht die Schule besuchte. Und wie gerne gingen diese Kinder in die Schule, wie fleißig und ordentlich waren sie, alles in der Hoffnung, am Sonnabend einen schönen Bilderbogen

zu erhalten, und am Sonntage ſich nach Herzensluſt ergötzen zu können!

Unter den Dorfbewohnern befanden ſich fünf Fiſcherfamilien, die neben einem kleinen Feldbaue auch zum Fiſchfange im Bogenſee berechtigt waren, dem fürſtlichen Fiſchmeiſter einen gewiſſen Theil der gefangenen Fiſche für die Hofküche abliefern mußten, und den Reſt verkaufen durften, wo ſie wollten. Die kleinen Söhne dieſer Familien lernten bei Karl ſchimmen, weil er ihnen begreiflich machte, daß es für ihren künftigen Beruf durchaus nothwendig ſei, um ſie vor der täglichen Gefahr des Ertrinkens zu bewahren. Bald baten auch alle andern Knaben, die Schwimmanſtalt beſuchen zu dürfen, und ſogar viel erwachſene Burſchen ſtellten ſich ein, die auch in dieſer Fertigkeit nicht hinter den Knaben zurückſtehen wollten.

Der Gottesdienſt war an einem bildſchönen Sonntagsmorgen eben beendet, und die Leute verließen die Kirche, als von der Anhöhe, hinter dem Jagdſchloſſe herab, Trommelſchlag und Hörnerſchall erklangen. Die jungen Turner aus der Reſidenz waren es, 24 an der Zahl, Alle in gleicher Turnertracht, Gymnaſialſchüler, einen von ihren Profeſſoren an der Spitze, dem die Aufſicht über die Turnſchule übertragen war, welche von einem Turnmeiſter und deſſen Gehilfen, beide an dieſem Tage Theilnehmer der Turnerfahrt, geleitet wurde. Karl, der ſie erwartet zu haben ſchien, ging ihnen entgegen, und geleitete ſie zur Turnſtätte, wo ſie ſich im Schatten des nahen Waldes lagerten, in der Abſicht, nach dem Mittagsmahle, das ſie im Freien verzehrten, ihre Turnerkünſte zu zeigen.

9.

Neugier vertrieb die Dorfbewohner, Groß und Klein, Alt und Jung, bald von ihrem Sonntagstiſche, um zu dem, was ſie zu ſehen hofften, ja nicht zu ſpät zu kommen. Bis-

weilen waren Seiltänzer und derlei Gaukler zu Marktszeiten in das Dorf gekommen; daher mochten sie wohl jetzt etwas Aehnliches erwarten. Auf der entgegengesetzten Seite des Turngerüstes zog sich eine grüne Böschung weithin, welche den Zuschauern bequeme Sitze bot. Auch der Adlerwirth kam mit seiner Tochter Elise; die Mutter hütete das Haus, wie häufig, da sie an einem langwierigen Fußübel litt. Karl ließ viele Bänke und Stühle aus dem Schlosse bringen, und sorgte, daß sein Bruder, der Pfarrer, seine beiden Schwestern, zwischen denen Elise saß, und der Adlerwirth, Alles gut sehen konnten; natürlich erhielt der fürstliche Professor den Ehrenplatz.

Die jungen Leute zeigten große Gewandtheit in allen Uebungen nach Vorschrift der Turnschule, und als die schwierigeren Turnkünste an die Reihe kamen, erschien auch Karl, nach kurzer, unbemerkter Entfernung, im Turnergewande, welches seine schlanke und kräftige Gestalt vortheilhaft heraushob, und zeichnete sich durch Leistungen aus, die selbst der Turnmeister bewunderte.

Plötzlich hörte man dröhnende Hufschläge, Wagengerassel, und wildes Jauchzen die holperige Gasse entlang, die vom Hause des Adlerwirthes zum Jagdschlosse emporführte, in dessen Nähe sie in die Landstraße einmündete.

„Ach! ich weiß schon, wer's ist!“ sagte ein Teufelsheimerbursche zu seinem Nachbar; „der Simon, der steinreiche Wirthssohn von Arnfelden, der stärkste Rauser weit und breit, überall zu finden, wo bei einer Tanzmusik eine Schlägerei zu erwarten ist. Nun, der wird dem Adlerwirthe wieder ein hübsches Stück Geld zu lösen geben.“

„Er ist zwar ein Grenznachbar,“ erwiederte ein Anderer, „aber denn doch ein Ausländer, und wir Teufelsheimer sollten recht zusammenhalten, und ihn tüchtig ausschmieren, damit er nicht länger damit prahlen kann, daß er alle Teufelsheimer miteinander nicht fürchte.“

Eine hübſche Kaleſche, mit zwei ſchönen, muthigen Rappen beſpannt, hielt am Ende des Dorfweges; im Fond des Wagens ſaß Simon, aus einem verſchwenderiſch mit Silber beſchlagenen Ulmerkopfe rauchend; ihm gegenüber befanden ſich zwei Knechte vom Anweſen ſeines Vaters, zu ſeiner Bedienung beigegeben. Beide ſtiegen aus, und hoben den Sohn ihres Dienſtherrn wie einen Grafen aus dem Wagen. Simon hatte eine rieſige Geſtalt und wohlgeformte Geſichtszüge; aber in ſeinem ganzen Benehmen, in Haltung, Gang und Aeußerung ſo viel Rohheit, Geldſtolz und Uebermuth im Gefühle ſeiner körperlichen Stärke, die ihn überall gefürchtet machte, daß man ſich in ſeiner Umgebung ſtets unbehaglich fühlen mußte.

„Schau! Schau! rief er bei dem Anblick der Turner aus, „da ſind ja gar Gaukler zu ſehen! Ich bin wohl zu ſpät gekommen. Thut nichts! Für Geld und gute Worte werden ſie ſchon wieder von vorne anfangen . . . Ah! Adlerwirth, da ſeid ihr ja! Euer Weib ſagte mir's ſchon, und daß eure Tochter bei euch iſt, die Liſi, die zuvor im Kloſter war. Welche iſt's denn von dieſen drei Weibsperſonen? So? Die da in der Mitte? Ein hübſches Mädel, gerade recht zu meiner Wirthin in Arnfelden. Ich möcht's gleich heirathen, und ihr werdet wohl nichts dagegen haben, denn beſſer kann's das Mädel doch nimmer treffen. Nun, was ſagt ihr dazu, Adlerwirth?"

„Ich ſage, daß ihr viel zu ſchnell mit dem Heirathen ſeid. Gut Ding braucht Weile. Ihr müßt erſt nachfragen, ob euch meine Tochter mag."

„Oho, ihr gebt's ja ſchrecklich hoch! Solche krieg' ich an jeden Finger zehn."

„Viel Glück dazu!"

Simon wurde feuerroth vor Zorn über dieſe Aufnahme ſeines Heirathsantrages, und ſtürzte ein Glas Wein nach

dem andern hinunter, das ihm ein Knecht reichte, der mit einer Flasche Wein dienend hinter ihm stand.

Karl hatte Alles mit angehört, da er in der Nähe stand, und mit Vergnügen bemerkt, daß Elise den Simon gar keines Blickes würdigte, sondern eifrig mit Karl's beiden Schwestern sprach.

Die Turner begannen zu ringen. Simon lachte sie aus. „Die da," sagte er laut, „kommen mir gerade vor, wie zappelnde Karpfen, die man mit den Händen aus abgelassenen Teichen fängt. He da! ich möchte auch mitringen! Hat Niemand Lust dazu?"

Er stand auf, ließ sich von einem Knechte den schweren Geldgurt vom Leibe losschnallen, und trat in die Turnbahn.

„Mein Herr," bemerkte ihm der Professor, „diese jungen Leute dürfen nur unter sich ringen, sonst mit Niemanden."

„So, so!" erwiederte Simon. „Ist sonst gar Keiner da, der mit mir ringen mag? Die Kurkosten und ein gutes Schmerzensgeld will ich ihm gerne bezahlen, wenn ich ihm zufällig ein paar Rippen eindrücke."

Indem er sich gegen die Zuschauer umwendete, erblickte er Karl in Turnertracht, der eben mit Elise sprach.

„Potztausend!" rief er aus, „hier steht ja auch ein solcher Gaukler, der gewiß nicht zu den jungen Leuten gehört, die mit Niemanden ringen dürfen, und der auch nicht wenig Kurasche zu haben scheint, weil er sich noch mit der Adlerwirthstochter zu reden getraut, obgleich er schon gehört hat, daß ich sie zu meiner Wirthin ausersehen habe. Wer ist denn dieser Held?"

Die drei Mädchen flüsterten Karl mit flehenden Worten zu, mit dem wilden Menschen nicht anzubinden.

„Unser Schullehrer!" antwortete einer von Karl's Schülern auf Simon's Frage, der hell auflachte.

„Nun, Schullehrer, wollet Ihr's mit mir probiren?"

„Ja; aber wohlgemerkt, es wird dabei weder geſchlagen, noch geſtoßen, ſondern nur gerungen.“

„Schon recht. Aber es ſoll doch auch etwas gelten; einen Gulden, oder hundert Gulden, wie Ihr wollet.“

„Hundert!“ erwiederte Karl ganz ruhig.

„Ich bin gewohnt, gleich baar zu ſetzen.“

„Ich auch. Ich hole das Geld. Silber oder Gold?“

„Oho! Ein ſolcher Schullehrer iſt mir noch nie vorgekommen. Silber! Geht, und — bleibt nicht aus!

„Der Schullehrer müßte ein Narr ſein, wenn er ſich noch einmal ſehen ließe; der hat ſich pfiffig aus dem Staube gemacht.“

Der Schullehrer war aber gleich wieder da, und legte eine Rolle mit hundert Gulden neben jene hundert Gulden auf den Boden hin, welche Simon aus ſeinem ſtrotzenden Gurte von einem ſeiner Knechte ſich hatte reichen laſſen.

Nun ſtanden die beiden Gegner einander gegenüber. Simon ſprang auf Karl los; er hatte ihn aber noch kaum berührt, als er auch ſchon auf dem Boden lag, ohne zu wiſſen, wie ihm geſchah.

Die Teufelsheimerburſchen lachten heimlich, aber Niemand gab ein lautes Zeichen des Beifalls.

Simon ſchämte ſich, vor Aller Augen beſiegt auf dem Boden zu liegen; raſch ſprang er auf und ſagte: „Noch hundert Gulden, Schullehrer! Zweihundert oder nichts!“

„Einverſtanden, Simon! Damit es aber nicht heiße, ich wolle Euch um's Geld bringen, ſag' ich Euch zum voraus, daß Ihr auch dießmal wieder den Kürzeren ziehen werdet. Ich weiß recht wohl, daß Ihr bei weitem ſtärker ſeid, als ich; doch die Gewandtheit iſt der Stärke überlegen; ich hole das Geld.“

Es war edel von Karl, den überwundenen Simon durch die öffentliche Anerkennung der Ueberlegenheit ſeiner

Stärke zu trösten; aber Simon war ob der erlittenen Beschämung so erbittert, daß er gewiß auf Rache sann.

Karl kam mit dem Gelde, und bald begann der zweite Gang. In dem Augenblicke, da Simon den Karl umklammern wollte, verschwand dieser, sich duckend, unter seinen Armen, schnellte aber, wie im Tigersprunge, hinter ihm empor, und riß ihn blitzschnell bei den Schultern nieder. Dießmal konnte jedoch Simon nur unter Beistand seiner Knechte sich vom Boden erheben; er fühlte einen Schmerz am rechten Schenkel.

Karl nahm die gewonnenen zweihundert Gulden, trat zum Adlerwirthe hin, und sprach: „Herr Gemeindevorsteher Randler, ich gebe Ihnen hiemit zweihundert Gulden, die ich gewonnen habe, als ein Geschenk für die Ortsarmen von Schilfheim."

Diese Großmuth eines Schullehrers erregte bei den Dorfbewohnern ein noch größeres Erstaunen, als sein Sieg über Simon, und gewann ihm die besondere Hochachtung und das volle Zutrauen derselben. Ohne Jemand zu grüßen, stieg Simon sogleich in seinen Wagen, streckte darin seine rechte Hand drohend gegen Karl aus, und fuhr im schnellsten Laufe der Rosse heimwärts von dannen.

Nach den Turnübungen wurde eine Stunde lang ausgeruht, und bisweilen ein fröhliches Lied gesungen, dann in die Schwimmanstalt gezogen, um auch die erworbene Fertigkeit im Schwimmen zu zeigen, und nach dieser Erfrischung der Kräfte, unter Trommelschlag und Hörnerschall heimgekehrt. Als der Pfarrer und Karl, die ihnen das Geleit gaben, wieder zurückkamen, trafen sie in der Nähe des Schlosses gegen 20 Burschen aus dem Dorfe, welche Karl ersuchten, ihnen doch auch Unterricht im Turnen zu geben, was er ihnen mit dem Bemerken versprach, daß Jeder, der sich bei einer Rauferei betheilige, sogleich und für

immer von dieſem Unterrichte ausgeſchloſſen werde. Bereitwillig nahmen ſie dieſe Bedingung an.

10.

Vom Adlerwirthe inſtändig zum Abendeſſen eingeladen, ſaßen die beiden Brüder mit ihren Schweſtern im Verſchlage des Wirthshauſes, in deſſen Tanzſaale im obern Stockwerke ein wildes Toben herrſchte. Etwa nach einer Stunde, inmitten eines durch lärmenden Zank unterbrochenen Tanzes, trat der Hausknecht ein, und meldete den nahen Ausbruch einer blutigen Rauferei, indem bereits zwei Parteien mit gezogenen Meſſern einander gegenüber ſtänden. Der Adlerwirth erhob ſich, um hinaufzugehen, und Ruhe zu ſtiften.

„Bleiben Sie, Herr Randler," ſagte Karl; „ich will ſelbſt hinaufgehen, da ich dieſe Gelegenheit gerade paſſend zu meinem Plane finde." Eliſe ſchaute ihm mit beſorgten Blicken nach.

Karl war plötzlich mitten unter den Streitenden:

„Was habt Ihr denn ſchon wieder?" begann er. „Kommet Ihr zum Raufen zuſammen, oder zum Tanzen? Wenn dieß der Fall iſt, ſo könntet Ihr die Muſikanten erſparen. Ihr traget Meſſer in den Händen, wie Metzger, die ein Kalb abſtechen wollen, und dieß thun ſogar, wie ich leider ſehen muß, viele von jenen, die mir erſt vor ein Paar Stunden verſprochen haben, ſich bei keiner Rauferei zu betheiligen. Was habt Ihr denn für einen Vortheil vom Raufen? Gar keinen; aber deſto mehr Nachtheil. Körperverletzungen geſchehen, die Euch zu Krüppeln machen, oder gar tödten; dann kommt das ſtrafende Gericht; man ſperrt Euch ein; die Unterſuchung beginnt, und endet mit Gefängniß-, Arbeitshaus- oder Zuchthausſtrafe, oft auf viele, lange Jahre, und die Geldkoſten verkleinern den Erbtheil derjenigen, die vom väterlichen Anweſen etwas zu hoffen haben. Anſtatt Euch in der Freiheit des ſchönen Lebens

erfreuen zu können, müſſet Ihr im Kerker ſchmachten, fern von Eltern und Geſchwiſtern, und von Allem, was Euch lieb und theuer iſt. Wie kann nun ein vernünftiger Menſch Luſt am Raufen haben, wenn er alle dieſe unausbleiblichen ſchlimmen Folgen deſſelben bedenkt? Ihr rauft vermuthlich, um zu zeigen, daß Ihr Muth und Stärke habet?"

„Ja! Ja!"

„Es gehört aber weder Muth und Stärke dazu, bei einer Rauferei einem Andern von hinten mit einem Bankfuße den Schädel einzuſchlagen, oder gar ein Meſſer in den Leib zu rennen. Wer bei einer Rauferei das Meſſer zieht, gibt dadurch zu erkennen, daß er ſeine körperliche Stärke nicht für hinreichend hält; er iſt ein feiger, heimtückiſcher Menſch; denn auch ein ſchwaches Kind von 8 bis 9 Jahren iſt ſtark genug, dem ſtärkſten Manne ein Meſſer in den Leib zu rennen. Ich kenne ein Land, das Gottlob! kein deutſches iſt, worin es Meuchelmörder gibt, die man Banditen nennt; dieſe lauern Perſonen auf, die ihnen bezeichnet werden, und ſtoßen ihnen ungeſehen das Meſſer, welches ſie Dolch nennen, gegen Bezahlung in den Leib. Wollet Ihr auch ſolche Banditen ſein, ſolche gott- und gewiſſenloſe Auswürflige des menſchlichen Geſchlechtes? Mit oder ohne Bezahlung . . . die Schlechtigkeit, die heimtückiſche Feigheit bleibt die nämliche. Mit den Meſſern in der Hand zeigt Ihr alſo weder Muth noch Stärke, ſondern nur Feigheit und Schwäche.

„Ich weiß ein Mittel, wie Ihr Eure Streithändel ausmachen könnet, ohne zu raufen, ohne zu ſchlagen und zu ſtechen, und ohne daß ein Gericht ſich einmiſchen kann. Wollt Ihr dieſes Mittel hören?"

„Recht gern, Schullehrer! Sagt's!"

„Ich kenne Euch. Ihr ſeid Alle recht wackere Burſchen mit guten, deutſchen Herzen, und nur durch ſchlimme Gewohnheit verwildert, die Ihr ablegen ſollet zu Euerem

eigenen Glücke. Ein gutes Wort findet bei Euch ein gutes Ort; darum rede ich ganz offen zu Euch, wie mir's mein Herz eingibt und der gute Menſchenverſtand. So höret alſo: Ihr müſſet ein eigenes Gericht haben. Wählet unter Eueren Kameraden Drei, auf deren Rechtlichkeit, Beſonnenheit, Liebe zur Ordnung und zu einem friedlichen Benehmen, Ihr ein beſonderes Vertrauen ſetzet. Wenn ein Streit zwiſchen Euch Anderen entſteht, ſo ſollet Ihr ihn nicht durch Raufen ausmachen, ſondern den drei Gewählten es überlaſſen, zu beſtimmen, wer von Euch Recht hat, oder Unrecht. Zwei gleiche Stimmen entſcheiden. Derjenige, welchem Unrecht zugeſprochen wird, braucht keine andere Genugthuung zu geben, als dem Andern die Hand zu reichen, der im Rechte blieb."

„Das wäre juſt nicht übel; aber dann weiß man halt doch nicht, wer der Muthigere und der Stärkere iſt."

„Gut. Wer ſich dem Ausſpruche der drei Gewählten nicht unterwerfen will, kann von dieſem verlangen, ihm Tag und Stunde zu einem Ringkampfe mit ſeinem Gegner zu beſtimmen, wobei, wie Ihr heute geſehen habt, nicht geſtoßen und nicht geſchlagen werden darf. Der Beſiegte muß gleichfalls dem Sieger die Hand reichen zum Zeichen der Verſöhnung, und daß er keinen Groll im Herzen nachtrage. Lernet nur fleißig bei mir turnen, ſo werdet Ihr es bald weit in dieſer Kunſt bringen. Nun, wie gefällt Euch mein Vorſchlag?"

„Recht gut, Schullehrer, recht gut. Der Ringkampf iſt uns aber doch lieber, als der Spruch."

„Meinetwegen; das ſteht bei Euch. Bedenket, daß durch Eure blutigen Raufhändel das Dorf Schilfheim im ganzen Lande den Schimpfnamen Teufelsheim erhalten hat. Die reichen Bauern aus andern Dörfern geben Euch ihre Töchter nicht zu Weibern, und nehmen Euch nicht einmal in ihre Dienſte. Dieß muß anders werden, und zwar

durch Euch selbst. Macht es so, wie ich Euch sage, und Ihr werdet den guten Ruf Eures Dorfes wieder herstellen, und Eure Kinder und Kindeskinder werden Euch dafür dankbar sein. Wollet Ihr?"

„Ja, ja!"

„Wohlan so reiche mir Jeder von Euch die Hand, und gelobe mir bei seiner Ehre, nie mehr zu raufen, nie mehr Messer zu tragen, die im Griffe feststehen, und Eure Streithändel nie anders auszumachen, als durch den Spruch der drei Gewählten, oder durch den Ringkampf. Gelobet mir dieß durch Handschlag, so wahr Ihr ehrliebende Burschen seid!"

Sie gelobten es, ergriffen die Gläser, und jubelten dem Schullehrer ein dreimaliges Lebehoch, der es dreimal erwiederte auf das Wohl der ehrliebenden Burschen von Schilfheim. Sie hielten auch treulich Wort. Auf der Stelle wählten sie drei Vertrauensburschen; aber nur selten fügten sie sich ihrem Spruche, sondern wählten den Ringkampf, doch stets ohne Unfug, ohne Uebertretung der Regeln. Nie wieder hörte man von einer Rauferei, bei der ein Schilfheimer sich betheiligte, was bald im ganzen kleinen Lande des Fürsten ein für sie und den Schullehrer sehr ehrenvolles Aufsehen machte.

Während sich dieß ereignete, standen der Adlerwirth und seine Tochter, Karl's Bruder und beide Schwestern, jenseits der Schwelle des Tanzsaales, und hörten Alles an. Der Wirth überhäufte Karl mit Ausdrücken der Bewunderung und des Dankes, als sie wieder im Verschlage saßen, und in Elisens Herzen gewann er eine so feste Stellung, daß er nicht befürchten durfte, es würde ihn irgend Jemand daraus verdrängen können.

11.

Zwei Jahre waren vorübergegangen, welche Karl durch Verbesserungen aller Art zur Ausführung seines großen und

rühmlichen Planes mit unermüdlicher Thätigkeit benützt hatte. Er genoß das unbedingte Vertrauen der ganzen Gemeinde, insbesondere durch die Uneigennützigkeit, die er in Allem, was er zum Vortheile der Dorfbewohner unternahm, auf eine seltene Weise bethätigte. Von den 38 Behausungen Schilfheims waren bereits 17, — nahezu die Hälfte, — in freundliche Schweizerhäuser von ungleicher Größe und Form umgewandelt; denn kein Bauer wollte sich mit einer schlechteren Wohnung begnügen, als der Bader besaß, der seit dem Aufhören der Raufhändel nur mehr wenig Berufsgeschäfte zu vollziehen hatte, und über den Entgang der Verbandkosten um so leichter lachen konnte, als schon sein Nebenerwerb im Schloßgarten den Unterhaltsbedarf seiner Familie deckte, und ihm überdieß der Morgen Landes, welchen er auf Anrathen Karl's nicht verkaufte, sondern bald darauf zu einer Himbeerenpflanzung benützte, im zweiten Jahre eine baare Einnahme von mehr als 800 fl. verschaffte, mit der sichern Aussicht, im dritten Jahre mehr als 1000 fl. einzunehmen; denn die Bestellungen auf diese Frucht liefen so zahlreich ein, daß er sie bei weitem nicht alle befriedigen konnte, wodurch sich manche Andere im Dorfe zu gleichem Anbau veranlaßt fanden. Auch die Blumenzwiebelkultur trug ihm manchen schönen Thaler ein, wie man denn überhaupt die neuen Schweizerhäuser bald inmitten eines herrlichen Blumenflors prangen sah, der in der Residenz einen reichlich lohnenden Absatz fand.

Aus dem Glashause des Jagdschlosses gingen häufig Sendungen der prächtigsten Ziergewächse und Blumen und köstlicher Früchte, die sonst nur auf dem Boden anderer Welttheile, unter einem heißen Himmelsstriche, gedeihen, an den fürstlichen Hof, wo sie die größte und freudigste Bewunderung fanden. Auf der Tafel des Fürsten prangten mitten im Winter großfrüchtige Erdbeeren, 3½ Zoll im Umfange. Aber auch in Bezug auf eigentliche Landwirthschaft

ſorgte Karl für das Beſte der Gemeinde: gewinnreiche Einrichtung der Haus- und Feldwirthſchaft, Verbeſſerung der Grundſtücke, veredelte Viehzucht, guter Bienenſtand, Obſt- und Gemüſebau, Hopfenanlagen, Klee- und Futterkräuterbau, Raps, Mohn, Anis, Hanf, Waid, Tabak, u. ſ. w., gaben ihm reichlichen Stoff zu Belehrungen, Aufmunterungen zu Verſuchen, und Anweiſungen zur Ausführung, mit der deutlichſten Auseinanderſetzung, daß, wer ſeinem Rathe folgen wolle, binnen 8 bis 10 Jahren aus einem armen Bauer ein recht wohlhabender und angeſehener Mann werden müſſe.

Oft ſagte Karl zu ihnen:

„So viele tauſend Deutſche wagen jährlich die lange, beſchwerliche und mit manchen Gefahren verbundene Seereiſe nach Nordamerika, um ihr Schickſal zu verbeſſern. Dort müſſen ſie, wenn ſie ſich dem Feldbaue widmen, vier Jahre lang mit raſtloſer Thätigkeit arbeiten, um ein ſorgenloſes Fortkommen zu finden. Wär' es nicht klüger und vortheilhafter für ſie, eben ſo viel Zeit und Fleiß auf die Verbeſſerung ihres heimathlichen Bodens und Geſchäftsbetriebes zu verwenden?“

In dem Maße, als die alten Bauern von der Ausführbarkeit und dem Nutzen der Rathſchläge Karl's ſich überzeugten, wurden ſie immer willfähriger, wozu viel beitrug, daß ſie Sonntags auf die Scheibe ſchießen durften. Die Meiſten derſelben waren in ihrer Jugend Soldaten geweſen, und wußten mit den Schießgewehren umzugehen. Aber auch die jungen Schilfheimerburſchen nahmen lebhaften Antheil daran, und die fürſtliche Gewehrkammer lieferte zwölf Kugelbüchſen zu Benützung.

Das Grenzdorf Schilfheim lag nur 3 Poſtſtunden von der Reſidenz entfernt, deren Einwohner lieber auf den Genuß der reizenden Ufer des Bogenſee's verzichteten, als ſich in die gefährliche Nachbarſchaft der Teufelsheimer zu bege-

ben. Seit der allgemein überraſchenden Kunde von der wunderſamen Umgeſtaltung der Verhältniſſe, wurden jedoch die Beſuche daſelbſt bald zur Mode. Bald erhoben ſich an den Geſtaden des See's niedliche Landhäuſer, die ihn wie ein Gürtel mit eingelegten bunten Steinen umſchlangen, mitunter von ſpekulirenden Capitaliſten zur Vermiethung in den ſchöneren Monaten des Jahres erbaut. Dadurch wurde die Seefahrt nach allen Richtungen belebt, eine ſehr einträgliche Nebeneinnahme für die Fiſcherfamilien, deren Fiſche auch gleich an Ort und Stelle den geſuchteſten Abſatz zu den beſten Preiſen fanden.

Karl hatte auf die von ihm erſtatteten monatlichen Berichte über die Erfolge ſeiner Bemühungen ſchon manches ehrenvolle Belobungsſchreiben erhalten; eine größere Auszeichnung überraſchte ihn, als eines Tages ganz unerwartet der Fürſt mit dem Miniſter im Jagdſchloſſe ankam, alle ausgeführten Verbeſſerungen beſichtigte, und zwar faſt immer Arm in Arm mit dem Schullehrer, worüber die Dorfbewohner nicht genug ſtaunen konnten. Unter dieſe gehörte auch der Adlerwirth, der ſogleich ſein Weib und ſeine Tochter Eliſe an das Fenſter treten hieß. Aber noch Jemand trat an das Fenſter, und ärgerte ſich nicht wenig über dieſen Anblick . . . Simon, der ſteinreiche Wirthsſohn von Arnfelden, der nach dem unbehaglichen Ringkampfe drei Monate lang nicht mehr nach Schilfheim gekommen war, ſeitdem aber ſeine Bewerbung um das Adlerwirthstöchterlein wieder beharrlich fortſetzte, freilich ohne alle günſtige Ausſicht. Ihr Vater rühmte ihr zwar dieſe Partie als eine ſehr vortheilhafte, überließ jedoch die Entſcheidung ihrem freien Willen. Dem Simon dankte ſie für die Ehre ſeines Antrages mit dem Beifügen: „daß ſie noch nicht die geringſte Neigung habe, zu heirathen," und dem Vater und der Mutter gab ſie auch noch den weitern Grund ihres Widerwillens an, daß ſein roher Charakter mit dem ihrigen nicht übereinſtimme.

Den Hauptgrund: ihre Liebe zu Karl, verſchwieg ſie klüglich; Beide hatten ſich längſt ſchon ſtandhafte Liebe gelobt, aber auch beſchloſſen, ſie ſo lange geheim zu halten, bis Karl eine Anſtellung würde erhalten haben, mit welcher er als ein annehmbarer Freier um Eliſen, im Hauſe ihres Vaters erſcheinen könnte.

Der Fürſt, begleitet vom Miniſter, von Karl und deſſen Bruder, dem Pfarrer, kehrte ſehr befriediget vom Beſuche des ganzen Dorfes zurück, und trat plötzlich in den ſchon erwähnten Verſchlag des Wirthshauſes, worin der Adlerwirth und die Wirthin ſaßen, Simon, und an einem andern Tiſche, mit einer künſtlichen Stickerei beſchäftigte Eliſe.

„Guten Tag, Herr Wirth und Frau Wirthin nebſt Töchterlein . . . ah! Sie ſticken ja vortrefflich," begann der Fürſt; „wo haben Sie es gelernt?"

„Im Inſtitute der engliſchen Fräulein, Euer Durchlaucht."

„Schön, ſehr ſchön! Herr Wirth, mein lieber Herr Schullehrer da ſagte mir ſo viel Rühmliches von der Einrichtung und dem Beſtande Ihrer Oekonomie, daß ich Sie erſuche, mich davon Einſicht nehmen zu laſſen."

Hocherfreut über dieſe große Auszeichnung, die er zunächſt, wie er ſo eben vernahm, der guten Empfehlung des Schullehrers zu verdanken hatte, wies der Wirth dem Fürſten und deſſen Begleitung alle Räume ſeines großen Anweſens, und erntete dafür große Lobſprüche. Bevor der Fürſt ſich wieder entfernte, ſagte er zu dem Adlerwirthe:

„Ich habe vom Herrn Schullehrer mit wahrem Vergnügen erfahren, mit welcher eifrigen Thätigkeit Sie zur höchſt rühmenswerthen ſittlichen und örtlichen Neugeſtaltung dieſes Dorfes beigetragen haben, und werde auf die Belohnung Ihrer Verdienſte nicht vergeſſen."

Der Fürſt war fort, bevor der Wirth Worte des Dankes fand.

„Sagen Sie mir geradezu," fragte der Fürst, als er ganz entzückt im Glashause des Jagdschlosses mit Karl lustwandelte, „welche Stelle Sie sich wünschen. Sie haben Ihre schwere Aufgabe ruhmvoll gelöset, und es handelt sich jetzt nur noch um die Pflege, Erhaltung und Fortbildung des so mühsam und so glücklich Errungenen."

„Gerade aus diesem Grunde, und um diesen Wunsch Eurer Durchlaucht erfüllen zu können," versetzte Karl, „möchte ich hier in meiner Stellung bleiben dürfen."

Der Fürst sann einen Augenblick nach.

„Ja, so ist's am Besten. In acht Tagen lieber Salburg, werden Sie mit meiner Entscheidung zufrieden sein. Leben Sie indessen recht wohl!"

12.

„Der Mensch denkt's, Gott lenkt's!" Schon nach zwei Tagen erscholl die Kunde von der Einführung der französischen Republik, und durchbebte ganz Deutschland. In manchen angrenzenden Staaten begannen innere Unruhen. Karl bewog den Fürsten zur Bewilligung, ganz Schilfheim bewaffnen zu dürfen, indem er sich für ihre Treue verbürgte. Die Lage dieses Dorfes, in welches ein Engpaß aus dem Auslande führte, war für den Fall eines versuchten Einfalles sehr wichtig. Der bedrohteste Punkt wurde sogleich stark befestiget. In 14 Tagen war die kleine Teufelsheimer-Armee vollkommen exerzirt, und voll Kampfbegier. In der Residenz las man in den Zeitungen Nachrichten von allerlei Krawallen an andern auswärtigen Orten, und wollte doch auch nicht ganz hinter jenen zurückbleiben. Weil aber die gerechte, wahrhaft väterliche Regierung des Fürsten keine Veranlassung zu Klagen bot, richtete sich die Beschwerde gegen die lästige Polizei. Eine große Schaar rottete sich zusammen, und erschien unter dem lauten Rufe: „Keine Polizei mehr!" im Hofraume des Ministeriums.

Der Minister ertheilte einer Deputation dieser Volksmenge Audienz. „Meine Herren," sagte er mit freundlicher Miene, „es gereicht der Regierung zum besondern Vergnügen, daß Ihre Beschwerde bloß auf diesen Punkt sich bezieht. Das Gerücht hievon vernahm ich schon vor einigen Tagen, und Seine Durchlaucht haben mich ermächtiget, diesem Wunsche seiner lieben Residenzbewohner zu entsprechen. Ich gesteh' Ihnen offen, daß ich selbst recht froh bin, die Polizei vom Halse zu bringen, da sie schon öfter meinen Kutscher gestraft hat, wenn er zu schnell gefahren ist. Gehen Sie also ruhig nach Hause; in einer Stunde wird das Polizeigebäude geschlossen sein."

So war's, und auf einem Anschlagzettel in gewaltigen Buchstaben zu sehen: „Keine Polizei mehr!" Natürlich wurde aus Freude hierüber sogleich ein glänzendes Festessen veranstaltet. Allein der hinkende Bote stellte sich schon am andern Tage ein. Die täglichen Polizeiübertretungen waren die nämlichen geblieben, aber keine Polizeibehörde zur Abhilfe mehr da, und aus diesem Grunde wurden sie bald doppelt so zahlreich, als früher. Die Verlegenheit der Residenzbewohner stieg mit jedem Tage, und zwang sie endlich, auf den Rath des Ministers, den Fürsten in einer feierlichen Abordnung um Wiedereinführung der Polizei zu bitten, was ihnen auch nebst einer guten Lehre bewilliget wurde. Von da an blieb es in der Residenzstadt ganz still. Der Fürst sorgte eifrig für Beschäftigung der arbeitenden Klasse, und ließ auch die Oekonomiegebäude des Jagdschlosses zu Schilfheim bedeutend erweitern, um dort eine landwirthschaftliche Schule anzulegen, die späterhin bei der beabsichtigten Colonisirung großer öder Strecken Landes auf der Ostseite des Bogensee's eine umfassende praktische Wirksamkeit finden sollte.

Im Jahre 1849 versuchten 800 bis 1000 fremdländische Aufrührer, durch den Engpaß bei Schilfheim in das Land einzudringen, und die Grenzbewohner für ihre Umsturz-

pläne zu gewinnen. Gegen ein solches, vorausgesehenes Ereigniß war genügende Abwehr vorbereitet. Die Sturmglocken dröhnten weithin an der Grenze, und von allen Seiten strömten bewaffnete Landleute herbei. Zweimal versuchten die Aufrührer die Verschanzung mit Gewalt zu nehmen, wurden aber von den Schilfheimer Schützen mit großem Verluste zurückgeschlagen. Als sie sich zu einem dritten Versuche anschickten, und im Eilmarsche vordrangen, machte Karl an der Spitze seines Schilfheimer Freicorps einen Ausfall mit gefällten Bajonetten, wobei seine Krieger den Namen „Teufelsheimer" auf eine ruhmvolle Weise rechtfertigten. Aber die Ueberzahl der Feinde brachte sie in eine bedrängte Lage, und viele von ihnen wurden verwundet, Karl zweimal. Plötzlich ließ er sein Corps eine hohle Gasse bilden, durch welche zwei Sechspfünder in gestrecktem Laufe herandonnerten, und einen Kartätschenhagel entsendeten, der jene bald in die wildeste Flucht jagte. Sie kamen nicht wieder.

Politische Windstille trat ein, welcher bald die Neugestaltung der Dinge, Ruhe und Ordnung in den bewegten Ländern folgten. Zu einer solchen Zeit, an einem heitern Sonntagsmorgen, kam der Fürst mit seiner Gemahlin und dem ganzen Hofe, mit dem Minister und mehreren hohen Beamten, gefolgt von einer Menge von Neugierigen in Wagen und zu Pferde, nach Schilfheim, ließ die ganze Gemeinde auf dem freien Platze bei dem Turngerüste versammeln, und das Freicorps Karl's von diesem in Parade aufstellen. Der Fürst hielt eine herzerhebende Rede, worin er zuerst der Gemeinde zu ihrem erworbenen, ruhmvollen Rufe Glück wünschte, und zum Zeichen der Anerkennung das goldene Verdienst-Ehrenzeichen eigenhändig an die Brust des Gemeindevorstehers, des Adlerwirthes Randler, heftete. Jeder, der bei der Vertheidigung des Engpasses mitgekämpft hatte, erhielt das Denkzeichen von Bronce mit dem Bildnisse des Fürsten, und der Inschrift auf der andern Seite: „Dem

Treuen das dankbare Vaterland," außerdem die zehn Muthigſten, nach der Wahl der Mannſchaft, die ſilberne Tapferkeitsmedaille.

„Nun kommt die Reihe an Sie, lieber Salburg," ſprach der Fürſt; „Sie haben Wunder gewirkt, die ich nicht zu nennen brauche, weil ſie Jedermann kennt. Ich kann Sie nicht dafür belohnen, ſondern Ihnen nur ein Zeichen meiner Dankbarkeit geben. Empfangen Sie hier das Dekret als fürſtlicher Hofrath und Direktor der landwirthſchaftlichen Schule zu Waldburg, und das Ritterkreuz des Civil-Verdienſt-Ordens und des Militärverdienſt-Ordens, ſowie das Denkzeichen der Treue!" Der Fürſt heftete ihm dieſe Ehrenzeichen ſelbſt an die Bruſt, ſo wie Karl's Bruder, dem Pfarrer, das Ritterkreuz des Civil-Verdienſt-Ordens für ſeine thätige Mitwirkung auf dem religiöſen Gebiete. Bader Günther wurde Hofgärtner zu Waldburg, zu ſeiner größten Freude, da dieſes Geſchäft ſeine Lieblingsneigung geworden war. Von dem Adlerwirthe, als Gemeindevorſteher, und von den beiden Salburg begleitet, durchwanderte der fürſtliche Hof das ganze Dorf auf ſeinen reinlichen, luſtparkähnlichen Wegen, an den neuen, zwiſchen den lieblichſten Blumen prangenden Schweizerhäuſern vorüber; es war keine alte Hütte mehr zu ſehen. Das Mittagsmahl nahm der Hof im Jagdſchloſſe, welches der Fürſt künftig öfter zu beſuchen, und namentlich zur Jagdzeit wieder zu benützen verſprach. Die beiden Brüder Salburg wurden zur fürſtlichen Tafel geladen. Nach derſelben fragte der Fürſt: ob Karl nichts mehr auf dem Herzen habe? Er geſtand ihm ſeine Liebe zu Eliſen, und bat um die Erlaubniß, um ſie werben zu dürfen. Lachend erwiederte der Fürſt: „Ueberlaſſen Sie dieß mir." Er ließ den Adlerwirth mit Frau und Tochter kommen, und machte den Freier für Karl. Hocherfreut erklärten die Eltern Eliſens den Antrag für die höchſte Ehre, und die Tochter ſagte natürlich nicht nein. Nach vier Wochen

war feſtliche Hochzeit, durch die Anweſenheit des Fürſten und der Fürſtin verherrlicht. Auch Simon kam, und brachte den Schilfheimer Burſchen vier Eimer guten Wein zum Geſchenke, in der geheimen Hoffnung, ſie durch einen Rauſch zum Raufen zu bringen, und ſomit wieder zu Teufelsheimern zu machen. Aber vergebens. Sie tranken ſeinen Wein aus, und blieben friedlich. Bald ſtellten ſich auch Bräutigame nach Herzenswunſch für Karl's beide Schweſtern ein, ein Profeſſor an der landwirthſchaftlichen Schule, und ein reicher Gutsbeſitzer in der Nähe des Bogenſee's. Und ſo blühet nun dieſes herrliche Dorf, von zahlloſen Neugierigen des In- und Auslandes wegen ſeiner vielen ſehenswürdigen Anſtalten und Naturſchönheiten fortwährend beſucht, zur Zeit eine der ſchönſten und wohlhabendſten Ortſchaften, jedenfalls die wunderſamſte des ganzen fürſtlichen Landes, eine für alle Zukunft ehrenvolle Erinnerung an den Schullehrer von Teufelsheim.